Authr.
206 r/ - 2
Eros

Eros

oder

Wörterbuch

über

die Physiologie

und

über die Natur- und Cultur-Geschichte des Menschen

in Hinsicht

auf seine Sexualität.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zweiter Band.

M — Z.

Berlin, bei August Rücker.

1823.

509 B

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem Reinen ist Alles Rein!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Wir überliefern hier dem Publikum den zweiten Theil eines Werkes, über dessen Zweck wir uns bereits im ersten Bande (in der Vorrede) hinlänglich ausgesprochen, und — für Manchen — gerechtfertigt zu haben glauben. Der „reine, ernste, reife und gebildete Leser," wie wir uns dort unsern Leser wünschten, lese und prüfe!

Auch dieser Band giebt aus der Physiologie des Menschen — immer in Bezug auf seine geschlechtliche Seite, belehrende Aufschlüsse in den Abhandlungen: Mann, Mannbar, Monatskrise, Nacht, Physiognomie, Reife, Sinnenkälte, Teint, Unfruchtbarkeit, Unmäßig-

keit, Unvermögen, Wuchs, Zeugung u. m. A. — Aus der Naturgeschichte besonders den, wie wir hoffen, reich ausgestatteten Artikel: Weib, und aus dem Gebiete der Culturgeschichte des Menschengeschlechtes liefert dieser Theil noch weit wichtigere Aufschlüsse als der erste über die Art und Weise, wie der Mensch von jeher über seine Sexualität gedacht hat, und wie wieder die Cultur auf sie, diese auf die Ausbildung der Cultur gewirkt habe, in den Artikeln: Mode, Mönch, Nestel, Nonne, Platonische Liebe, Reifrock, Schminke, Tanz, Vestalin, Vielweiberei, Wohlgeruch, Wollust u. s. w.

Unser Werk bespricht Gegenstände, die nicht zum Bereich der gewöhnlichen Conversation gehören, obgleich Jeder darüber Belehrung verlangt, Belehrung darüber zu fordern das Recht hat. Darum ist es gut, wenn Sachkenner diese ohne weitere Nebenabsicht, als eben diesen Unterricht ertheilen zu wollen, ihm geben: möge dann der Unerfahrne in stiller Klause ernst und nachdenkend, wie es die Würde des

Gegenstandes erheischt, über diese so wichtigen Interessen seine Ideen aufklären. — Vielleicht dankt er uns die, gewiß nicht leichte, Mühe, die wir bei Ausarbeitung dieses, aus so mannigfaltigen Bestandtheilen zusammengesetzten Werkes übernommen haben.

Ein Schriftsteller, der große Sachkenntniß hat, definirt neuerlich die Liebe „einen aus Neugier und Sinnlichkeit zusammengesetzten Trieb.“ Das klingt hart, klingt materialistisch! Und doch muß sich der Menschenkenner gestehen, daß, so viel Verzerrtes und Uebertriebenes in diesem Ausspruch liege, er dennoch auch eben so viel Wahres enthalte! Jene, dem Unerfahrnen so natürliche Neugier ist es denn auch besonders, die bei Gegenständen physiologisch-erotischer Art schon so viel Unheil gestiftet hat, indem sie meist nach ganz verkehrten und schädlichen Mitteln zu ihrer Befriedigung greifen ließ. Eltern und Erzieher! Wir appelliren an Euer Urtheil, ob hier nicht eine offne, mit reinem Sinne hinzunehmende, Aufklärung nützlich und ersprießlich sei?

Das vorliegende Werk bietet sie. Möge es freundliche Aufnahme und geneigte Leser finden! Möge es das Gute stiften, das wir damit bezweckten, möge es vor Allem nie und nirgend zu einem Misbrauche Veranlassung geben, zu welchem ja auch die reinste Absicht und der lauterste Zweck durch Leichtsinn und üblen Willen verkehrt werden können!

Leipzig, 1823.

Die Redaktion.

M.

Mädchen.

Schon in der früheſten Kindheit, und noch lange eher jene Evolutionen und Revolutionen im weiblichen Körper vorgehen, die wir im Artikel: Entwicklungsjahre auseinandergeſetzt haben, und von welchen an ſich eigentlich der wahre Lebenszuſtand des Mädchens, das wir hier zu betrachten haben, datirt, ſchon in der früheſten Kindheit alſo ſieht der erfahrene Blick gewiſſe moraliſche und phyſiſche Verſchiedenheiten in der Conſtitution beider Geſchlechter. Gewöhnlich iſt das kleine Mädchen viel zarter, weichlicher, feiner gebildet als der kleine Knabe, ihre Haare ſind länger, ihre Muskeln biegſamer, ihr Teint iſt weißer: ſie zieht ruhigere, ſittigere Beſchäftigung und Spiele vor, und während ſchon das zarteſte Knäbchen nichts mehr liebt, als ſeine zinnernen Soldaten, ſein Pferdchen, ſeine Trommel, ſeinen kleinen Säbel, iſt die Puppe, das kleine Küchengeſchirr des Mädchens liebſter Schatz. Auch ſind Mädchen von der früheſten Kindheit an zärtlicher, gemüthlicher, artiger, ſanfter, anſchmiegender als ihre Brüder, und Alles in ihnen deutet ſchon den Willen der Natur an:

> Das Weib ſoll ſich nicht ſelber angehören,
> An fremdes Schickſal iſt ſie feſtgebunden.
>
> Schiller.

> Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Beſtimmung,
> Denn durch Dienen allein gelangt ſie endlich zum Herrſchen,
> Zu der verdienten Gewalt, die ihr im Hauſe gehört.
>
> Göthe.

Wie das kleine Mädchen sich mehr und mehr ausbildet, und mehr und mehr heranwächst, tritt denn auch der Charakter ihres Geschlechtes immer entwickelter in ihr hervor. Schaam und Zucht und Sitte begleiten alle ihre Handlungen, und wehe der Erziehung, die diesen gottgeliebten Character der weiblichen Natur nicht hegte und pflegte, die ihn aus Unachtsamkeit, oder wohl gar aus schändlichern Principien zu untergraben strebte! Hier und gerade in der früheren, der Entwikkelungsperiode noch vorhergehenden Epoche ist es, wo die sorgsame Hand der Erziehung schirmend und pflegend die zarte Pflanze des weiblichen Characters behüten muß, wenn sie sich einst wohl und naturgemäß entfalten soll.

Im vierzehnten bis sechszehnten Jahre (in unserm Klima) melden sich dann die Vorläufer jener hochwichtigen Revolution im weiblichen Körper, die das Kind zum Weibe gestalten. Das junge Mädchen fühlt öfter ein eignes Gefühl von Schwere in den Füßen und Schenkeln, eigenthümliche Gedanken und Gefühle beginnen ihre gewohnten Beschäftigungen, ihren Schlaf zu stören, in den Brüsten, die bis hierher als unthätige Organe schlummerten, erwacht ein lebendiger Bildungstrieb: die Circulation der Säfte nimmt eine determinirte Richtung nach dem hochwichtigen Organ, durch welches das Weib die Mutter des Menschengeschlechtes ist, alle Reize, die das Weib schmücken, erwachen, die Knospe blüht auf, und das Mädchen steht mannbar da. (Vergl. Mannbar.)

Nicht immer geschieht dies Erwachen eines neuen Lebens, dieser Impuls, den das ganze Nervensystem bekommt, so ruhig, wie er hier geschildert ist. Leider! kennt die Nosologie eine ganze Reihe von Krankheiten, die grade dieser Epoche, und keiner Andern, eigenthümlich sind, und die sie daher mit dem Namen der Entwickelungskrankheiten bezeichnet. Es giebt keine so wunderbaren, erstaunenswerthen, unbegreiflichen Verirrungen in den Verrichtungen des Körpers wie des Geistes, die unter den Entwicklungskrankheiten nicht beobachtet worden wären. Man hat die merkwürdigsten Zuckungen gesehen, Krämpfe, die häufig ansteckend sind, wenn mehrere junge Frauenzimmer um das Alter der Entwicklungsepoche herum, dergleichen krampfbefallene Schwestern vor sich sehen. Clare sah in einer englischen Baumwollenfabrik die heftigsten Zuckungen, die sich mit Tanz-Krämpfen endigten, unter den jungen Arbeite-

rinnen. In Nonnenklöstern hat man die jungen Nonnen miauen, bellen, beißen gesehen: andre verfallen in eine mysteriöse Melancholie, haben Erscheinungen, die wunderlichsten Träume, machen Gedichte, werden Prophetinnen, fühlen Metalle und Quellen, die unter der Erde verborgen sind, wieder Andre, was Vielen unglaublich scheinen dürfte, bekommen einen unvertilgbaren Drang nach Leiden und Schmerz, sie verschlucken Nadeln, Scherben, Stroh, Lappen u. s. w., und viele exaltirte Heilige und Martyrjungfrauen mögen nur durch eine verkehrte Regung ihres jungfräulichen Nervensystemes zu ihrer Geistesüberspannung angeregt worden sein!

Um so trauriger ist es, daß zu allen Zeiten und fast bei allen Völkern diese naturgemäße Wahrheit nicht über menschlich-gesellschaftliche Einrichtung, und über den sinnlichen Geschmack des Mannes hat triumphiren können. Zu allen Zeiten nämlich, und fast unter allen Nationen hat der Mann dem Mädchen gegen dessen Natur einen Zwang auferlegt, von dem er sich dagegen fast überall zu entbinden sich berechtigt geglaubt hat. Nichts ist so characteristisch in der Cultur-Geschichte des Menschengeschlechtes, vom physiologischen Standpunkte aus betrachtet, als die geschichtliche Erforschung jener Sitten, die bei den verschiedensten Völkern das Verhältniß der Männer zu den jungen Weibern bestimmt haben. Wir haben die Zeit des Eintritts des Weibes in die bürgerliche Gesellschaft, und das Fest, mit dem dieser Act von jeher gefeiert wurde, in den Artikeln: *Entjungferung* und *Hochzeit* geschildert, und wenn wir nun hier erzählen, wie das Weib *bis* zu jenem Augenblick hin, also wie das *Mädchen*, die Jungfrau bei den verschiedenen Völkern geachtet und gehalten wurde, so haben unsre Leser jenes vollständige Kapitel aus der Cultur-Geschichte des Menschengeschlechtes, das sie hoffentlich nicht ohne Interesse lesen werden.

Sehr strenge bewachten die *Juden* die Reinheit ihrer Mädchen, und der Hitze des Temperamentes in diesem Volke, und unter jenem glühenden Himmelsstrich setzte der weise und strenge Gesetzgeber *Moses* durch seine Verordnungen einen festen und bewährten Damm entgegen. Die Töchter der Hebräer waren in dem Innern der Wohnungen verschlossen, schliefen bei ihren Müttern, oder die Vornehmern und Reichern waren besondern Aufseherinnen anvertraut. Sie durften nicht

anders, als mit einem Schleier um das Haupt, einem feinen, seidnen Netz über das Gesicht, und einem, den ganzen Leib verhüllenden Mantel, und dazu noch von ihren Wächterinnen begleitet, ausgehn. Fand troz allen diesen Zwangs- und Vorsichts-Maaßregeln die Verführung dennoch bei ihr Eingang, und das Mädchen wurde entehrt, so mußte sie entweder die That gestehn, einen Mann heirathen, der sich über den Verlust ihres verlornen Gutes hinwegsezte, und überdies doch noch den unversöhnlichen Zorn aller ihrer Verwandten auf sich laden, oder sie mußte, um nicht entdeckt zu werden, nie heirathen, oder sie mußte sich endlich der lebensgefährlichen Gefahr aussezen, nach der Hochzeitsnacht von ihrem Manne zurückgeschickt, und darauf zur Inquisition gezogen zu werden, worauf sie unfehlbar gesteinigt ward!

Bei den Hindus schäzen noch jezt besonders die vornehmen Classen die unbefleckte Reinheit ihrer Mädchen so hoch, daß sie sie schon lange vor der Mannbarkeit heirathen, um ja ganz sicher zu gehen. So sieht man oft einen Greis von siebenzig Jahren, der sich ein Kind von vier Jahren antrauen läßt, und deshalb heirathen auch die Wittwen nie wieder.

Wenige Nationen sind so eifersüchtig auf den ausschließlichen Genuß eines reinen und schönen Mädchens, als die Araber. Die arabischen Mädchen dürfen daher sich vor keinem Mann sehen lassen, und sind in dem Innern ihrer Wohnung eingeschlossen. Selbst der Arzt, dem doch überall Thor und Thür offen stehen, hat nicht das Glück ein arabisches Mädchen zu sehen, wenn er vor ihr Krankenbett gerufen wird. Er darf die Verschleierte nur examiniren, und höchstens ihren Pulsschlag untersuchen. Auch wenn die arabischen Mädchen ausgehen, sind sie beinahe ganz bedeckt. Schreckliche Beispiele existiren über die Begierde der Araber, die Reinheit ihrer Mädchen unbefleckt aufrecht zu erhalten. Ein herumstreifender Araber zog mit seiner Tochter, die sich hatte entehren lassen, mit Verhehlung seiner Sache in die Wüste, und brachte sie dort um. Ein anderer tödtete seine Tochter aus gleicher Ursache, und sezte seinen Verwandten, die er zu einem Gastmahle geladen hatte, den Kopf derselben auf einer Schüssel vor. In Bagdad überraschte ein reicher Kaufmann einen jungen Menschen bei seiner Anverwandtin, und zerhieb nicht nur diese auf der Stelle in Stücken, sondern brachte es

auch durch Geld und Zeugen dahin, daß der Jüngling, der der Sohn eines ansehnlichen Bürgers war, noch in derselben Nacht auf Befehl der Obrigkeit gehangen wurde!

Bei den Egyptiern müssen zwar die Mädchen auch sehr eingezogen leben, und dürfen sich nicht vor Mannspersonen sehen lassen, indeß halten sie sonderbarerweise das Gesicht für den Theil, der die keusche Schaamhaftigkeit am meisten verborgen halten müsse. Ein Engländer überraschte ein Mädchen, das sich im Euphrat badete: rasch hielt sie nur die Hände vor das Gesicht, ohne sich darum zu bekümmern, ob der fremde Mann sonst ein

Kleinod des Mädchenthums

Shakespeare.

wahrnehmen möchte. Auch geben, von demselben Grundsatze ausgehend, die Bauern in Egypten ihren Töchtern selten vor dem siebenten Jahre ein Hemde, sondern nur ein langes, dikkes Tuch, das sie um den Kopf wickeln können, und das sie alsbald über das Gesicht fallen lassen, wenn sie einen Mann sehen.

In dem heroischen Zeitalter der Griechen lebten die Jungfrauen in einer strengen Enthaltsamkeit. Nur selten war es ihnen vergönnt, sich öffentlich sehen zu lassen, oder mit Mannspersonen sich zu unterreden. Wurde es ihnen ja bisweilen erlaubt, so verhüllten sie ihr Antlitz mit einem Schleier, welcher auch in Gegenwart der Mannspersonen nicht eher abgelegt wurde, als nach dem dritten Tag der Hochzeitfeier. Sie wurden in dem Thalamus von ihren Müttern erzogen und bewohnten auch wohl, wenn sie erwachsen waren, einen eigenen Thalamus für sich, wie Nausikaa beim Homer. Aus vielen Stellen in Homers Gesängen erfahren wir hingegen, daß die verheiratheten Weiber keineswegs so eingeschlossen und ihrer Freiheit beraubt waren, wie viele Schriftsteller behauptet haben. Aber auch selbst die Freiheit der Jungfrauen scheint durchgängig nicht so eingeschränkt gewesen zu sein, wie aus mehrern Stellen des Homer zu vermuthen ist. Aelus ganze Familie, Weiber und Männer schmausten z. B. zusammen. So scheint auch das Waschen, Ankleiden und Salben der Fremden, das eigenthümliche Geschäft der Sclavinnen, bis-

wellen von freien Mädchen verrichtet worden zu sein; Nestors jüngste Tochter, die schöne Polykaste, badete den Jüngling Telemach, salbte ihn hierauf mit Oel, und umhüllte ihn mit dem Mantel und Leibrock. Dies war eine ganz besondere Ehre, die Gästen widerfahren konnte, und die auch von Nausikaa, Circe und Helena dem Ulysses erwiesen ward. Später aber, als die wachsende Cultur die Nation mehr verfeinert hatte, zwang die Eifersucht der Männer, ihre Weiber und Töchter in dem innern Theile ihrer Wohnung, dem Gynäkonitis, eingeschlossen zu halten, und die griechischen Mädchen sollen noch bis auf den heutigen Tag unsichtbar und eingeschlossen sein — so lange türkischer Fanatismus nicht ihre Kerker bricht, um auf den Plätzen von Scio die schauderhaftesten Scenen zu begehen, die die Geschichte der Welt je gesehen hat!!!

Sehr eigenthümlich bildete Lykurg seine Spartanerinnen. Er gab nämlich den spartanischen Mädchen Röcke, die unter dem Gürtel auf beiden Seiten offen waren, und die bei der geringsten Bewegung zu Verräthern ihrer Reize wurden. Nur an ihrem Hochzeittage legten sie dies Gewand ab, und trugen von nun an als Weiber einen mehr verhüllenden Anzug. Sie wurden gleich Knaben und Jünglingen in öffentlichen Gymnasien in allen den Leibesübungen, die Gesundheit, Schönheit und Stärke geben können, geübt. Manche von diesen Uebungen erforderten, daß die Kämpferinnen sich ganz entkleideten; hier zeigten sie aber nicht die wollüstigen Attiteuden der Tänzerinnen von Taheiti, oder der Bajaderen in Indien, sie waren keine lüsterne Buhlerinnen, welche die Männer zum Genuß einluden, sondern als Nebenbuhlerinnen der Milone und Herkulesse, welche Athleten zum Kampf aufforderten. Sie waren, sagt Plutarch, mit der öffentlichen Sittsamkeit bedeckt. Ihre Nacktheit entflammte die Einbildungskraft der Zuschauer nicht. Wie war es auch möglich, daß Cynische Ausschweifungen diese Kämpfe schändeten? Sie geschahen vor den Augen der Könige von Sparta, mitten unter seinen Ephoren und ehrwürdigen Greisen. In solchem Falle läßt sich mit Wahrheit sagen, daß ein nacktes Frauenzimmer von der Keuschheit der Blicke der Weisen, die sie umgeben, bedeckt sei. Ein Fremder fragte einst eine dieser Heldinnen, was sie

ihrem Manne zubrächte? „Ich bringe ihm, antwortete sie, meine Schamhaftigkeit und den Ruhm meines Vaterlandes.“

Mit dem Verfall der Lykurgischen Gesetze verschwand der hochgespannte politische Enthusiasmus. In den weit ausgebreiteten Feldzügen der Sparter eroberten sie ungeheure Schätze und Reichthümer; Luxus und Schwelgerei griffen unaufhaltsam um sich, und die weibliche Unschuld der Spartanerinnen entfloh auf ewig.

Weit edler noch und anziehender, als der heroische Muth der Spartanerinnen, war die bescheidene Tugend der Cyanischen Jungfrauen. Diese kamen an allen Festen mit den Jünglingen zusammen, und wenn jene spielten und tanzten, so waren diese theilnehmende Zuschauer oder laute Bewunderer. An solchen Festen wurden gewöhnlich die Bande liebender Mädchen und Jünglinge geknüpft. Wenn eine Schöne, die von mehrern geliebt wurde, sich für einen ihrer Liebhaber erklärte, so traten die übrigen ohne weitere Zudringlichkeit zurück. Die Cyanischen Mädchen und Frauen rühmten von sich, daß in einem Zeitraume von siebenhundert Jahren keine Ehebrecherin und keine Verführte unter ihnen gefunden worden sey. Gewiß lag ein Hauptgrund dieser beispiellosen Sittsamkeit und Keuschheit, in den geselligen Festen, an welchen Mädchen und Jünglinge einander kennen lernten, und in der Güte der Eltern, die ohne wichtige Ursache liebende Kinder nicht trennten, und beide Geschlechter nicht so wie die übrigen Griechen in einer strengen Entfernung hielten.

Das römische Mädchen genoß von den ältesten Zeiten her eine weit freiere Lebensart als das atheniſche. Es war zwar von allen öffentlichen Verhandlungen, vom Forum entfernt, aber es lebte in den Häusern des Römers in stetem Umgange mit dem männlichen Geschlechte. Es ist ein ehrwürdiges Bild von Simplicität, Römerinnen in demselben Zimmer, dem Atrium, wo man mit ihren Männern, dem Konsul oder Rechtsgelehrten, sich über die wichtigsten Dinge unterredete, zu erblicken, den Rocken oder die Spindel in der Hand, oder an dem Weberstuhle sitzend. Selbst Königinnen schämten sich solcher Arbeit nicht.

Aber nicht allein diese stille häusliche Tugend, zeigen uns die römischen Schönen in den ersten sechshundert Jahren in einem so vortheilhaften Lichte, sondern hohes Gefühl für Pa-

triotismus und Freiheit begeisterte sie schon früh, wovon uns die in dem Kriege mit dem Porsenna sich verewigte Clölia und die Gemahlin des C. Licinius Stolo, welche die Aussöhnung der Plebejer und Patricier bewirkte, geltende Beispiele geben, und noch in dem verfeinerten und üppigern Zeitalter, gaben sie mit Freuden all' ihr Geschmeide her, als Rom von den Verwüstungen des Brennus losgekauft werden sollte; sie erlangten dafür die Ehre, daß ihnen Leichenreden gehalten wurden.

Kein Römer durfte die jungfräuliche Ehre unbestraft beflecken, und die Geschichte der Virginia lebt noch heute in dem Gedächtniß aller Edlen!

Die Mädchen unsrer Ur-Alt-Vordern, die germanischen Jungfrauen waren unter Griechen und Römern ihrer sittlichen und körperlichen Schönheit wegen berühmt. Man fand selbst zur Zeit ihrer Barbarei keine einzige der vielen Spuren von Schamlosigkeit, die von je her den Slawischen und Morgenländischen Völkern gemein waren: keine öffentliche Beweise von Jungfrauschaft, keine gemeinschaftliche Bäder beider Geschlechter, kein nahes Beisammenschlafen von Eltern und erwachsenen Kindern, von Herren, Frauen und Hausgenossen, keine von den Gesetzen geschützte Zünfte von frechen Buhlerinnen, keine üppige und zügellose Tänzer oder Schauspieler, keine allgemein herrschende und geduldete unnatürliche Liebe, und doch keine strenge Eingeschlossenheit von Weibern und Jungfrauen, die überall entstand und nothwendig schien, wo man üppige Weiber und Mädchen ihrer eigenen Sittsamkeit nicht anvertrauen und überlassen durfte. Im Gegentheil waren bei den alten Germanen Weiber, Töchter, Schwestern und Geliebte überall, im häuslichen Leben, auf der Jagd und im Kriege, die treuesten Gefährtinnen der Männer. Sie nahmen an allen Gastmahlen Theil und entfernten sich nur, wenn die Tafel abgetragen wurde und die Männer zu trinken anfingen, eine Sitte, die bekanntlich noch heut bei den Engländern herrscht. Weiber- und Mädchenverführungen waren bei ihnen höchst selten. Verletzte Keuschheit fand keine Verzeihung, und eine entehrte Jungfrau, sie mochte so schön, so vornehm und reich sein, als sie immer wollte, fand nie einen Mann, der ihr als Gatte die Hand gereicht hätte.

Aber die Keuschheit der celtischen Frauen und Jungfrauen,

und die Enthaltsamkeit der celtischen Jünglinge waren keine erworbene sittliche Vollkommenheiten, es waren Geschenke der Natur. Klima, Organisation, Lebensweise machten sie zu dem, was sie waren. In ihren unzugänglichen Wäldern war ihre Tugend eben so sicher als ihre Freiheit; die Frauen und Jungfrauen waren weder der Aufsicht elender Verschnittenen, noch wachsamer Duegnas, sondern ihrer eigenen Sittenreinheit anvertraut. Die Natur bildete sie langsamer aus, und weckte den Trieb sinnlicher Liebe später und in geringerem Grade, als bei andern Völkern. Die celtischen Jünglinge wurden, nicht wie die Söhne der Slaven und Morgenländer im dreizehnten und vierzehnten, sondern erst im achtzehnten und zwanzigsten Jahr, und die celtischen Jungfrauen nicht wie die Töchter der letzteren Nationen im zehnten, elften, zwölften, dreizehnten, sondern früheſtens im sechszehnten, achtzehnten Jahre, reif.

Bekannt ist es, wie unter uns und unsern Mitvölkern das Mädchen erzogen und gehalten ist, und wir halten unsre Leser nicht mit Schilderung allbekannter Verhältnisse auf. Nur so viel dürfen wir hier hinzusetzen; daß doch auch die neueuropäische Cultur auf ihrem Culminationspunkt, wie sie sich in den beiden Hauptstädten Europa's, in Paris und London, darstellt, wieder eine größere Trennung des Mädchens, von dem männlichen Geschlechte für nöthig gehalten hat. In Paris wie in London leben die jungen Mädchen ziemlich entfernt von der Gesellschaft, und es ereignet sich gar oft, daß eine junge Pariserin aus dem *„Pensionnat de jeunes Demoiselles“* in der entlegensten Vorstadt, in welchem sie klösterlich erzogen wurde, urplötzlich von dem Manne, den die Politik der Eltern zu ihrem Gatten bestimmte, vor den Altar und in das Gewühl des geselligen Lebens geführt wird. *Tant pis!* rufen die Psychologen, und ob in der That eine solche Art der Erziehung, die einen so raschen und jähen Wechsel von Empfindungen, Anschauungen, Neigungen bedingt nicht viel eher das erweckt, was man entfernen wollte — darüber ließe sich wohl streiten!

Der Gedanke, daß die reine unentweihte Jungfräulichkeit des Mädchens etwas Heiliges, Gottgefälliges sei, hat schon im frühesten Alterthume die Menschen darauf geführt, Orden, Vereinigungen, Gesellschaften von Jungfrauen zu stiften, die

ihr ganzes Leben dem unmittelbaren Dienste der Gottheit widmen sollten. So verliert sich der Ursprung der bekanntesten dieser Orden, im Alterthume der Vestalinnen in die frühesten Zeiten, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß sie schon bei den Albanern existirt haben. Numa hatte sich durch ein Orakel bereden lassen, daß die streng bewahrte Keuschheit römischer Jungfrauen das festeste Palladium für Rom's Freiheit sein werde, ein Orakel, das, wie so viele dieser Prophezeihungen, gewiß einen vortrefflichen und tiefen Sinn barg. Denn wenn die unbekannte Priesterstimme damit sagen wollte, daß Rom und die Römer so lange frei, kräftig und unbesiegt als die Herrscher der Welt dastehen würden, so lange ihre Jungfraun — was so viel sagen will, als ihre Jugend überhaupt — ihre moralische Sittenreinheit und mit dieser, ihre physische Kraft ungeschwächt erhalten würden, — so hat wenigstens die Geschichte des spätern Roms dieser Weißagung nicht widersprochen, wie eben diese Geschichte jenem Orakel die bezeichnete Deutung zu geben berechtigt. Diesem Orakel folgend, stellte Numa den Orden der Vestalinnen wieder her. Doch muß man nicht etwa glauben, diese Priesterinnen der Vesta hätten wirklich in jener Zurückgezogenheit von der Welt und allen ihren Freuden gelebt, in der der Sprachgebrauch neuerer Nationen das Wort: Vestalin sich zu denken pflegt: im Gegentheil waren sie bei weitem nicht das Muster irdisch-sinnlicher Enthaltsamkeit, das wohl die Meisten der spätern gottgeweihten, christlichen Jungfrauen, die Nonnen darstellten. (Vergl. Vestalin.)

„Schon zu der Zeit," sagt ein gewandter und eindringlich redender Schriftsteller, der hier ganz aus unsrer Seele spricht, schon zu der Zeit, als Christus seine Religion stiftete, waren die Köpfe ihrer eifrigsten Verbreiter von jener alexandrinisch-platonischen Philosophie verwirrt, nach welcher das Leben ein beständiges Bestreben sein müsse, zu sterben, oder den unsterblichen Geist von dem zerbrechlichen Leibe zu befreien, wonach dann erst, wie jene Philosophie behauptete, ein reines, und zwar ein unmittelbares Anschauen der Gottheit Statt haben könne. Aus diesen überspannten Begriffen entstanden dunkle Gefühle, unerreichbare Ideale von Tugend, welche die egyptischen Wüsteneien mit jenen so hoch gepriesenen Weltüberwindern bevölkerten, den Mönchs- und Nonnenorden

ihr Dasein gaben, Europa mit der Raserei der Kreuzzüge ansteckten, die französischen Dragonermissionen und die spanischen Auto da Fe's hervorbrachten, Märtyrer in allen religiösen und politischen Sekten erzeugten, Lukretien und Kombabe wider sich selbst bewaffneten. (Vergl. Enthaltsamkeit.) So entstanden in jenen heißen Zonen, wo der Mensch sich keine größere Glückseligkeit denkt, als Kühlung und Ruhe, die träge lichtscheue Mystik der ascetischen, gottgeheiligten Mönche, Jungfrauen und Anachoreten, die in ihrer Einsamkeit den Stachel des Fleisches nur desto lebhafter fühlten, je mehr die feurige Imagination über ihre schwache Vernunft siegte; die den Teufel in Gestalt schöner Mädchen zu sehen glaubten, sich wie Franz von Assisi Weiber von Schnee machten, oder sich wie Origenes freiwillig kombabisirten, um das Uebel radikaliter zu heilen, oder die sich, wie Katharina von Siena von histerischen Zufällen aufs äußerste geplagt, in ihrer brünstigen Liebe mit dem Heilande vermählten; die, wie die Anachoreten des zweiten und dritten Jahrhunderts es für die heiligste Tugendübung ansahen, nach den Städten zu gehen, in öffentlichen Häusern Buhlerinnen zu besuchen und sich mit nackten Weibern zu baden, ohne den mindesten Reiz der Sinnlichkeit blicken zu lassen. Und als bald hierauf Roms Bischöfe mit unbeschränkter Gewalt über die Menschen herrschten, als sie Fürsten und Könige an ihrem Seile führten, als die Lehren des Vatikans den letzten Funken von Vernunft verdrängten, und Heere von Mönchen seinen Ränken zu Gebote standen, als ganz Europa unter dem Joche der Pfafferei gebunden lag, und Ströme von Einkünften und Reichthümern in die apostolische Kammer flossen; als man das Klosterleben als eine zweite Taufe, als einen Stand der Reinigung und Abwaschung von allen Flecken der Seele pries; da weihete man dem Mönchs- und Nonnenstande Kinder in der Wiege, und hielt es für das höchste Verdienst in fetten Gotteshäusern, auf Unkosten alter abergläubischer Matronen oder reicher Verbrecher, heilige Bäuche zu mästen, und der Welt fruchtbare Mütter zu entziehen."

Es gab indeß schon, auch ehe das eigentliche Klosterleben anfing, Mädchen, die sich öffentlich zu einer lebenslänglichen Jungfrauschaft bekannten, und sich dieser widmeten. Einige legten zu diesem Behufe ein braunes, härenes Kleid an, und

lebten bei ihren Eltern, andere lebten in Congregationen, bis eigentliche Nonnen-Orden gestiftet wurden. (Vgl. Nonne.)

Sollen wir noch von den Erfordernissen zur Schönheit eines Mädchens sprechen? Das Ideal läßt sich kaum beschreiben — nur der ästhetische Sinn fühlt, ahnet es — viel weniger erreichen, und was hergebrachte Tradition oder, wie man will, eingebornes Gefühl für schön hält, darauf werden wir weiter unten zurückkommen. (Vgl. Reiz.) Wir dürfen also auch hier wieder an den verschiedenen Geschmack appelliren, der bald Blondinen, bald Brünetten, bald die Großen, bald die Kleinen, bald die Schlanken, bald die Gedrungenen für schön hält, und mit Göthe's Soldaten denkt:

Nein! hier hat es keine Noth!
Weiße Mädchen, schwarzes Brod.
Morgen in ein ander Städtchen,
Weißes Brod, und schwarze Mädchen!

Mann.

Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?
Wer's sagen kann, der springe
Frei unter Gottes Sonn' einher
Und hüpfe hoch und singe.

Zu Gottes schönem Ebenbild
Kann ich den Stempel zeigen,
Zum Born, woraus der Himmel quillt,
Darf ich hinunter steigen.

Und wohl mir, daß ich's darf und kann!
Geht's Mädchen mir vorüber,
Ruft's laut in mir, du bist ein Mann!
Und küsse sie so lieber.

Und röther wird das Mädchen dann,
Und's Mieder wird ihr enge,
Das Mädchen weiß, ich bin ein Mann,
Drum wird ihr's Mieder enge.

Wie wird sie erst um Gnade schrei'n
Ertapp' ich sie im Bade?
Ich bin ein Mann, das fällt ihr ein,
Wie schrie sie sonst um Gnade?

Ich bin ein Mann, mit diesem Wort,
Begegn' ich ihr alleine
Jag' ich des Kaisers Tochter fort,
So lumpicht ich erscheine.

— — —
— —

Tyrannen haßt mein Talisman
Und schmettert sie zu Boden,
Und kann er's nicht, fährt er die Bahn
Freiwillig zu den Todten.

Den Perser hat mein Talisman
Am Granikus bezwungen
Rom's Wollüstlinge Mann für Mann
Auf deutschen Sand gerungen.

— — —
— —

Schiller.

Das, das ist die Sprache des Mannes, der sich seiner vollsten Mannskraft bewußt ist, der sich in diesem Gefühl zum Herrscher der Erde berufen fühlt — Der so starke und kräftige Mann ist zu allem Tüchtigen fähig, und wo es eines Armes bedarf, da ist Er, da steht Er seinen Mann! Und, wie denn bei ungeschwächter Mannskraft des Körpers auch der Geist ungeschwächt und unverweichlicht ist, so werdet Ihr den wahren Mann,

Dem Wollust nie den Nacken bog,
Und der Gesundheit Mark entsog

Bürger

auch überall zu allem Herrlichen und Trefflichen bereit finden das höhere Kräfte, als die der Muskeln, zu vollführen beru-

fen sind. Welches stärkende, erfreuende Bild giebt solch' ein Mann! Da wir beim citiren unsrer Lieblingsdichter sind, warum wollen wir uns dieses Bild nicht mit den meisterhaft-gelungenen Zügen vergegenwärtigen, mit denen es Bürger gezeichnet hat? O, schaut, ruft Bürger von dem keuschen, kräftigen Manne aus:

O schaut, wie er voll Majestät,
Ein Gott, daher auf Erden geht!
Er geht und steht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts, denn er gebeut!

Sein Auge funkelt dunkelhell
Wie ein krystallner Schattenquell,
Sein Antlitz strahlt wie Morgenroth
Auf Nas' und Stirn herrscht Machtgebot.

Das Machtgebot, das drauf regiert,
Wird hui! durch seinen Arm vollführt;
Denn der schnellt aus, wie Federstahl,
Sein Schwerthieb ist ein Wetterstrahl.

So steht der Mann, der wahre König der irdischen Schöpfung!

Untersuchen wir die Grundquellen dieser Mannskraft mit wissenschaftlichem Auge, so finden wir bald Unterscheidungszeichen genug, die den äußern und innern Character des Mannes bezeichnen, und die scharfe Sonderung des männlichen vom weiblichen Geschlechte bedingen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß beim Manne, wie bei allen männlichen Geschöpfen, (also auch im Thierreiche) das Princip des Feuers, der Wärme vorherrscht, während in der weiblichen Natur das Princip des Wassers, der Feuchtigkeit hervorstechend ist. Dies ist es, was den weiblichen Gliedern, den Contouren ihre Weichheit, ihre Grazie, ihre Ründung verleiht, welches alle Theile so lange frisch und biegsam erhält, und mit dessen Verschwinden die Theile männlich-trockner, hart und spröde werden, das Weib mehr dem Manne ähnlich und häßlich wird. Beim Manne dagegen ist Alles in seiner ganzen Organisation fest,

trockner, körnigt, Muskeln und Knochen sind weniger biegsam, aber derber als beim Weibe. Alle Formen treten wahrnehmbarer hervor, sein Temperament ist heißer, energischer. Die breite Brust und Schultern, der größere Kopf und stärkere Hals, der reichere Haarwuchs, der Bart bezeichnen den Mann; die breitere Hüfte, die mehr einwärts gebogenen Knie, die zartere Ründung aller Formen characterisiren das Weib, von den wichtigen Unterschieden in dem Bau der Organe der Geschlechtsthätigkeit hier gar nicht zu reden, den wir an einem andern Orte bereits geschildert haben. (Vergl. Geschlecht.) Der Mann hat, eben wegen des mehr vorherrschenden Lebensprincipes in ihm, meist einen dunklern Teint, wie überhaupt im Thierreiche, wo es ein Farbenspiel giebt, dies viel lebhafter in den männlichen, als in den weiblichen Geschöpfen ist. Die Weibchen haben dagegen überall mehr eine hellere, blasse, weniger bezeichnende Farbe.

Welcher Unterschied nun erst im psychischen Character des Mannes und des Weibes. Der Mann streng, ernst, Beschützer und Schirmer des schwächern Weibes, daher des Lebens Mühen und Bedürfnisse auch fast ihm allein obliegen: er ist Jäger, Krieger, Geschäftsmann — er tummelt sich herum mit dem Leben, während stillere und zartere Geschäfte das Weib im engen Kreise des Heerdes gefesselt halten —

Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder
Und herrschet weise,
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,

Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände.
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.

Schiller.

Aber nicht bloß die Tendenz, des Lebens Mühen und Bedürfnisse auf sich zu nehmen, zu „erlisten und zu erraffen," und für das Wohl seiner Nachkommenschaft zu sorgen, ist geistige Eigenthümlichkeit des Mannes — auch Alles, was die Menschheit weiter gebracht hat, die Erfindung und Vervollkommung aller Künste und Wissenschaften, die gesellige Einrichtung der Staaten — Alles ist vom Geiste des Mannes ausgegangen, und im Verhältniß zum Ganzen nur höchst selten, hat sich in die Seele eines Weibes so viel männliches Princip verirrt, um ihrem Namen eine Unsterblichkeit in Kunst oder Wissenschaft zu sichern.

Aber wir vergessen, daß wir hier es eigentlich nur mit der physischen Kraft des Mannes, und vorzugsweise wieder nur mit jener Kraft zu thun haben, die für die Bevölkerung der Erde gesetzt ist, und die man auch vor Allen die Mannskraft genannt hat, wie das ganze Wort Mann oft nur in Bezug auf diesen Punkt gebraucht wird.

Gewiß ist es, daß, je mehr der Mann (der Mensch überhaupt) im Naturzustande lebt, nicht verfeinert, veredelt, verweichlicht durch Luxus und Cultur, je mehr er ein thätiges, seine Muskelkräfte in lebendigen Anspruch nehmendes Leben führt, daß er dann am erfreulichsten seiner Mannskraft genießt.

Aber auch für den im geselligen Zustande lebenden Menschen giebt es gewisse Arten, seine männliche Kraft zu bewahren. Die Mittel, durch welche sich die Athleten der Alten, und die Ritter des Mittelalters so kräftig und männlich erhielten, waren besonders eine reichliche thierische Nahrung, starke körperliche Uebungen, und endlich möglichste Enthaltsamkeit von den Freuden der Liebe und die Reinheit des Geblütes, die sie bei ihren Verbindungen streng aufrecht erhielten.

Die thierische Kost hat einen wichtigen Einfluß auf die ganze Energie des Körpers, wie wir dies schon bei den Carnivoren (fleischfressenden Thieren) sehen. Der Löwe, der Tiger besiegen im Kampf die viel größern Quadrupeden, den Elephanten

ten und das Rhinoceros. Ein Engländer, der seine Beafsteaks und Rostbeefs verdaut hat, schlägt eine kleine Compagnie pflanzenessender Hindus in die Flucht. Homer's Helden waren ungeheure Fleischesser, und Homer läßt ihnen ganze Schöpsen und Hämmel serviren. Milon von Croton, der zweite Hercules, verspeiste allein in einem Tage einen jungen Ochsen. Die starken Wilden des nördlichen Amerika ernähren sich fast nur davon, daß sie auf ihren Jagden, wenn sie erschöpft sind, irgend ein Thier tödten, und es noch roh und blutend verzehren. Aber auch die adlichen Ritter, die tapfern Kämpen des Mittelalters, deren Schwerter und Schilder wir entarteter Nachwuchs nicht einmal zu heben vermögen, waren ungeheure Fleischesser; wie sie überhaupt einen anständigen Appetit hatten und Essen ihnen eben nicht das unangenehmste Geschäft war. Deshalb unterschied sich der Adel und die höhere Kaste auch leicht von der niedern, die, arm und unterdrückt, sich mit Wurzeln und Krautwerk und schlechtem Brod begnügen mußte, so daß bekanntlich es des guten Heinrichs IV. Hauptbestreben war, sein Volk so glücklich zu machen, daß Bürger und Bauer wöchentlich einmal doch auch

la poule au pot
ein Huhn im Topfe

haben sollten.

Diese durch bessere, besonders durch thierische Kost erlangte Kraft des Körpers, suchten sich die Großen und Vornehmern im Mittelalter bis zur Erfindung des Schießpulvers noch durch viele körperliche Uebungen zu bewahren und zu erhöhen. Der Bauer, der Bürger, die Sclaven, durften keine Waffen führen, weil man sie als Werkzeuge einer Rebellion in ihren Händen ansah, und wie es denn also ein Vorrecht der Aristokraten blieb, die Waffen zu handhaben, so übten sie sich denn auch unaufhörlich im Waffenspiel, besonders auch, weil es immer ihre Politik erforderte, sich gegen äußere und innere Feinde kräftig und von ihnen gefürchtet zu machen. So wechselten denn Jagd, Caroussel, Tournire, Fischerstechen, Kampf und Krieg, und immer blieb der Körper in jener Uebung und Anreizung aller seiner Kräfte, die so wichtig ist für das Thema, das wir hier behandeln.

Endlich, wie gesagt, ist die Enthaltsamkeit von den Freuden der Liebe, wenigstens von dem Uebermaaße im Genusse dieser Freuden, das sicherste Mittel, die Mannskraft aufrecht zu erhalten. Ohne an die erschlaffte Weichlichkeit der Eunuchen oder entnervter Wollüstlinge, oder verschnittener Thiere im Gegensatze zu den männlichen und starken zu erinnern, brauchen wir nur an die exaltirte Kraft der Thiere um die Brunstzeit zu denken, wo der Ueberfluß des zeugenden Princips, nachdem es so lange nicht verbraucht worden war, ihre Adern durchbraust. Daher kommt es auch, daß Männer, die in früherer Zeit sich und ihre Kräfte schonten, oft noch im späten Alter lebensfähige Kinder zeugten. Cato, der strenge Censor, wurde im achtzigsten Jahre Vater; Massinissa, König der Numidier, zeugte im neunzigsten Jahre einen Sohn, Namens Methymnus. Solon und Anacreon kannten noch mit grauen Köpfen die Liebe. Freilich sind dies Ausnahmen, denn gewöhnlich ist das Greisenalter:

Cet âge où les humains sont morts pour les plaisirs,
Où le coeur est surpris de se voir sans désirs
Et dans lequel il ne nous reste
Qu'un assemblage vain de sentimens confus,
Un présent douloureux, un avenir funeste,
Un triste souvenir d'un bonheur qui n'est plus.
Pour comble de malheur, on sent de la pensée
Se déranger tous les ressorts
L'esprit nous abandonne, et notre ame éclipsée
Perd en nous de son être, et meurt avant le corps!

Voltaire.

Das Alter, wo der Mensch für Freuden abgestorben,
Wo überrascht das Herz, daß es so ohne Wunsch ist,
In welchem uns nur noch Erinnerung
Die längst entschwundenen Gefühle wiederzaubert,
Ein traurig' Jetzt, und eine schwere Zukunft
Betrübtes Angedenken an ein früh'res Glück.
Zum größten Elend fühlen wir die Federn
Des Hirns allmählig trocknen, und der Geist
Verläßt uns, unsre Seele
Verliert in ihrem Sein, und stirbt noch vor dem Körper.

(Vergl. **Alter, Ausschweifung, Bart, Befruchtung, Castrat, Cicisbeat, Ehe, Enthaltsamkeit, Hagestolz, Nestel, Unmäßigkeit, Unvermögen, Wollust u. s. w.**)

Mannbar.

Mit diesem Beiwort bezeichnet man junge Personen, die eben aus der unbefangenen Kindheit in die stürmische Epoche der Jugend treten, und deren physische Entwickelung so weit gediehen ist, daß sie zur Fortpflanzung unseres Geschlechtes fähig werden. Bekanntlich werden überall auf der Erde die Mädchen früher als die Knaben mannbar, bei jenen tritt die Reife schon um das eilfte und zwölfte, bei diesen gewöhnlich erst um das vierzehnte oder funfzehnte Jahr hervor.

Diese Epoche des Lebens, in welcher die bisher noch schlummernde Thätigkeit der Geschlechtsorgane zu erwachen beginnt, und der Gegensatz zwischen Männlichem und Weiblichem sich schärfer sondert und ausbildet, erzeugt eine so eigenthümliche und vielfache Veränderung im Fühlen, Denken und Handeln, daß die ganze übrige Lebenszeit keinen so tief eingreifenden Entwickelungsmoment mehr darbietet. Der mannbare Mensch ist zu gleicher Zeit ausgelassen wie ein Kind, und verschämt wie eine Jungfrau, er besitzt die Dreistigkeit eines Pagen, und die liebenswürdige Zärtlichkeit einer glühenden Novize. Er ist bald ein scherzhafter Possenmacher, bald ein muthwilliger Hurlebusch, bald ein ernster und ungezogener Bramarbas. Er hat die Kinderschuhe abgelegt, und ist doch noch kein Mann geworden. Eine wehmüthig süße, und unbestimmte Sehnsucht ergreift das junge Herz, ein unerklärliches Bedürfniß nach Genuß, eine ungestüme Gährung der Gedanken sind die Vorläufer des Sturmes, den bald die Alles durchbrechende Macht der Leidenschaft erregen wird; unwillkührliche Freude wechselt mit Betrübniß ohne Ursache, und die tausend Plane, welche den Kopf durchkreuzen, die wunderlichen Bilder der Phantasie, die vielen Seufzer um Nichts, die Thränen ohne Zweck — kurz Alles deutet auf den geheimen Aufruhr, den die aus dem Keime hervorbrechende Sinnlichkeit verursacht, und der eine Quelle der süßesten und zugleich der verderblichsten Gefühle dieses Lebens wird. (Vergl. **Amor, Entwickelungsjahre, Jungfrau.**)

Geschieht diese Entwickelung nur unvollkommen, wie es bisweilen bei einem schlaffen Körper und reizlosen Temperament der Fall ist, so entsteht leicht ein dumpfer apathischer Zustand, der sich im Psychischen, wie im Physischen ausdrückt, und bei dem weiblichen Geschlecht gewöhnlich als Bleichsucht hervortritt. Unter solchen Umständen muß die gesunkene oder unterdrückte Lebensthätigkeit durch viele Bewegung in freier Luft und körperliche Arbeit, durch solche Vergnügen, die Geist und Körper zugleich aufregen, wie z. B. durch Fechten, Jagen, Tanzen, Reisen u. s. w.; endlich auch durch reizende und stärkende Nahrungsmittel erweckt und befördert werden. Um dies zu erreichen, hat man auch wohl die Reizung der Geschlechtsorgane durch den natürlichen Beischlaf vorgeschlagen. Allein es ist gewiß, daß dieses Mittel allemal auch die Ursache eines Kraftverlustes ist, der in einem so zarten Alter nur höchst verderblich sein, und oft für die ganze Lebenszeit sehr unglückliche Folgen nach sich ziehen kann. Der junge Mensch, der eben in die Epoche der Mannbarkeit tritt, ist seiner Natur nach schüchtern gegen das schöne Geschlecht, er wagt kaum den Genuß zu wünschen; und jene Weiber, die von Sinneslust und Gefälligkeit getrieben, die ersten Früchte einer feurigen und unerfahrnen Jugend genießen wollen und darin sich gefallen, den jungen Mann zu bilden, oder in die Welt einzuführen, erndten meistens nur Haß und Verachtung von ihm, dem sie den ersten Unterricht in den Mysterien der Aphrodite ertheilten!

Auch die erste Liebe des mannbaren jungen Mädchens ist eigentlich nicht eine sinnliche, und wenn auch das Ende derselben in's Cynische fällt, so ist der Anfang doch immer platonisch. Doch bemerkt man bei dem Mädchen eine viel innigere Zuneigung gegen den Mann, dem sie ihre erste Blume zum Opfer bringt, als dieser gegen das Weib hegt, welches zuerst ihn angezogen. Dies liegt in der Natur und der größern Hülfsbedürftigkeit des schwächeren weiblichen Characters.

Bei den alten Germanen war es den Jünglingen nicht erlaubt, sich vor ihrem zwanzigsten Jahre in eine Geschlechtsverbindung einzulassen, und Julius Cäsar leitet die kräftigen, großen Körper dieses Volkes hauptsächlich von dieser Enthaltsamkeit ab. Bei civilisirten Nationen hingegen, wo die Ausschweifung größer ist, sehen wir die Nachkommen immer mehr

zusammenschrumpfen, und durch die frühzeitige Gemeinschaft zwischen beiden Geschlechtern sich entkräften. (Vgl. Ehe).

Mannbarkeit.

Der Zustand des Menschen, den wir im vorhergehenden Kapitel zu schildern versucht haben. Man gebraucht das Wort vom beiderseitigen Geschlechte, und spricht von der Mannbarkeit eines Mädchens, wie von der eines Jünglings. Bei beiden bedeutet es diejenige Reife aller Kräfte, der körperlichen wie der geistigen, welche erforderlich ist, um in naturgemäßer Vermischung ein lebensfähiges Kind zu erzeugen. Wir haben bereits in mehreren Abhandlungen dieses Werkes gesehen, daß in unserm Klima die Mannbarkeit beim Jüngling um das funfzehnte bis achtzehnte, beim Mädchen um das dreizehnte bis sechszehnte Jahr eintritt. Ueber die übrigen Verhältnisse und Beziehungen der Mannbarkeit vgl. Begattung, Fruchtbarkeit, Entwicklungsjahre, Reife u. s. w.

Matrone.

Hieß bei den Römern jede rechtmäßige Frau eines römischen Bürgers. Nachher verband man mit dem Worte den Begriff einer bejahrten, ehrenwerthen Frau überhaupt, welche Beziehung es bis heut beibehalten hat. In dieser Beziehung sollte das Wort eigentlich in diesem Werke keinen Platz finden, weil die Sexualität im bejahrten, weiblichen Körper erloschen ist oder — — sein sollte, allein — „Alter schützt vor Thorheit nicht,“ und wir werden in dieser Hinsicht in den Artikeln: Weib und Wittwe auf dasjenige Alter des Weibes zurückkommen, in welchem man sich die „Matrone“ zu denken pflegt.

Megalanthropogenesie.

Erschrecken Sie nicht, theurer Leser, vor diesem Worte, dem längsten, das Ihnen im Verlaufe dieses Werkes begegnen dürfte: es ist aus griechischen Wurzeln zusammengesetzt, und bedeutet in dem Sinne, wie man es gewöhnlich nimmt, die Kunst, große Männer zu erzeugen, versteht sich geistig Große. „Wie? rufen Sie erstaunt, giebt es eine solche Kunst?“ Und schon sehen sie in Ihren zukünftigen Knäblein lauter Newtone und Kante und Raphaele und Gluck's und Göthe's,

in ihren Mägdelein Sappho's und Staels und Morgan's — — folgen Sie uns aber erst geduldig in der Untersuchung, ob es wirklich eine solche Kunst gäbe?

Wäre es, vor Allem, denn aber auch wirklich gut, wenn es solche Mittel gäbe, durch deren Anwendung es den Eltern gelänge, Weise und Künstler-Genies zu erzeugen? Wer Teufel würde am Ende einen Schuster oder Schneider oder einen Soldaten, einen ehrlichen Bauer erzeugen wollen? Schon Seneca klagte, daß es zu seiner Zeit — auch ohne Megalanthropogenesie — an Gelehrten und Rednern und Dichtern und Grammatikern in Rom wimmelte, die Alle vor Hunger starben:

Literarum quoque intemperantia laboramus

was ein altes, französisches Sprichwort ähnlich ausdrückt:

faut des savans, pas trop n'en faut:
Man braucht Gelehrte, aber nicht zu viel;

und auch heute existirt ja schon — wieder einmal auch ohne Megalanthropogenesie — nur allein in den ersten Etagen und den Dach-Stockwerken von Berlin und Wien und Leipzig (des Auslands gar nicht zu gedenken!) ein solches Heer von zur Messe fahrenden Versemachern, Schauspieldichtern, Magistern der freien Künste, Philosopben und — Genies, daß es unmöglich ist, sich auf die Stufe der Vervollkommnung des Menschengeschlechtes hinzudenken, welche unfehlbar erreicht werden würde, wenn nun die Qualität aller dieser Genies wieder auf ihre Kinder und Kindeskinder überginge.

Ist denn aber die intellectuelle und die moralische Kraft des Menschen auf seine Nachkommen erblich? Diese Frage wird wohl zunächst untersucht werden müssen. Die Vertheidiger dieser Erblichkeit haben allerdings viele und nicht unwichtige Gründe für sich. Wie oft sehen wir nicht mit dem Gesicht der Eltern auch ihren Character, ihr Temperament, ihre constitutionellen Krankheiten auf ihre Nachkommenschaft übergehen? Durch ganze Geschlechter, wenn sie sich nicht mit andern mischen, und immer wieder sich unter sich verbinden, geht eine Familienähnlichkeit, die sich in allen Statuen und Bildnissen solcher Familien wiederfindet. So die Medicaer, die Bourbonen u. s. w.

Auch andere organische Eigenthümlichkeiten vererben sich. In einigen Familien sterben alle Glieder sehr alt, in andern alle sehr jung. Rothe Haare, lange Nasen, gebogene Beine u. dergl. sind Erbtheil ganzer Geschlechter. Wenn nun also das Physische sich so treu in der Nachkommenschaft wieder nachgeprägt findet, und von gewissen geistigen Eigenthümlichkeiten diese Erblichkeit nicht zu leugnen ist, wie sollte nicht, wenn ein physisch schöner und dabei mit Geist und Talent begabter Mann ein *dito* Weib umarmt, aus dieser Ehe ein Kind hervorgehen, das die Vorzüge der beiderseitigen Eltern in sich vereinigte?

Die Erfahrung hat gelehrt, daß gewisse rein-psychische Eigenschaften erblich sind. So haben nicht wenige Familien den traurigen Vorzug, daß die Geisteszerrüttung unter ihnen erblich und heimisch ist; ferner vererben sich gewisse Gewohnheiten von Vater auf Kinder, wie denn gar nicht zu leugnen ist, daß das Kind des gesitteten Europäern mit andern Dispositionen geboren wird, als das Kind des Arabers in der Wüste. Nach solchen und ähnlichen Erfahrungen würde also die Möglichkeit einer Megalanthropogenesie wahrscheinlich. Und in der That hat man nicht Geist und Talent in vielen Familien erblich gesehen? Haben nicht die Racine, Plater, Sebitz, Jacquin, Cassini, Bernouilli, Euler, Rubens, Pitt, Walpole, Richelieu, und viele andere Künstler und Gelehrte vom Geist ihrer Eltern und Voreltern so viel ererbt, daß sie sich als deren würdigste Sprößlinge bewähren konnten?

Aber — es giebt andre Gründe, die an dem vortheilhaften Resultate einer Kunst der Megalanthropogenesie zweifeln lassen, denn es läßt sich zeigen, daß oft die edelsten Geschlechter unter den Menschen, trotz aller Sorgfalt mit der man sogenannte Mesalliancen zu verhüten sucht, ausarten, und daß besonders Männer von wahrhaftem Genie diesen göttlichen Funken fast nie auf ihre Nachkommen übertragen.

Diese göttliche Flamme concentrirt sich ganz und ausschließlich im Leben des Gehirns, und natürlich ist es, daß, jemehr hier das Leben intensiv ist, es in den andern Functionen des Organismus desto schwächer sich ausspricht. Eine alltägliche Erfahrung lehrt, daß Männer von Geist, Gelehrte, Künstler u. s. w. meist von schwächlicher Leibesconstitution sind:

Et que les grands esprits, d'ailleurs très-estimables,
Ont fort peu de talens pour former leurs semblables.
Und daß die, übrigens höchst schätzbaren großen Geister, nur wenig Talent besitzen, ihres Gleichen zu bilden.

Newton starb jungfräulich, Kant wenigstens unverheirathet, ja haben nicht schon die Mythen der Alten auf diesen Punkt angespielt, wenn sie Minerva und die Musen keusch und jungfräulich da stehen lassen? Piron freilich schiebt die Schuld auf Apoll:

Apollon n'est qu'un effeminé; depuis des siècles qu'il est avec neuf filles, ne sont elles pas encore pucelles?
Apollon ist ein Entnervter, seit Jahrhunderten lebt er mit neun Mädchen, und sie sind und bleiben Jungfrauen.

Aber wenn auch der Spötter Recht hätte, so gäbe grade Apoll wieder einen neuen Beweis für unsre Behauptung. Selbst jene Männer, die wir oben als scheinbaren Gegenbeweis angeführt haben, erreichten dafür doch lange ihre Väter nicht, wie ihre Nachkommen wieder immer mehr und mehr in die Masse der Alltagsmenschen versanken. Und wer kennt die Söhne der Socrates, Cicero, Alexander, Cäsar, Karls des Großen, Büffon, Voltaire, Rousseau, Shakespeare, Calderon, Gluck, Raphael — und so vieler anderen berühmten Männer?

Wenn eine Megalanthropogenesie existirt, so zeige man uns doch die heutigen berühmten Sprößlinge so vieler erloschener Geschlechter! Im Gegentheil, wenn man die Geschichte des Menschengeschlechts befragt, so findet man, daß von den frühesten Zeiten an die Hohen und Beherrscher, die edelsten Familien aus der tiefsten Dunkelheit hervorgegangen, und immer auch wieder nach mehr oder weniger Zeit in sie zurückgesunken sind. „Man muß sich nicht wundern, sagt Montaigne, daß ein Küchenjunge von einem Herzog und Pair und ein General von einem Schuster abstammen könne" — und was würde Montaigne erst sagen, hätte er die französische Revolution und ihre Folgen erlebt?!

Auch vom moralischen und philosophischen, ja vom reli-

gißen Standpunkte aus wird es klar, daß eine Megalanthropogenesie überall nicht existiren könne. Wie? Jene hohe, allweise, allgerechte Weltregierung, die die ganze Menschheit mit gleicher Liebe umfaßt, dieser Gott, den wir alle erkennen und verehren, sollte gewisse Familien mit dem großen Vorzuge beglückt haben, das Talent und die höhern geistigen Facultäten unter sich zu bewahren, während er dann die ganze übrige Menschheit diesen Beglückten gleichsam als geborne Sclaven untergeordnet hätte? Nein!

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Schiller.

und Jedem ist die Bahn geöffnet! Es giebt keine geistige Aristokratie im Plane der allgütigen Weltregierung, und nur Menschenwitz konnte sich einbilden, das Geheimniß zn besitzen, die Natur in ihrem unerforschlichen Willen zu leiten. Das Rad des Geschicks rollt, und wie es heut ein Geschlecht hoch oben bringt, so stürzt es dasselbe morgen wieder hinab, daß ihm ein Andres folge. Das Edelste des Menschen, seine geistigen Vorzüge, sie lassen sich nicht durch künstliche Zwangsmittel auf die entstehende Frucht übertragen, und der Glaube an eine Megalanthropogenesie zerfällt in Nichts vor dem Blicke des Forschers!

Mensch.

Der Mensch! — „Und du kündigst uns einen bloßen „Artikel" eines Wörterbuches an, das über tausend Dinge belehren will," so ruft der Leser uns zu! Allerdings würden wir den „Menschen" gar kurz abfertigen müssen, wollten wir hier über seine physischen und moralischen Eigenschaften, über den Menschen als geschaffenes Thier, also über seinen Bau, die Verrichtungen und Krankheiten seines Körpers, über den Menschen als Erfinder und Vervollkommner aller Künste und Wissenschaften, als den König der Schöpfung reden — aber es kann uns nicht einfallen, selbst unter dem Titel „Mensch," den wir über diese Abhandlung setzen, eine, wenn auch noch so gedrängte Anthropologie liefern zu wollen, wenn wir des Titels und des Zweckes dieses Wörterbuchs eingedenk sind, das ja den Menschen nur in Bezug auf seine Geschlechtsverhältnisse auffassen will. Und auch in dieser Hinsicht könnten alle Arti-

kel dieses Buchs zusammengenommen hier auch unter der Rubrik „Mensch" zusammengefaßt werden, da ja alle sich eben auf den Menschen beziehen: wir verweisen aber ganz vorzugsweise auf die Abhandlungen: Amor, Ausschweifung, Begattung, Ehe, Enthaltsamkeit, Entwicklungsjahre, Geschlecht, Mann, Weib, und geben hier nur eine kurze Schilderung des sexuellen Verhältnisses des Menschen in Beziehung auf die übrige thierische Schöpfung.

Wahrlich! er kann sich nicht beklagen, daß ihn die Natur stiefmütterlich behandelt habe, als es auf Vertheilung der sexuellen Freuden ankam. Er allein genießt unter allen Thieren den Vorzug zu allen Zeiten des Jahres sich diesen Freuden widmen zu können, und diese ununterbrochene Kette ist keine der geringsten Fesseln, die jene sociale Vereinigung der Geschlechter zusammenhält, auf welcher die Vervollkommnung und das Glück der Menschheit beruht. Die Nothwendigkeit sich gemeinschaftlich gegen einen allgemeinen Feind zu vertheidigen, führt die Thiere in Heerden aneinander, bildet die Republiken der Bienen und Bieber, das süße Bedürfniß der Liebe nähret die menschlichen Geschlechter, und vereinigt sie in Familien, und so sehen wir die Liebe — nicht wie kalte Rechenmeister und speculirende Philosophen behauptet haben, das Eigenthum — als die Basis der menschlichen Gesellschaft!

Warum aber, fragt es sich, ist der Mensch zu allen Zeiten und so ganz ausschließlich unter allen Thieren zu den Freuden der Liebe fähig und auch aufgelegt, warum ist er das wollüstigste unter seinen Mitgeschöpfen. Hier bedarf es keiner Grübeleien, um die richtige Antwort aufzufinden. Einmal determinirt schon seine aufrechte Stellung alle seine Säfte mehr nach dem Unterleibe, dem Sitze der Geschlechtsliebe, als es bei den andern Säugethieren, außer den Affen, der Fall ist, und in der That sind auch die Affen eben wegen desselben Grundes äußerst wollüstige Thiere, wie Jeder weiß, der nur einmal längere Zeit Affen beobachtet hat. Dieses leichtere Zuströmen des Blutes nach dem Unterleib erleichtert und befördert auch allgemein die Secretion des zeugenden Princips beim Mann, das in der That unaufhörlich abgesondert wird, und eben deshalb unaufhörlich zur Excretion anreizt: bei der Frau aber entsteht aus derselben Ursache ein ähnlicher starker Andrang des Blutes nach dem Unterleibe, das sich bekanntlich beim

mannbare Weibe sogar deshalb regelmäßig entladen muß. Ein zweiter Grund liegt in der reichlichern Nahrung, die der Mensch vor den Thieren voraus hat; ein Satz, den wir hier schon mehreremale ausgeführt haben.
und umgekehrt hat die Erfahrung gelehrt, daß gute Ernährung des Körpers diesen fähig und aufgelegt mache zu den Freuden der Venus. Ferner hat der Mensch eine zarte nackte, d. h. nicht durch Wolle, Federn oder starken Haarwuchs gedeckte Haut wie die Thiere, und es ist wieder Erfahrungssatz, daß starke Reize, die die Haut treffen, sehr schnell auf das System der Geschlechtsnerven erregend wirken: nun wird aber begreiflich die zarte, nervenreiche Haut des Menschen leichter durch Reize aller Art, wie wollene Kleidungsstücke, Bewegungen, die auf die Haut wirken, Hautkrankheiten u. s. w. angeregt, als der undurchdringliche Schuppenpanzer des Rhinoceros, die stark befiederte Haut der Vögel oder der wollreiche Pelz des Schaafes.

Endlich kommen hier die Ursachen mit in die Wagschaale, die in der geistigen Natur des Menschen begründet liegen, und wenn es nach dem Gesagten noch eines Uebergewichtes bedürfte, um den Erfahrungssatz auch wissenschaftlich zu begründen, daß, und warum der Mensch das wollüstigste Geschöpf sei, so finden wir dies Uebergewicht in der geistigen Eigenthümlichkeit des Menschen. Kennt Ein Thier — so weit es uns zu behaupten vergönnt ist — die Anregungen und Freuden der Phantasie? Und doch sind alle physischen Anregungen zu dem Triebe der Wollust Nichts gegen die viel mächtigern, die die Einbildungskraft bietet! Wir brauchen diese Wahrheit wohl nicht auszumahlen, um sie begreiflicher zu machen. Jeder blicke in seinen Busen, ob er sich nicht, wenn auch nur eines Augenblickes, erinnert, wo diese Wahrheit auch auf ihn Anwendung fand. Sie ist so gewiß aus der menschlichen Natur geschöpft, daß recht entnervte Wollüstlinge, die den Kelch der sinnlichen Liebe oft und bis auf den Grund geleert haben, meist damit endigen, nun durch hundert erlaubte und unerlaubte Mittel ihre Phantasie zu Genüssen aufzuregen, von denen sie wohl wissen, daß diese noch auf die ausgebrannten Nerven wirken, wenn sie für physische Reize schon längst todt sind. Bieten nicht alle Künste — die Architectonik allein ausgenommen — Mittel an, den Menschen von seiner Geschlechtsseite

anzuregen, und ist Ein Thier von dieser Seite erregbar? Die lydische Musik war in Sparta bei harter Strafe verboten, weil die Gesetzgeber wohl wußten, daß diese weichlichen Melodieen die Nerven ihrer feurigen Jugend anreizten, sie aber auf alle Art der Entartung ihres Stammes entgegen arbeiten wollten: was Mahlerei und Bildhauerkunst vermögen, haben die Tiziane und die Bildhauer in den Zeiten des entarteten Roms bewiesen, und an allen den vielen Statuen aus jener Zeit sieht man mehr als hypothetisch, zu welchem Zweck, und auf welche Wirkung hin sie bestellt worden sein mögen! Leider! hat auch die Poesie, die einzige Kunst des innern Sinnes, Mittel, die sie in dieser Hinsicht von der Regel, die wir eben von allen Künsten aufgestellt haben, nicht ausschließen, und alle Literaturen von der altgriechischen bis auf die modernste aller europäischen Nationen, haben ihre erotischen Dichter gehabt! An die Poesieen dieser Art reihen sich nun vollends noch die prosaischen Schriften, deren Zahl gar Legion ist, denn jedes Jahrzehend fast gebiert solche — von denen man uns übrigens nicht zumuthen wird, auch nur Eine zu citiren!

Andre Gründe wieder liegen im geselligen Leben des Menschen. Das Weib fühlt in unsern neuern Zeiten mehr als je das Bedürfniß, sich einem Mann anzuschließen, die Ehe ist nicht blos göttliches Gesetz mehr, sie ist auch ein Mittel zum irdischen Unterhalt für das Weib geworden, und wo nur irgend ein heirathbares Frauenzimmer aufduckt, da haben Mutter und Basen und Muhmen nichts Angelegentlicheres zu thun, als dafür zu sorgen, daß nur ja das liebe Kind „auch an den Mann gebracht" werde. Alle Toilettenkünste, alle List, die Kultur und Practik an die Hand giebt, werden aufgeboten, und wohin das Auge des jungen Mannes sich wendet, sieht er solche Künste, solche wahre oder erheuchelte Reize entfaltet — was Wunder? wenn seine Phantasie in unaufhörlicher Aufregung bleibt, und unaufhörlich seine Nerven befeuert!

Sollen wir der feinern Künste der Geselligkeit und der Kultur noch erwähnen, um unsre Behauptung, wie der Mensch gar viele Antriebe zur größern Sinnlichkeit vor den Thieren voraus habe, zu bestätigen? Theater und Tanz! für wie viel verführte Unschuld habt Ihr zu büßen. Die durch Romane

schon aufgereizte Jugend geht in's Schauspiel; hier sieht sie die nächtlichen Zusammenkünfte Julia's mit ihrem Romeo, hört die schwärmerisch-sinnlichen Klagen des liebenden Mädchens mit Shakespear'scher Kraft ausgesprochen, hier sieht sie Thekla um ihren Geliebten weinen, die das Leben hingiebt, dem sein Werth, die Liebe, genommen ist, hier hört sie des jungen Pagen Cherubim glutherfüllte Seufzer der Liebe in Mozart's an's Herz dringenden Tönen — hier endlich hört und sieht sie in hundert weniger edlen Scenen und Verwickelungen und Reden und Gesängen, wie Liebe und wieder Liebe und immer Liebe das ewige Thema des Menschen ist! Und der Geist sollte nicht aufgeregt werden, doch auch einmal das wunderliche Gefühl zu erproben? Und er sollte nicht noch weit lebhafter entflammt werden, wenn ihm jene Gefühle schon alltäglich sind?

Aber ohne Ende sind die Versuchungen, die dem armen Menschen täglich vom bösen Feinde in den Weg gelegt werden, daß er stolpere. Da ist noch der Tanz, der seine Sinne so mächtig anregt, (S. Tanz) da ist der Zauber der Wohlgerüche, (S. Geruch) da ist die Unart der hitzigen Getänke — — o! sinnlicher Mensch, dein Pfad ist voller Abgründe, drum — lasse nicht von der Vernunft, die deine Führerin sein und bleiben muß!

Mieder.

So nennt man bekanntlich ein Kleidungsstück, das besonders die Landmädchen um die Brust legen, ursprünglich um den Busen zusammenzuhalten, und woraus später, besonders in den südlichen Gegenden, ein wichtiger Bestandtheil des weiblichen Putzes geworden ist. So sieht man die Bäuerinnen in Schwaben, am Schwarzwald, in der Schweitz mit den reichsten Miedern prangen, an denen lebendige, bunte Farben und goldne Schnüre nicht gespart sind, und in der That kann — bei einem nur irgend reizenden Frauenzimmer — ein hübsches Mieder Zauberwirkung thun. Deshalb sehen wir das Wort bei den erotischen Dichtern so floriren, deshalb haben aber auch die Damen der höhern Stände unweise gehandelt, daß sie dies Kleidungsstück so ganz verkannt haben, um so unweiser, da sie seinen ursprünglichen Zweck beibehaltend, es gegen ein ähnli-

ches, aber viel schädlicheres Instrument vertauschten. (S. Schnürleib.) Die Sitte des Mieders hat zugleich etwas Züchtig-Keusches; es ist gleichsam ein Netz, das den Busen des Weibes gefangen hält, und wenn auch ein verschmitzter Dichter sagt:

Den Busen zehnfach eingeschnürt
Gescheh' ihm doch, was ihm gebührt —
v. Thümmel.

so bleibt drum unsre Behauptung doch wahr, und vielleicht ist es grade nicht weniger diese Ansicht, die Jeder, wenn auch dunkel, hegt, als der Reiz, den ein hübsches Mieder dem Wuchse eines Mädchens wohl geben kann, was eben dies Kleidungsstück so zu Ehren gebracht hat. Eben dies Züchtig-Keusche, das mit dem Begriff eines wohlverwahrten Mieders verbunden wird, läßt auch von einem weniger strengen Mädchen sagen, daß es sein Mieder gelüftet habe, und in diesem Sinne sagt Thümmel einmal: „in Frankreich,

Wo statt des Nordwinds nur Gefieder
Schalkhafter Weste dich umwehn,
Uns alle Herzen, alle Mieder
Und alle Fenster offen stehn."

Milytta.

Die aßyrische Venus, die wir hier erwähnen, weil bei den Assyriern der Gebrauch herrschte, daß jedes Frauenzimmer einmal in ihrem Leben in dem Tempel dieser Göttin sich einfinden, und ihr zu Ehren die Erstlinge ihrer Liebe ihr opfern müßte. Herodot beschreibt die hierbei beobachteten Zeremonien auf folgende Art. Alle Frauenzimmer, die in dieser Absicht in dem Tempel erschienen, traten mit einem Blumenkranze auf dem Haupte vor das Bildniß der Göttin hin. Hierauf begaben sie sich in die Schlangengänge des Tempels, und warteten, bis Einer sich ihnen näherte. Liebhaber fanden sich hier in Menge ein, und hatten das Recht diejenige, welche ihnen am besten gefiel, zu wählen. Ein jeder war verbunden, derjenigen, auf die seine Wünsche fielen, einige Münzen un-

ter den Worten zu überreichen: „ich rufe für Euch die Göttin Milytta an.“ Diese Summe, so gering sie auch sein mochte, durfte eben so wenig ausgeschlagen, als dem Fremden, wer er auch war, die Umarmung verweigert werden. Sie mußte demselben aus dem Tempel sogleich an einen abgelegenen Ort folgen, und sich von der Forderung des heiligen Orakels entbinden lassen. Sobald auf diese Art dem Gesetze ein Genüge geleistet war, kam das Frauenzimmer in den Tempel zurück, und brachte der Göttin das Opfer. Nur jetzt war es ihm erlaubt, wieder in seine Wohnung zu gehen. Diejenigen, denen Geburt, Reichthümer und Ehre einen Vorzug gaben, suchten oft diesem Gesetze dadurch auszuweichen, daß sie sich in einer Sänfte bis an den Eingang des Tempels tragen ließen. Hier mußte ihr ganzes Gefolge zurückkehren; sie erschienen vor der Statue der Göttin, und kehrten sogleich, als wenn sie das Opfer gebracht hätten, nach ihrer Wohnung zurück. Mädchen, denen die Natur lockende Reize versagt hatte, waren dem traurigen Schicksale unterworfen, Jahre hindurch zu warten, bis sich Einer fand, der ihnen den Gürtel lösete, und das Gesetz in Erfüllung brachte.

Auch bei andern alten Völkern finden sich ähnliche sonderbare Gebräuche, die auf verkehrten Begriffen von der Jungfrauschaft beruhen.

In Cypern opferten die Mädchen der Venus ihre Jungfrauschaft, zur Beobachtung einer desto unverbrüchlichern ehelichen Treue, wie Justinus meint.

Die Armenierinnen weiheten nach Strabo ihre Jungfrauschaft der Göttin Tanais und ein Gleiches fand, nach einer gesetzlichen Sitte, bei den Phöniziern statt.

Ja noch heutiges Tages ist bei einigen asiatischen Völkern das Feilsitzen der Jungfrauen in einem Tempel, ehe sie heirathen, gebräuchlich.

Auf der Küste Koromandel beten die Indianer einen hölzernen Götzen an, der mit einem ungeheuren Zeugungsgliede versehen ist. Mädchen opfern ihre Jungfrauschaft, unfruchtbare Weiber segnen sich durch dessen Berührung, und Thiere werden zur Zeugung einer stärkeren Race ihm vorgeführt.

Eben diese heilige Raserei herrscht auf Goa. Hier führen am Tage der Hochzeit Eltern und Verwandte die Braut vor einen Pagoden, an welchem ein männliches Glied von Eisen

oder Elfenbein gefesselt ist, und mit welchem Götzen eine leicht denkbare scheußliche Operation getrieben wird, die sich die unglückliche Braut in religiösem Irrthum gefallen lassen muß!

Minne.

Minne oder Minna, das ur-deutsche Wort für Liebe, das aber im Mittelalter mehr als unser heutiges Wort: Liebe eine emphatische Bedeutung hatte. Man weiß, daß eine ganze Epoche der Poesie des Mittelalters von der Poesie der Minnesinger oder Troubadours gebildet wird, über die wir vortreffliche Nachweisungen, namentlich von Bouterweck, besitzen. Unsre neusten deutschen Romantiker — deren Wuth jetzt Gottlob! wieder vorüber ist und ausgetobt hat — brachten uns bekanntlich mit dem Neo-Altdeutschthum auch das Wort: Minne wieder, wie denn Einer gradezu ausrief:

Wir sind die Glöckner der romant'schen Minne:
Wir sind die Knecht' der Himmelskönginne!

und nun wimmelten alle Morgen-, Mittag- und Abendblätter und Almanache wieder von faden süßlichen Minneliedern, deren ganzes Bestreben war, den naiv-herzlichen und doch glühend-warmen Ton der Original-Minnelieder zu treffen. Man höre, wie ein schönes Lied in der berühmten Manessischen Sammlung die Minne erklärt:

Er an Sie.

Er

Kennetest du die kleine Minne,
Schönes Mädel, fromm und gut;
Trunken wären deine Sinne,
Deine Seele hochgemuth.
Würde dir ihr Zauber kund,
Ach! dein kleiner rother Mund
Lernte seufzen zu der Stund.

Sie.

Ey, so sag mir, was ist Minne?
Ist es denn Weib oder Mann?
Wie verführt es unsre Sinne?
Und wie ist es sonst gethan?
Mach mir alles offenbar,
Wie es sei und wie es fahr,
Daß ich mich davor bewahr.

Er.

Minne, Kind, ist so gewaltig,
Daß ihr dienen alle Land';
Ihre Macht ist mannigfaltig,
Ihre Sitte viel gewandt:
Sie ist böse, sie ist gut,
Beides, wohl und weh sie thut,
Gibt Geduld, tilgt Wankelmuth.

Sie.

Kann sie auch das Leid versenken?
Wenden Noth und Traurigkeit?
Hohen Muth dem Herzen schenken?
Geben Zucht und Würdigkeit?
Lieber Jüngling sag mir dies,
Dann so sprech ich für gewiß,
Ist ihr Lohn ein Paradies.

Er.

Kind, die Minne Macht ist größer,
Und ihr Lohn ein Himmelreich;
Sie erbaut uns Ehrenschlösser,
Macht uns selig, Engeln gleich.
Augenwonnen, Herzensspiel,
Gibt sie, wem sie lohnen will,
Und der hohen Freuden viel.

Sie.

Aber wie werd' ich empfangen,
Ihren Lohn zu meinem Dank?
Muß ich ihn durch Leid erlangen —
O da wär' mein Leib zu krank!
Kummer tragen kann ich nicht;
Drum so sag' mir in's Gesicht,
Jüngling, was ist meine Pflicht?

Er.

Inniglich mußt Du mich meinen,
So von Herzen wie ich Dich;
Seel' und Leib mit mir vereinen,
Mich und Dich zu Einem Ich,
Sei Du mein, und ich bin Dein.....

Sie.

Jüngling, o! das kann nicht sein!
Sei Du dein, und ich bin mein!

Aus jener Poesie her schreibt sich auch das vielgebrauchte Wort: Minnesold, der Lohn, die Freuden der Liebe, welches wir noch später bei unsern lyrischen Dichtern, (oft z. B. bei Bürger) wiederfinden. Körnigt und derb erklärt ein Minnesänger in eben jener Mannessischen Sammlung folgendermaßen was Minnesold sei:

Minnesold,
Wird geholt,
Wenn ein Mann
Und ein Weib
Um ihren Leib
Kleiderlos
Mit vier Armen sich umfahn.
Freude groß
Wird dann allen beiden kund!
Wenn auch nicht
Mehr geschicht.
Der viel heiße rothe Mund
Wird ein wahrer Liebesfund,
Und dann gesund.

Mode.

Es giebt eine unumschränkte Herrscherin, deren Gebote, und wären sie auch noch so drückend, niemals einen Widerspruch erleiden: niemand widerstrebt ihren Gesetzen, ihre Launen sind heilig, gleich Orakelsprüchen, und wie es ihr einfällt, verändert sie Sitten und Gebräuche, und unterwirft die streng richtende Vernunft den Gesetzen der Thorheit. Sie richtet über Recht und Unrecht, ertheilt Schönheit den Häßlichen, Weisheit den Thoren, und Gelehrsamkeit dem Charlatan; ungestraft widerspricht sie der Gerechtigkeit, und verhöhnet die Ermahnungen der Klugheit wie der Moral; darum nennt auch Montaigne die Mode mit Recht

la grande emperière du monde
die große Beherrscherin der Welt.

Frankreich war schon seit Jahrhunderten der Lieblingssitz der Mode, Paris ihr Thron, von dem aus die eigensinnige Göttin die Welt beherrscht und ihre Gesetze in bunten Bilderchen und Journälchen durch das cultivirte Europa fliegen läßt, das sich von Madrid bis Archangel, von Schottland bis Neapel willig diesen Gesetzen fügt! Die Vernunft sagt zu dem Menschen: Thue was du thun sollst, die Mode befiehlt ihm: Thue, was die andern thun und — man sehe nur, wie oft der Mensch der Mode der Vernunft zum Hohn und Trotz gehorcht. Wahrlich wenn es nicht die Mode gewesen wäre, die die Schnürbrüste, die Allongeperücken, die Hackenschuhe in Gang gebracht hätte, wir hätten wohl sehen mögen, was der gesunde Menschenverstand zu diesen Ausgeburten des Kleidergeschmacks oder vielmehr Kleiderungeschmacks gesagt haben würde! Wenn die Mode nicht neuerlichst jene halbnackte Bekleidung unsrer Frauen eingeführt hätte, was würde wohl die raisonnirende Vernunft dazu gesagt haben?

Und so kommen wir auf den Hauptpunkt, um welchen es sich hier handeln muß, auf die Frage, in wie fern die Mode auf die Gesundheit des Menschen Einfluß hegt, denn der Einfluß, den die Mode auf die Sitten, die Civilisation, den Handel u. s. w. geübt hat und noch täglich übt, diesen Einfluß zu betrachten, müssen wir andern Werken überlassen.

Wenn die Menschen sich nur kleideten, um sich vor den Einflüssen der Jahreszeiten zu schützen, so würde die ihrem Klima angemessene Kleidung niemals einem Wechsel unterworfen sein, wie dies auch bei den Völkern des Orients immer der Fall gewesen ist, wo man sich seit undenklichen Zeiten auf dieselbe Art kleidet. Allein die Eitelkeit, der Wunsch zu gefallen und sich auszuzeichnen, haben bei uns zu jeder Epoche, ja in der neuern Zeit beinahe in jedem Jahre wichtige Veränderungen in der Kleidungsart hervorgebracht; und wie oft übte die Mode ihre tyrannische Macht über ihre allzuwilligen Unterthanen, ohne sich um den Wechsel der Jahreszeiten, oder um die Gesundheit und Bequemlichkeit der Menschen zu kümmern! Auf tausend verschiedene Arten kann die Mode einen nachtheiligen Einfluß auf den Körper haben; die Kleidung, die ihn zu sehr bedeckt, kann eben so schädlich sein, als die, welche ihn zu sehr enthüllt; aber wie selten findet man jetzt einen Unterschied in der Sommer- und Winterkleidung der Männer, die überall, ausgenommen vielleicht in Frankreich, sich das ganze Jahr hindurch in Tuch kleiden! — Außerdem müßten auch noch die verschiedenen Geschlechter, in dieser Art nach verschiedenen Rücksichten handeln, denn für Weiber z. B. ist die allzuleichte Kleidung bei weitem schädlicher als für Männer, die sich stärker bewegen.

Ferner sind die allzusehr beengenden Kleidungsstücke schädlich; unsere Strumpfbänder, Halsbinden, selbst enge Beinkleider und enge Aermel, pressen die Glieder unnatürlich zusammen, und erhalten sie in einer höchst schädlichen Erstarrung. In früher Jugend schon hindert die Enge unseres Anzuges die gehörige Entwicklung des Körpers; der Enge der Schuhe z. B. muß man die Unförmlichkeit fast aller Füße zuschreiben, so wie die Strumpfbänder das Bein und die Wade entstellen, und die engen Halsbinden das Gesicht anschwellen machen. Auch die freie Bewegung der Glieder wird durch die Kleidung oft sehr gehindert. Vor dreißig Jahren trug man Kleider, worin die Leute ganz aus einem Stück erschienen, und die Schwierigkeit, die dies beim Gehen, Reiten und Tanzen verursachte, war Schuld, daß man diese höchst nöthigen Leibesübungen fast ganz vernachlässigte. So hindert auch der Mangel an gehöriger Weite der Kleider die freie Circulation des Blutes, indem es die Blutgefäße zusammendrückt, und dadurch Congestionen verursacht. Man behauptet sogar, daß die Einpressung, die

durch den Gurt der Beinkleider auf den Unterleib verursacht wird, die vielen Hämmorrhoiden hervorgebracht hat, die man jetzt bemerkt, wie das Einschnüren des Halses die vielen Schlagflüsse; und wenn dies auch nicht völlig unbedingt anzunehmen ist, so ist es doch gewiß, daß dergleichen Einschnürungen viel zur Entwickelung von solchen Krankheiten beitragen, zumal wenn die Anlage dazu schon vorhanden ist; und dies wäre allerdings schon genug, um die engen Kleidungsstücke zu verbannen. Glücklicherweise vereinigt sich jetzt die Mode fast allgemein mit den Regeln der Medizin, indem die zu engen Kleider beinahe überall den weiteren Platz gemacht haben. —

Auf die Frauen übt die Mode einen noch weit nachtheiligern Einfluß als auf die Männer; nicht allein, daß sie denselben schädlichen Einwirkungen ausgesetzt sind als letztere, so sind sie auch noch weit größern Unannehmlichkeiten durch die besondere Art ihrer Kleidungsstücke unterworfen. Der Schnürleib z. B. ist eine Quelle unzähliger Uebel. Freilich macht er den Wuchs schlanker, und zeichnet die Formen auf eine reizende Art, und dies ist genug, um ihn auf immer in Gunst zu erhalten, aber der ungemeine Druck, den er auf die Brust verursacht, hindert das Athmen, wie den Umlauf des Blutes, und bringt Beklemmungen, Congestionen und mehrere Krankheiten hervor. In der Kindheit vorzüglich sollten die Schnürleiber gänzlich verpönt sein, und doch bedient man sich ihrer für dieses Alter gerade am häufigsten, in der Absicht die Taille zu f o r m i r e n: man könnte nichts zweckmäßigeres thun, um das Gegentheil zu bewirken. — Bei dem erwachsenen Frauenzimmer ist der Schnürleib ohne Fischbein, und mäßig geschnürt, von Nutzen, er unterstützt den Körper und zeichnet vortheilhaft die Formen; allein man muß der Brust der jungen Mädchen vollkommene Freiheit lassen sich zu entwickeln; sie wird dadurch nur breiter und schöner, und die Lungen, so wie das Herz, werden ihre Functionen leichter und besser verrichten können. So könnte man denn mit den gehörigen Einschränkungen die Mode der Schnürleiber beibehalten, aber diese müßten auch sorgfältig beobachtet werden. — Die Wuth, kleine Füße zu haben, macht, daß die meisten Frauen einen wirklich verkrüppelten Fuß bekommen; die engen Schuhe, die sie tragen, drücken die Zehen unnatürlich aufeinander, und verhindern die freie Entwicklung dieser Theile, die auf diese Art nur

die Hälfte ihres natürlichen Umfanges erlangt. Die schmalen Sohlen, die besonders die eleganten Französinnen zu lieben scheinen, und die leider auch bei uns schon eingerissen sind, giebt zwar dem Fuß einen anscheinend noch geringeren Umfang, allein es erschwert auch das Gehen, und hält sie von der, der Gesundheit höchstnöthigen, Leibesbewegung zurück. — Was aber die Mode zum verabscheuungswürdigsten, ja zum tragischsten Gegenstand macht, das ist, wenn ihr Eigensinn die Frauen und Mädchen zwingt sich nur halb zu bedecken! Sie verlassen das wärmere Hauskleid, um in den dünnen Putzkleidern dem Ball, der Oper, und den Assembleen beizuwohnen, wo man nur mit fast entblößter Brust erscheinen kann; es ist leicht zu begreifen, daß durch diesen plötzlichen Wechsel die größten Erkältungen, und häufige Beschwerden entstehen müssen. Ohne hier die Verletzung der Sitte bei dergleichen Kleidungen zu erwähnen, will ich nur noch bemerken, daß sie den frühzeitigen Tod unzähliger junger Frauen zur Folge hatten, besonders wenn sie nach ihren Wochenbetten zu früh in der Gesellschaft erscheinen. Die hartnäckigen Schnupfen, die entsetzliche Menge von Schwindsuchten, und entzündlichen Krankheiten, denen sie unterworfen sind, entstehen meistentheils nur vom Zurücktreten der Transpiration, oder von unmäßiger Erhitzung, denen sie sich bei ihrem Hang zur Mode ohne Maß und Vernunft aussetzen. Man besuche nur die Grabmäler von Paris, wo diese tyrannische Göttin ihre mörderischen Einflüsse vorzüglich ausübt, so wird man die große Menge blühender Jungfrauen und Mütter, die ihr zum Opfer fielen, staunend bedauern. Ich kann nicht umhin, die Grabschrift einer unter ihnen, die man auf dem Kirchhof von Vaugirard findet, hier hinzusetzen:

22 Dècembre 1802

Louise Lefèbre,

âgée de 23 ans

victime de la mode meurtrière.

Rose elle a vèeu ce que vivent les roses.

Etwas hat die unsinnige Entblößung des Körpers schon jetzt nachgelassen; die Brust ist schon etwas mehr bedeckt, die

Arme sind es ganz. Es ist wohl zu wünschen, daß unsere Damen, sich auf ihren eigenen Vortheil besser verstehend, jene gefährlichen Moden auf immer verschwören, und endlich einsehen mögen, daß sie dem vernünftigen Manne, durch die Reize ihrer Liebenswürdigkeit und ihres Geistes weit mehr gefallen werden, als durch die Lockungen der Nacktheit, die wohl flüchtige Begierden erwecken können, die aber selbst der im Stillen tadelt, der sie am meisten zu bewundern scheint. —

Mönch.

Der Mensch ist zur Geselligkeit geboren; Jeder fühlt dies Bedürfniß, und befindet sich wohl im Kreise von Menschen, die ihm ähnlich sind. Solche Ursachen also, die ihn sich freiwillig aus jenem Kreise verbannen heißen, müssen wohl sehr mächtig auf ihn einwirken, mächtiger und überwiegender sein, als das schöne und süße Bedürfniß des geselligen Lebens. Nur einen jener Gründe, die von den ältesten Zeiten her gewisse Menschen zum einsiedlerischen Leben führten, möchten wir als der menschlichen Natur einwohnend, bezeichnen: alle andre liegen außerhalb derselben, und entsprangen erst aus den geselligen Einrichtungen, aus dem politischen Leben der Völker und Staaten. Jener Eine Grund ist das dem Menschen einwohnende Trägheits-Princip: nicht arbeiten und doch leben hat der Mensch von jeher, und besonders unter südlichem Himmelsstrich, unter dem Einfluß eines erschlaffenden Klima's, einer thätigen, den Lebensunterhalt sichernden Lebensart vorgezogen. Die übrigen Gründe aber, die die Menschen zu einer Absonderung von ihren Mitbrüdern bewegen konnten, waren Neid über das Glück, das die socialen Einrichtungen eben diesen Mitbrüdern und nicht ihnen gewährten, Haß aller dieser socialen Einrichtungen zum Theil aus diesem, zum Theil aus höherm, philosophischen Gesichtspunkt entsprungen, und endlich religiöser Fanatismus. Die Gymnosophen in Indien, die Fakirs und Talopoinen in Siam, die Bonzen in Japan und China, die Derwische bei den Mahometanern, die Santonen bei den Negern und endlich die christlichen Einsiedler und Mönche zeigen uns, daß von den ältesten Zeiten her und bei den verschiedensten Völkerschaften es Menschenklassen gegeben habe, die ein abgesondertes Einsiedler-Leben den Freuden des Umgangs mit Menschen vorzogen.

Wir bleiben hier nur bei den religiösen Einsiedlern stehen, als welche allein eine wirkliche Menschencaste bilden, die mit ihrem Leben, das recht eigentlich gegen den physischen Zweck ihres Daseins verstößt, Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung werden, da Menschen, die aus andern und politischen Gründen sich der Welt und ihrem Treiben entziehen, überall nur einzeln standen, und nicht die Folgen auf die Menschheit hatten, welche der Naturforscher im Mönchswesen findet. Jeder Mensch, auch der roheste, hat eine eingeborne Ahnung einer Gottheit, eines höchsten Principes, das die Welt, die er um sich sieht, regiert, und wenn viele diese Ahnung nicht zum vollen Bewußtsein, zur klaren Idee in sich bringen, so tritt sie in Andern um so lebhafter hervor, und es läßt sich hier eine eigenthümliche Richtung des Geistes, die bei manchem Menschen vorzugsweise die Seele auf das Metaphysische und Höhere leitet, nicht abstreiten. Diese eigenthümliche Tendenz hat auch von jeher die Propheten, und Anachoreten und Mönche und Heilige erzeugt. Menschen, die eine so stark ausgesprochene Geistesdetermination zur Betrachtung des Göttlichen haben, mußten bald fühlen, daß das Getümmel der Welt ihren Meditationen und ihrem tiefsten Nachdenken hinderlich und verderblich sei: das schöne Klima, unter welchem die ersten Einsiedler entstanden, und der fruchtbare Boden, sicherten den nöthigsten Lebensunterhalt, und so sagten sie der Gesellschaft Valet, und zogen an einsame, unbewohnte Oerter, auf denen der Frieden ihrer Seele nicht ferner getrübt wurde. Erst lange nachher entstanden Vereinigungen solcher Anachoreten, wo man die gemeinschaftliche Betrachtung des Göttlichen sich zum Zwecke machte, die Klöster, als deren Stifter **Antonius** der Große (um das Jahr 305) genannt wird. Eine förmliche Constitution gab bald darauf diesen Vereinigungen **Pachomius**, der auf der Nilinsel Tabenna mehrere Häuser aneinander baute, in deren Jedem er drei bis vier Mönche in kleinen Zellen wohnen ließ, die er unter einem Prior vereinigte. Diese Priorate machten zusammen das Monasterium aus, welches von einem Abt (Abbas) regiert wurde, und dem nun eine gesetzmäßig vorgeschriebene Lebensart gegeben ward. — Laßt uns rasch den Schleier ziehn über die finstere Nacht und den schwülen Nebel, den diese Klöster, den das Mönchsthum, durch Pfaffentyrannei und unterstützt durch Pö-

belaberglauben, Jahrhunderte lang so künstlich zu verbreiten gewußt haben, daß noch heute, und dreihundert Jahre, nachdem ein Luther gelebt und gewirkt hat, der unsre Religion mit heiligem Feuereifer von diesen schädlichen Auswüchsen zu säubern gewußt hat, ihre traurigen Spuren nicht verwischt sind — laßt uns rasch hinwegblicken über die Schaaren der Benedictiner, Camaldulenser, Silvestriner, Cartheuser, Cölestiner, Cisterzienser, Bernhardiner, Trappisten, Augustiner, Carmeliter, Dominikaner, Franziskaner, und wie diese „faulen Bäuche" sich alle genannt haben mögen! Unser Zweck ist nur zu untersuchen, ob und wie das Gelübde, das mit mehr oder weniger Ausnahme, alle Mönchsorden fesselte oder — fesseln sollte, mit der Sache der Menschheit verträglich sei. Und auch hier bleiben wir wieder nur bei dem einen Gelübde der Keuschheit stehen, das Gelübde der Armuth den Statistikern, das Gelübde des Gehorsams den Moralisten überlassend.

Das Hagestolziat und das Gelübde der unbeschränkten Enthaltsamkeit, welches das Hagestolziat der Mönche u. s. w. bedingte, ist offenbar mit dem Willen der Natur unverträglich, wie es der Gesundheit des Individuums nicht zuträglich ist. Die Natur will Reproduction des Menschengeschlechtes, und Gott sprach zu den Menschen: „Seid fruchtbar und mehret Euch," darum gab er dem Manne die Kraft der Zeugung, dem Weibe jene der Empfängniß. Das Cölibat aber, wie wir es bereits an einem andern Orte (S. Hagestolz) als dem öffentlichen Gesundheitswohl entgegen, kennen gelernt haben, widersetzt sich unmittelbar jenem göttlichen Gesetze. Wenn man, was naturgemäß ist, die Zahl der Kinder, die im Durchschnitt in einer Ehe erzeugt werden, auf vier setzt, so läßt sich berechnen, daß in einem Zeitraum von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, so lange nämlich dauert etwa die weibliche Fruchtbarkeit, hundert Ehelose die Welt um dreihundert und sechszig Menschen ärmer gemacht haben! Neuere Regierungen, die diesem schrecklichen Uebelstande abhelfen wollten, und doch vom Joche der Kirche sich nicht losreißen konnten, glaubten ihm einigermaßen zu begegnen, wenn sie ein gewisses Alter festsetzten, unter dem Niemand in einen geistlichen Orden aufgenommen werden durfte. So wurde das vierundzwanzigste Jahr für Männer, und das zwanzigste für Weiber bestimmt.

Allerdings kann wohl ein Mann von vierundzwanzig Jah-

ren bestimmen, ob das Moralische und das Physische in ihm, in solchem Verhältniß zu einander stehe, daß er sich dem angeblichen Berufe nicht zu widersetzen nöthig habe. Aber wie oft beruht hier das Urtheil nicht auf Täuschung? wie oft nicht auf einer gewissen Leichtigkeit des Karakters? wie oft wird es nicht bestochen durch Vorspiegelungen aller Art? Und was kann man von einem Wesen erwarten, das kaum mannbar geworden, eben erwachte Kräfte, die eine ungeheure Macht auf das menschliche Gefühl haben, in der dumpfen Klosterluft seiner einsamen Zelle zu ersticken sich anschickt? Was man erwarten kann? Die *Chronique scandaleuse* der Klöster hat uns darüber belehrt, sie hat unwidersprechlich durch die Thatsache, daß oft und an allen Orten die Klöster der Tummelplatz der größten Ausschweifungen und solcher sexuellen Laster gewesen sind, die nur eine so unnatürlich eingezwängte Phantasie, wenn sie einmal den Damm bricht, und verwildert umherschweift, ersinnen konnte — durch diese scheußlichen Thatsachen hat sie es gelehrt, was man von solchen Menschen zu erwarten hat! (Vgl. Ehe, Hagestolz, Nonne.)

Monatskrise.

Kein einziges Organ im weiblichen Körper unterliegt so vielen und wunderbaren Veränderungen, als der Fruchthalter oder die Gebärmutter (Uterus). Beim Kinde ist dies ein kleiner pyramidenförmiger, unscheinbarer fester Körper, und man sollte nicht glauben, daß dieses und eben dieses Organ sich später so ausbildete, daß es ein, ja zwei und mehrere Kinder bergen und nähren könne. So wie sich das Mädchen den Entwicklungsjahren nähret (s. diesen Art.) wird die feste, knorpelartige Substanz des Uterus weicher, alle Adern desselben werden vollblütiger, es entsteht eine Turgescenz, ein Säfteandrang in diese und die benachbarten Theile, und mit der eintretenden Monatskrise ist nun das junge Mädchen mannbar. Es ist ein großes Geheimniß des Lebens, warum diese Entleerung sich (im gesunden Zustande) immer wieder so regelmäßig periodisch einstellt, und die tausend und aber tausend Hypothesen der Sachkenner haben uns darüber noch nichts gewisses entdeckt. Diese Periode hängt durchaus mit keiner andern in der Natur zusammen, und es ist kein Tag des Mondumlaufs,

in welchem nicht Frauen menstruirt würden, keine Stunde des Tags, in welcher diese Veränderung nicht einträte. Weil sie aber gewöhnlich im gesunden weiblichen Körper um den achtundzwanzigsten Tag wiederzukehren pflegt, und der Mond in wenig längerer Zeit seinen Lauf um die Erde vollendet, haben viele an einen Zusammenhang zwischen der Periode der Frauen und dem Mondumlauf geglaubt, der jedoch ganz gewiß nicht statt findet.

Wenn die Unterbauchschlagader periodisch anschwillt, und der Uterus dennoch nicht zugleich seine blutige Absonderung beginnt, so verändert sich die ganze Qualität des Bluts, und es entsteht eine eigenthümliche Krankheit, in welcher die Mischung des Bluts durchaus wässerig und verdorben ist, die Schlagadern den Blutadern ähnlich und schlaff werden, alle Absonderungen aber sich fehlerhaft zeigen. Schon hieraus ergiebt sich, wie Unrecht es sei, in der Monatskrise nichts zu sehn, als einen periodischen Blutfluß.

Genaue Betrachtung des Abgesonderten selbst setzt vollends außer Zweifel, daß zwischen dieser Absonderung und wahrem Blutfluß ein großer Unterschied sei.

Niemals gleicht es vom Anfang und gegen das Ende der Absonderung dem Blute; da zeigt es sich allemal als mehr oder weniger gelb gefärbt. Gegen die Mitte der Absonderung, wenn sie am stärksten ist, ist ihre Farbe allerdings roth, wie Blut, allein die Gerinnbarkeit des Blutes hat sie nicht, und der specifische Geruch unterscheidet sich sehr von dem des Bluts.

Wahrer Blutfluß vermischt sich sehr leicht und oft mit der Menstruation, und alsdann ist die Unterscheidung oft unmöglich.

Während des periodischen Anschwellens der Unterbauchschlagader wird der Zustand aller Eingeweide verändert, die von diesem Gefäß ihre Nahrungskanäle bekommen, besonders aber der Uterus. Seine Substanz wird lockerer; indem sein Hals anschwillt, öffnen sich beide Muttermünde, der innere und äußere, und eine anfangs geringe, dann immer größer werdende Parthie dessen, was der Uterus absondert, fließt aus ihnen aus. Das Abfließende ist anfangs Schleim; dieser nimmt dann eine röthliche Farbe an und wird dünner, dann wird er immer dunkler, immer dicker, ja pechartig zuweilen, verbreitet einen eignen, widrigen Geruch, der alle gährungsfähige Flüssigkeiten in Gährung zu setzen pflegt; endlich wird er lichter,

dünner, zuletzt wird er so schleimig, als er anfangs war; die Turgescenz ist vorüber und der Uterus kehrt in seinen natürlichen Zustand zurück.

Man hat den Glauben, daß der Wein trübe oder sauer werde, den eine Frau, die stark menstruirt ist, im Fasse behandelt, als lächerliches Vorurtheil angesehen, und er ist es nicht. Die Erfahrung bestätigt ihn, wenn der Monatsfluß sehr stark und ausdünstend ist; sie widerlegt ihn, wenn er mäßig ist, besonders zu Anfang und Ende der Reinigung.

Je öfter sie wiederkehrt, je reichlicher sie geflossen ist, desto weniger leiden die andern Theile, die von der Unterbauchschlagader Gefäße bekommen, desto mehr beschränkt sich das periodische Anschwellen auf den Uterus allein. Doch gilt dies leider nicht von allen Frauen, und manche hat, so lange sie lebt, mit Beschwerden zu kämpfen, die andern unbekannt bleiben.

Diese Absonderung beginnt gewöhnlich nicht lange nach eingetretener Mannbarkeit, und kehrt anfangs in langen, unregelmäßigen Perioden, aber etwa nach der dritten Wiederkehr in regelmäßigen achtundzwanzigtägigen Zeiträumen wieder, so lange das Weib gesund, nicht schwanger ist und kein Kind säugt. Endlich nach dem vier- bis neunundvierzigsten Jahre (in Nordeuropa) wird sie abermals unregelmäßig und bleibt allmälig aus.

In heißen Gegenden erscheint sie früher, verschwindet aber auch früher, z. B. in Italien, Spanien. Auf der Nordküste von Afrika sind Mütter von elf und Großmütter von vierundzwanzig Jahren nichts seltenes; am Senegal entwickelt sich der Geschlechtstrieb noch früher, das Alter stellt sich zeitiger ein, und das ganze Leben dauert kürzer. Fette Weiber verlieren die Reinigung früher, als magere. Bei manchen ist auch die Periode der Rückkehr viel kürzer, wie es denn wohl keine Frau giebt, bei welcher nicht im Laufe ihres Lebens diese Krise mancherlei Unregelmäßigkeiten zeigt. Krankheit vermehrt sie, unterdrückt sie zuweilen, oder stört doch ihre regelmäßige Wiederkehr.

Die erste Schwangerschaft hebt sie allemal und gänzlich auf; nicht immer die folgenden. Bei diesen bleibt die Frau oft bis zur Hälfte, obwohl nur sehr wenig, menstruirt; seltener beginnt erst nach der Hälfte eine schwache Menstruation einzutreten. Doch gehören alle dergleichen Fälle unter die Aus-

nahmen, da in der Regel nach der Empfängniß die Menstruation immer ausbleibt. Es giebt, jedoch ziemlich selten, Frauen, bei denen die Empfängniß durch eine Art von Menstruation bezeichnet wird. Sie bekommen nämlich nach der Empfängniß, außer der Ordnung, Menstruation, die nur einen Tag dauert, und von dieser Zeit bleibt sie weg, bis zum Ende der Schwangerschaft.

Die meisten Frauen sind nicht menstruirt, während sie ihre Kinder säugen, doch giebts hierin häufige Ausnahmen. — Seltsam, doch nicht ohne Grund, ist die Bemerkung, daß menstruirte Mütter ihre eignen Kinder, ohne Gefahr für diese, fortnähren können, während die Milch der Ammen, die fremde Kinder säugen, zur Zeit der Menstruation den Säuglingen schadet.

Zuweilen turgescirt statt der Unterbauchschlagader eine andere, und man hat Nasenbluten, Lungenblutungen, ja sogar Blutungen aus den Fingerspitzen u. s. w. statt der Reinigung erfolgen sehn.

Die Thätigkeit der Nerven des Uterus wird während der Reinigung merklich verändert, und das ganze System der vom Gehirn unabhängigen Nerven wird in erhöhte Thätigkeit versetzt. Daraus erklärt sich die größere Leidenschaftlichkeit und Launenhaftigkeit der Frauen im Vergleich mit den Männern, die nicht, wie sie, alle vier Wochen in einen Zustand krankhafter Empfindlichkeit gerathen.

Wie viel das Gewicht der Absonderung jedesmal betragen müsse, ist nicht zu bestimmen. Bei einer und derselben Frau beträgt es zuweilen kaum eine Unze, zuweilen über ein Pfund, bei gleich guter Gesundheit. Magere Frauen menstruiren reichlicher, als fette. Bei manchen dauert der Abfluß drei, bei andern fünf und mehr Tage. Ist er allzureichlich, mit vielem wahren Blute verbunden, länger als fünf Tage dauernd, in kurzen Perioden widerkehrend, so schwächt er die Gesundheit und Stärke der Frau, und bewirkt am Ende, daß eine Schleimabsonderung im Uterus ohne Unterlaß fortdauert.

Man hat sich so sehr vergessen, die Reinigung für einen Vorzug des menschlichen Weibes zu halten, aber neuere Untersuchungen haben bewiesen, daß auch mehrere weibliche Säugethiere, worunter sogar manche von unsern Hausthieren, ganz

ähnlichen monatlichen Krisen, wie das menschliche Weib, unterworfen sind.

Nur viehische Lust wird ein Weib stören, wenn die Natur eine für ihren ganzen Organismus so wohlthätige Krise in ihr durcharbeitet, und es ist kein bloßes Vorurtheil, daß sie solche unzeitige, ekelhafte Begierde bestraft! Mehr hierüber liegt außer dem Bereiche unsres Werkes. *Sapienti sat!*

Wirklich finden wir schon bei den ältesten Völkern, daß Instinkt oder auf Erhaltung der Gesundheit zweckende Gesetze Berührung des Weibes während dieser Periode und einer andern, nämlich unmittelbar nach dem Wochenbette, verboten, in welchen Perioden man das Weib unrein nannte. Moses setzte sogar auf den vorsätzlichen Beischlaf zur Zeit der Monatskrise die Strafe der Ausrottung, und eine Wöchnerin war nach dem mosaischen Gesetz, wenn sie ein Knäbchen geboren hatte, sieben Tage unrein, und mußte sich dreiunddreißig Tage inne halten, bei einem Mädchen aber war sie vierzehn Tage unrein, und mußte sechsundsechszig Tage zu Haus bleiben. Bei den Griechen waren die Wöchnerinnen vierzig Tage unrein. Während dieser Zeit durften sie keinen Tempel besuchen, und jeder mied ihre Wohnungen, oder reinigte sich, wenn er sie betreten hatte. Auf dem Nicaeischen Kirchenconcilio im Jahr dreihundert und fünfundzwanzig wurde den Frauen gar verboten, zur Zeit der Reinigung in die Kirche zu kommen, was aber wohl den heiligen Eifer zu weit getrieben heißt. Der Abscheu gegen die Weiber zu der Zeit der Krise und der Entbindung, der jetzt noch bei den sibirischen Völkern, den Amerikanern und Negern herrscht, ist eben so wenig zu entschuldigen, und die daraus fließenden, grausamen Mißhandlungen des schwächeren Geschlechts, zu einer Zeit, in welcher es des Trostes und Beistandes am meisten bedarf, beweisen den niedrigen, geistlosen und entarteten Karakter dieser Völker. Je unbegreiflicher ihnen alle jene Zufälle des weiblichen Geschlechts sind, desto mehr sind sie geneigt, dieselbe für Wirkungen des Zorns der Götter und als ansteckende Befleckungen zu verabscheuen, wodurch man nicht nur zu allen gottesdienstlichen Handlungen untüchtig gemacht würde, sondern auch den Zorn der strafenden Götter auf sich laden konnte. Es ist keineswegs eine Folge der Reinlichkeit, denn gerade bei den unreinlichsten Völkern herrscht dieser Aberglaube am stärksten; daher ist es auch nicht

unwahrscheinlich, daß das monatliche Blut unreinlicher Weiber in einem heißen Himmelsstrich zuweilen schädliche Wirkungen hervorgebracht, und den ersten Grund zu jenem Abscheu gelegt haben könne, obgleich diese bei weitem so gefährlich nicht sind, wie sie der leichtgläubige Plinius aus Nachrichten von barbarischen Völkern, schildert. Wenn die Wilden z. B. bemerken, daß die Hunde den Weibern zu einer solchen Zeit nachlaufen, so kann man sich leicht denken, was ihr kindischer Verstand daraus für Folgerungen abzuleiten fähig ist.

Wenn bei den Kalmucken ein Weib niederkommt, fliehen alle Männer aus der Hütte, und die Mutter bleibt drei Wochen unrein. Selbst ihr Mann darf sie während dieser Zeit nicht einmal anrühren. Sie darf weder Speise kochen, noch mit andern aus einer Schale essen, bis sie sich mit warmen Wasser am ganzen Leibe gereiniget hat. Auch während der monatlichen Krise halten die Kalmucken ihre Weiber für unrein; bei Mädchen wird hierauf nicht geachtet.

Die Buräken, Samojeden, Ostiaken und andere sibirische Nationen halten die Weiber überhaupt für unreine, von den Göttern verworfene, Geschöpfe; am heftigsten aber werden sie während der monatlichen Reinigung und in den beiden ersten Monaten nach der Entbindung verabscheut. Sie dürfen keine Speisen anrühren, den Männern nicht einmal etwas reichen, bis sie sich über Rennthierhaaren geräuchert haben, oder dreimal über ein Feuer gesprungen sind.

Die Siamesen lassen ihre Weiber einen ganzen Monat nach der Niederkunft vor einem beständigen Feuer liegen, und drehen sie bald nach dieser, bald nach einer andern Seite herum. Sie sind nicht nur der Hitze, sondern noch mehr der Quaal des Rauchs ausgesetzt, welcher nur durch eine kleine Oeffnung im Dache langsam hinauszieht. Auf eine ähnliche Weise verfahren die Peguaner, welche ihre Weiber nach ihrer Niederkunft vier Tage lang auf einem Rost von Bambusrohr rösten!

Unter allen übrigen Völkern mongolischen Ursprungs sind an Abscheu und Härte gegen ihre Weiber zur Zeit jener Zufälle die Amerikanischen Wilden am grausamsten. Wenn eine Kanadische Frau sich dem Ende ihrer Schwangerschaft nähert, so baut man ihr eine kleine Hütte außer dem Dorfe, worin sie vierzig

Tage bleiben muß. Gleiche Gebräuche herrschen bei den Negern, den Bewohnern der Insel Asiens und der Südsee; sie halten die Weiber zur Zeit der Reinigung für so ansteckend, daß sie sich bei Lebensstrafe aus der Gesellschaft ihrer Männer entfernen und in besondern Hütten wohnen müssen. Die Issinois lassen ihre Weiber bei der Heirathszeremonie schwören, daß sie ihre Männer von dem Eintritt jener Periode augenblicklich benachrichtigen wollen, um sich sogleich in das Burnamon zu begeben. Frauenzimmer, die dieses Versprechen nicht pünktlich erfüllen, werden nachdrücklich und sogar mit dem Tode bestraft. Die Völker am Oronoko sind in dem Wahn, daß die Weiber zur Zeit der Reinigung alles ersterben machen, worüber sie hingehen, und daß Männern die Beine aufschwellen, wenn sie in die Fußstapfen solcher Weiber treten. Um daher den Bräuten alles Gift aus dem Körper zu treiben, schließt man sie vierzig Tage vor der Verheirathung ein, und läßt sie das strengste Fasten beobachten. Man reicht ihnen täglich nicht mehr als drei kleine Datteln, drei Unzen Kassabi-Mehl, und einen Krug Wasser. Daß sie an ihrem Hochzeittage eher ausgegrabenen Leichen, als muntern Bräuten ähnlich sein müssen, läßt sich leicht denken. Die amerikanischen Wildinnen, die afrikanischen Negrinnen u. a. säugen ihre Kinder gewöhnlich drei Jahre, und während dieser Zeit nähern sich die Männer ihnen niemals, weil sie solche für unrein halten.

Die Weiber der Hindus bringen die Zeit ihrer Unreinigkeit auf den Dächern der Häuser zu, wohin man ihnen das Essen bringt. Nach der Niederkunft wird das ganze Haus und alles metallene Geräthe gereinigt und die irdenen Gefäße werden zerschlagen.

Die Weiber in Loango müssen sich gleich beim Anfang ihrer Schwangerschaft mit einer Baumrinde schürzen, um dadurch allen Menschen ihre Unreinigkeit bekannt zu machen!

So weit reichen Aberglaube und falsche Ansichten über die Natur und die Physiologie des menschlichen Körpers!

Mond.

Dies Gestirn verdient allerdings eine Erwähnung in einem Werke, welches die Sexualität des Menschen in allen ihren Richtungen und Beziehungen wissenschaftlich untersucht, denn

seit Aristoteles haben viele der größten Aerzte, namentlich: Galen, und in spätern Zeiten Fr. Hoffmann, Stahl, Morgagni u. A. einen wichtigen Einfluß des Mondes auf die kritische Veränderung, die monatlich im Weibe vorgeht, behauptet und vertheidigt. Wenn man auch bei sorgfältiger und genauer Beobachtung finden wird, daß dieser Einfluß keinesweges, wenigstens in jenem Grade nicht, als jene ältern Naturforscher behaupteten, statt findet, indem man namentlich in größern Städten, wo man viele Weiber der verschiedensten Alter und Temperamente beisammen findet, täglich bemerken kann, wie sich jene Krise täglich und bei dem verschiedensten Verhältniß des Mondes zu unserm Planeten, einstellt und wieder vergeht — so haben doch Tradition und Alt-Weiber-Geschwätz jene Behauptung immer noch lebendig erhalten.

Eine höhere, geheime Beziehung aber mag allerdings zwischen dem Nervensystem des Menschen und dem Monde Statt finden, wenigstens — um von der eigenthümlichen Krankheit der sogenannten Nachtwandler hier nicht zu reden — wenigstens hat jene Seelenexcitation des Verliebtseins von jeher eine ganz eigne Vorliebe für den lieben Mond gehabt, und namentlich die sentimental-larmoyante deutsche Poesie der achtziger Jahre wimmelt ja bekanntlich von Leiereien „an den Mond.“ Selbst Göthe ließ sich hinreißen, und wir verdanken dieser Tendenz eines seiner gefühlvollsten Lieder. Auch der weichherzige, lyrische Bürger dichtete sein: „auch ein Lied an den lieben Mond,“ denn, sagt er,

> Es wäre ja nicht halb mir zu verzeihn,
> Das muß ich selbst treuherzig eingestehn,
> Da alle Dichter dir ein Schärflein weihn,
> Wollt' ich allein dich stumm vorüber gehn.

Nach einigen naiven, philosophirenden Anreden, bricht bei dem erotischen Bürger in diesem zarten Gedichte denn auch wirklich gleich jene Stimmung wieder durch, um derentwillen wir eben den Mond hierher citiren mußten:

> Wen hätt' ich sonst, wann um die Zeit der Rosen
> Zur Mitternacht mein Gang um's Dörfchen irrt,
> Mit dem ich so viel Liebes könnte kosen,
> Als hin und her mit dir gekoset wird?

Wen hätt' ich sonst, wann überlange Nächte
Entschlummern mich, du weist wohl was, nicht läßt,
Dem ich es so vertrauen könnt' und möchte,
Was für ein Weh mein krankes Herz zerpreßt?

Monogamie.

S. Weib.

Mund.

Man begreift unter dieser Benennung jene ganze Höhle am Kopfe, in welcher die Lippen, die Zähne, der Gaumen und die Zunge die wichtigsten Theile ausmachen, und die sowohl zum Sprechen, als zum Athmen und Schlucken mit beiträgt. In der nächsten Beziehung steht wohl der Mund mit dem Geschmacksorgan, dessen Repräsentant vorzugsweise die Zunge ist. Doch bemerkt man, daß auch die Lippen eine Art von Geschmack besitzen, ja sogar noch einen feinern und geistigern als die Zunge. Die unwillkührliche Bewegung derselben bei dem Anblick eines appetitlichen Gegenstandes, das Spitzen des Mundes beim Küssen, der stärkere Zufluß von Speichel beim Anblick einer einladenden Speise, (gewöhnlich das Wässern des Mundes genannt), alle diese Umstände scheinen zu beweisen, daß die Function des Mundes vorzugsweise im Schmecken bestehe. Im engern Sinne bedeutet der Mund nur den Raum, welcher sich zwischen beiden Lippen befindet, und nach Willkühr geöffnet oder geschlossen werden kann. Nach dieser Bedeutung giebt es einen kleinen und großen, einen offenen oder geschlossenen, und einen schiefen Mund. Je kleiner der Mund, desto schöner wird er von Kennern gehalten. Doch will man bemerkt haben, daß Frauenzimmer mit großem Munde und stärkern Lippen weit feuriger sind, als andere, überhaupt aber dürfen die Lippen weder zu voll noch flach und eingefallen sein, wenn ein Mund reizend sein soll. Es ist oft der Fall, daß der Mund in dem Augenblick der innigsten Vereinigung beider Geschlechter ein wenig oder bis zur Hälfte sich öffnet, daher malte Correggio seine Io, welche von der Wolke des Jupiters umarmt wird, mit halbgeöffnetem Munde.

Es giebt noch andere Empfindungen, welche auf einen sehr nahen sogenannten sympathischen Zusammenhang zwischen der Mundhöhle und den Sexual-Organen hinweisen. Dahin gehört z. B. das Belecken mit der Zunge, welches bei vielen

Thieren während der Brunstzeit beobachtet wird, das Schnäbeln mancher Vögel, das sogenannte Züngeln der Schlangen u. s. w., Erscheinungen, die mit dem Küssen der Menschen die größte Analogie haben.

Der aus dem Munde gehende Athem nimmt bei Frauenzimmern bisweilen einen besondern üblen Geruch an, der von dem Eintritt der weiblichen Periode bedingt ist. Um diese Zeit, wo überhaupt in der Physionomie und dem Teint eine Veränderung vorgeht, pflegen auch die Lippen gewöhnlich eine blässere Farbe und größere Weiche oder Schlaffheit anzunehmen.

Merkwürdig sind bei den wilden Völkern die Verunstaltungen des Mundes durch widernatürliche Färbung der Lippen und Zähne, durch das Durchbohren der Unterlippe, in welcher ein Stück Holz, eine Muschel und dergleichen zum Zierrarth getragen wird. (Vergl. Kuß, Lippen, Physionomie, Zähne).

N.

Nacht.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einsamkeit der Nacht,
Nein, sie ist, o holde Schönen,
Zur Geselligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönste Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er ist gut, sich zu zerstreuen,
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämm'rung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergießt:

Wenn der rasche, lose Knabe,
Der sonst wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe,
Unter leichten Spielen weilt.

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen singt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach! und Wehe klingt.

Mit wie leichtem Herzenregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh' und Sicherheit verspricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Brust,
Jeder Tag hat seine Plage
Und die Nacht hat ihre Lust.

Göthe.

Die Nacht ist freilich wohl in der alten Mythe die Schutzgöttin, die Gebärerin alles Schrecklichen und Furchtbaren, aber sie war dafür auch von jeher die Favoritschwester der Liebe, und schon Jupiter verlängerte die Nacht, in welcher er in Alkmenes Arm schwelgte, um ihre dreifache Dauer, zum Beweise, daß er doch wohl auch schon mit Philinen in den schönen obigen Göthe'schen Stanzen gedacht haben mag: „Ja! die Nacht hat ihre Lust!" Die schwärmerische Julia in Shakesspeare's Romeo ruft auch die Nacht für ihre Liebe an:

Komm süße Nacht und lehre mich ein Spiel,
Wo man verliebt, um zu gewinnen.

Auch haben die Dichter, so lange es welche gegeben hat, sich in Lobgesängen auf die Nacht, und die Freuden, die sie Liebenden bereitet, erschöpft, und die Sitte der Ständchen, die

besonders in südlichen Ländern so verbreitet ist, hat keine andere Basis, als die Anspielungen auf jene nächtlichen Freuden. Wenn seit den uraltesten Zeiten das Menschengeschlecht einen und denselben Geschmack bewährt hat, so hängt dieser Geschmack gewiß nicht von Zufälligkeiten ab, sondern ist in seiner tiefinnern Organisation begründet. Und so ist es auch hier! Denn nicht nur beim Menschen, sondern auch sogar in vielen Thierklassen findet sich eine eigenthümliche Beziehung zwischen der Geschlechtslust und der Nacht.

Auf seiner Gattin Busen wiegt
Sein müdes Haupt der Gatte;
Wohl an die liebste Henne schmiegt
Der Hahn sich auf der Latte;
Der Sperling unter'm Dache sitzt
Bei seiner trauten Sie anitzt.

Bürger.

Wir haben auch schon bei einer andern Gelegenheit in diesem Werke erzählt, daß das nächtliche Miauen der Katzen, das besonders im Frühlinge so heftig zu sein pflegt, nichts bedeutet, als den Seufzer einer Befriedigung suchenden Sexuallust!

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten hat man daher, wie wir in den Abhandlungen: Entjungferung und Hochzeit mitgetheilt haben, zur Feier der gesetzlichen Vereinigung zweier Individuen die Nacht gewählt, und so schließt sich an den Begriff: Nacht die ganze Fortsetzung des Menschengeschlechtes. Vom Mittelalter her schreibt sich eine hierher gehörige Sitte, die sogar in einigen Gegenden noch herrschen soll, und die wir nicht übergehen dürfen, die Sitte der Probenächte, die man anordnete, um die Ehestandsfähigkeit zweier Liebenden noch vor der unzertrennlichen Vereinigung durch die Hochzeit, zu prüfen. Im alten Sachsen nämlich konnte der Bräutigam vor der Hochzeit eine Nacht bei seiner Braut zubringen, und nach dieser Probenacht hatte er die Freiheit das geprüfte Mädchen zur Frau zu behalten, oder nicht. Die heiligen Väter auf der Kirchenversammlung zu Trebours hoben zwar im Jahr achthundert und fünfundneunzig diese sächsische Sitte, als einen verwerflichen heidnischen

Gebrauch, auf, allein nichts desto weniger dauerte sie noch länger fort. In Schottland hielt man nicht blos Probenächte, sondern sogar Probejahre. In dem obern Eskadale wurde noch vor etwa hundert Jahren eine Messe oder ein Markt gehalten, auf welchem junge Leute von beiderlei Geschlecht aus den umliegenden Gegenden zusammen kamen, und sich gegenseitig einen Genossen oder eine Genossin aussuchten, welches man den Handschlag nannte, weil die Liebenden ihre Vereinigung mit einem Handschlag anfingen. Ein jedes Paar von Geliebten, das sich auf der Messe zusammengefunden hatte, wohnte ein ganzes Jahr als Mann und Frau beisammen, und wenn sie im folgenden Jahre wieder auf der Messe erschienen, so konnte der Jüngling, wie das Mädchen, die jährige Verbindung aufheben oder fortsetzen. Wenn beide Theile sich nach einem jährigen Zusammenleben noch gefielen, so wurde der Handschlag auf Zeitlebens erneuert. Im entgegengesetzten Falle trennten sie sich ohne alle Strafe wieder, außer daß der Bräutigam das Kind, wenn ein solches im Probejahr erzeugt worden war, ernähren mußte.

Pennant glaubt, daß diese Probejahre aus der Seltenheit der Geistlichen entstanden seien, und daß man auf dem Lande die Ehen nicht so lange habe aufschieben können, bis ein herumreisender Priester erschienen sei, um die priesterliche Einsegnung zu verrichten. Allein, wenn der Mangel an Priestern die Ursache an den Probejahren in Schottland gewesen wäre, so würde man freilich die eheliche Verbindung, wie dieses sehr häufig durch das Mittelalter geschah, vor der Trauung angefangen, aber man würde nicht die Freiheit gehabt haben, die einmal angefangene Ehe nach Belieben wieder zu vernichten. Ueberdies berichtet Pennant selbst, daß auch die vornehmsten Personen in Schottland und in den Hebriden Probejahre gehalten hätten, und daß die aus solchen Probeehen erzeugten Kinder nicht für unächt gehalten wurden, sondern gleiche Rechte mit solchen gehabt hätten, die man aus spätern fortgesetzten Ehen erhalten habe.

In andern Gegenden von Schottland und Irland hielt man solche Proben wie in Sachsen. Die Eltern überließen ihre Töchter den heirathslustigen Jünglingen gegen eine gewisse Summe Geldes zur Probe, welche verfallen war, wenn das Mädchen wieder zurückgegeben wurde.

Aus Schottland und Irland wurden die Probenächte in mehrern nordamerikanischen Provinzen, besonders in Connecticut und Virginien eingeführt, wo sie noch fortdauern. Doch hat an der Massachusetsbai der junge Freier nach der gehaltenen Brautnacht nur alsdann die Freiheit, seine Geliebte wieder fortzuschicken, wenn er sie nicht zur Mutter gemacht hat. In diesem Falle aber muß er das Mädchen bei Strafe des Banns heirathen.

Die Probenächte hatten offenbar die Absicht, daß junge Personen ihre gegenseitigen Gaben erproben, und vielleicht auch erfahren möchten, ob nicht die eine oder die andere gewisse Gebrechen des Körpers habe, die, wenn sie auch nicht zur Leistung der ehelichen Pflicht untüchtig, wenigstens die Fortsetzung des genauesten Zusammenlebens unangenehm oder ekelhaft machen könnten. Wahrscheinlich verlängerte man die Probenächte bis zu Probejahren, damit man außer den körperlichen Fähigkeiten auch noch die gegenseitige Denkungsart, deren Uebereinstimmung oder Widerspruch, erfahren möchte.

Auffallend wird es manchem Leser sein, daß auch unter den Landmädchen im Schwarzwalde die Sitte der Probenächte noch heute fortdauert. Sie ist hier so originell, und doch so naiv und characteristisch, daß wir sie gern mittheilen, wie sie ein kundiger Schriftsteller erzählt.

Sobald sich eine Bäuerin im Schwarzwalde ihrer Mannbarkeit nähert, so wird sie von einem Schwarm junger Liebhaber umgeben, die sich beeifern, ihr ihren Hof zu machen, bis sie merken, daß Einem Glücklichen unter ihnen der Vorzug gegeben wird, worauf sie sich bescheiden zurückziehn, ihrem Freunde den Kampfplatz überlassend. Dieser Auserkohrne hat nun die Erlaubniß seine Schöne Nachts zu besuchen, indeß verlangt es die Sitte, daß er nicht *tout bonnement* durch die Thür, sondern durch das Dachfenster komme. „Wie in jenen Zeiten, sagt der bezeichnete Schriftsteller, der tapfere Ritter Leib und Leben wagen, unersteigliche Felsen hinanklettern, und ungeheure Mauern hinabspringen mußte, um sich die Liebe seiner Erwählten zu verdienen, eben so darf der junge Bauer nur dann auf den glücklichen Fortgang seines Liebesverständnisses rechnen, wenn er bei jedem seiner nächtlichen Besuche alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, sich den Hals zu brechen, oder wenn seine Göttin, während er zwischen Himmel

und Erde schwebt, ihm aus ihrem Dachfenster herunter die bittersten Neckereien zuruft. Noch bei seinen grauen Haaren erzählt er mit aller Begeisterung diese Abentheuer seinen erstaunten Enkeln, die kaum ihre Mannheit erwarten können, um auf eine eben so heldenmüthige Art zu lieben."

"Diese mühsame Unternehmung verschafft Anfangs dem Liebhaber keine andere Vortheile, als daß er etliche Stunden mit seinem Mädchen plaudern darf, das sich um diese Zeit ganz angekleidet im Bette befindet, und gegen alle Verräthereien Amors wohl verwahrt ist. Sobald sie eingeschlafen ist, muß er sich plötzlich entfernen, und erst nach und nach werden ihre Unterhaltungen lebhafter. Ja in der Folge giebt die Dirne ihrem Buhler unter allerlei naiven Scherzen und Neckereien Gelegenheit, sich von ihren verborgenen Schönheiten eine anschauliche Kenntniß zu erwerben, läßt sich überhaupt von ihm in einer leichtern Kleidung überraschen, und gestattet ihm zuletzt alles, womit ein Frauenzimmer die Sinnlichkeit eines Mannes nur irgend beglücken kann. Doch auch hier wird immer ein gewisses Stufenmaaß beobachtet, und der Begünstigte darf nie zum erstenmal das volle Ziel erreichen. Diese letztern Zusammenkünfte heißen Probenächte, die erstern Kommnächte."

"Sehr oft verweigern die Mädchen ihrem Liebhaber die Gewährung seiner letzten Wünsche so lange, bis er Gewalt braucht. Das geschieht allezeit, wenn sie wegen seiner Leibesstärke einige Zweifel hegen. Es kommt daher ein solcher Kampf dem Liebhaber oft sehr theuer zu stehen, weil es nicht wenig Mühe kostet, ein Bauernmädchen bis zu einem gewissen Grade zu bezwingen, das jene wollüstige Reizbarkeit nicht besitzt, die das nach feinem Ton erzogene Frauenzimmer so leicht entwaffnet."

"Die Probenächte werden alle Tage gehalten, die Kommnächte nur an den Sonn- und Festtagen und ihren Vorabenden. Die ersteren dauern so lange, bis sich beide Theile von ihrer wechselseitigen physischen Tauglichkeit zur Ehe genugsam überzeugt haben, oder bis das Mädchen schwanger wird. Hernach thut der Bauer erst die förmliche Anwerbung um sie, und das Verlöbniß und die Hochzeit folgen schnell darauf. Selten verläßt der Bauer ein Mädchen in solchem Zustande, er würde sich auch unfehlbar den Haß und die Ver-

achtung des ganzen Dorfs zuziehen. Aber das geschieht sehr häufig, daß beide einander nach der ersten oder zweiten Probenacht wieder aufgeben. Das Mädchen läuft dabei keine Gefahr in üblen Ruf zu kommen; denn es findet sich bald ein anderer, der mit ihr den Roman von neuem beginnt. Nur dann ist ihr Name zweideutigen Anmerkungen ausgesetzt, wenn sie mehrmals die Probezeit vergebens gehalten hat. Das Dorfpublikum hält sich in diesem Fall schlechterdings für berechtigt, verborgene Unvollkommenheiten bei ihr zu argwöhnen. Die Landleute finden diese Gewohnheit so unschuldig, daß es nicht selten geschieht, wenn der Geistliche des Orts einen Bauer nach dem Wohlsein seiner Töchter fragt, dieser ihm zum Beweise, daß sie gut heran wachsen, mit aller Offenherzigkeit und mit einem väterlichen Wohlgefallen erzählt, wie sie schon anfingen die Kommnächte zu halten."

„Fischer hält die Probenächte für eine Ursitte der Menschheit, und für einen bei allen Nationen herrschenden Gebrauch, weil sie in der Physiologie des Menschen gegründet, und eine für die Bevölkerung sehr heilsame Anstalt seien. Aber daß sie eine Ursitte der Welt sind, kann eben so wenig als daß sie bei allen Völkern gebräuchlich gewesen, erwiesen werden; das Gegentheil erhellt vielmehr aus den Sitten der Völker, die Proben der Jungfrauschaft fordern. Die andern beiden Gründe, die Ehestandstauglichkeit der beiden Gatten zu erproben, und dadurch eine stärkere Bevölkerung zu bewirken, fällt bei rohen Naturvölkern weg, weil Unvermögen und Unfruchtbarkeit unter denselben unerhörte Fälle sind. Die ganze Sitte zeigt von einem herabgewürdigten Zustande des weiblichen Geschlechts, und von einem Mangel aller edleren Gefühle." Die meisten Beispiele davon findet man in dem Mittelalter, wo diese Proben bald dergestalt ausarteten, daß sie eine bequeme Gelegenheit wurden, die Unschuld eines Mädchens zu mißbrauchen, weshalb auch, wie wir sahen, die Kirchenversammlung zu Trebours sich dagegen erhob.

Ist es aber vom ärztlichen Standpunkt aus Recht, daß die Nacht vorzugsweise für die Schäferstunde da ist? Diese Frage bedarf keine Antwort, wenn wir sehen, daß die Natur selber es so eingerichtet habe, und — die Natur hat überall Recht. Doch giebt es hier einige Einschränkungen, die meist

die geselligen Einrichtungen des Menschen nothwendig gemacht haben. Gaubius sagt:

> *Idem (sc. coitus) interdiu peior est, tutior noctu, ita tamen, si neque illum cibus, neque hunc cum vigilia statim labor sequitur.*

„Die Begattung geschieht weniger zweckmäßig bei Tage, als in der Nacht, doch muß auf diesen nicht gleich beim Erwachen Arbeit, auf jenen nicht gleich eine Mahlzeit folgen." Ein Mann, dem des Tages Last und Hitze den Schlaf zum nothwendigsten Bedürfniß, zur erfreulichsten und wichtigsten Nervenstärkung gemacht hat, die ihm neue Kräfte für den folgenden Tag bringen soll, ein solcher Mann muß schon dem nothwendigsten Drange der Natur weichen, und andre Zeiten für seine Gattin suchen. Wenn z. B. der Morgenstrahl den glücklichen Schläfer erweckt, und die schöne Geliebte mit den Rosen des Schlafs auf den Wangen, hüllenlos und unbefangen in reizender Lage neben ihm schlummert; wie kann er widerstehn, daß er sie nicht küssend zu Küssen wecke? Auch am Morgenhimmel strahlt der Stern der Liebe! Und wie süß ist nicht ein kurzer Nachschlummer im Arm der freundlichen Gattin!

Doch sei der Mann mäßig und vorsichtig in diesen Morgenfreuden! Viele glauben, eine bekannte Regung der Mannheit beim Erwachen nach gesundem Schlaf sei der Wink der Natur, daß sie jetzt zum Genuß am lautesten rufe. Aber die Arbeit des beginnenden Tags will ungeschwächte Kraft, und das Hirn des mit dem Kopf arbeitenden Mannes leidet nicht eine doppelte, so verschiedene Anstrengung. Nicht Regel, nur seltne Ausnahme kann sein, was ohnehin als Regel den Reiz verliert. Uebrigens hat jene bekannte Regung der Mannheit am Morgen, (die jenen guten Mann im Peregrine Pickle auf die Frage, „ob er zuweilen verliebt sei?" antworten ließ: „o ja, des Morgens") einen ganz andern physiologischen Grund, nämlich den Andrang der Säfte nach den Untertheilen bei gestreckter Lage und in der Bettwärme, während nach dem Schlafe die Blase und der Darm angefüllt sind, welche vereinigte Ursachen jenes Stocken des Blutes bewirken. — —

Properz, der gewiß auch wußte, was Liebe ist, und was lieben heißt, widerspricht der Natur, wenn er sagt:

Non iuvat in coeco venerem corrumpere motu
— — — oculi sunt in amore duces.

Was hilft's im Finstern die Liebe zu radebrechen? — Die Augen müssen uns führen.

Properz will also auch sehen. Unser alt-ehrliches Sprichwort meint es Anders:

Im Dunkeln ist gut Munkeln,

und so wie dieses Volks-Sprichwort meinen es viele, die den Augen gar nichts gönnen wollen, damit das innere Auge desto reichere Labung gebe. Sie sagen, hier komme alles auf die Phantasie an, die sehr geneigt und sehr thätig sei, das reizend, entzückend darzustellen, was die Augen nicht sehn. Der Gefühlssinn schwelge vielmehr, wenn der Gesichtssinn ihn nicht berichtige. Es sei nichts mehr wider das Interesse der Frauen, als wenn sie die männliche Neugier allzufällig befriedigen, die, einmal gesättiget und gewöhnt, sich gar nicht mehr nach dem sehne, was, ungesehen und verhüllt, so reizend geschienen habe. Empfindung gewinne an Lebhaftigkeit, je dunkler sie sei, und das Angenehme verliere sehr durch Deutlichkeit. Das Gesicht entdecke den kleinsten körperlichen Fehler, den die tastende Hand nie gefunden haben würde. Eine wahre Coquette sei die Frau in Taverniers Reisen, die in zehnjähriger Ehe ihrem Manne nie ihr Gesicht gezeigt, nie ihre Stimme hören lassen, letzteres um für klug, geistreich und mit süßem Wohllaut beglückt, ersteres um für ewig jung und reizend zu gelten. Nur bei dichtverschlossenen Fensterläden habe sie sich entschleiert, und außer ihrem Harem, wohin ihr Mann nie kommen durfte, habe sie nie ein Wort geredet. Das ist denn freilich wieder übertrieben! Vielleicht hat der Kenner Ovid Recht, der sich zwischen Properz und diesem Extrem mit seiner Meinung in die Mitte stellt: Nie gesättigt, sagt er, doch gereizt, erblicke das Auge flüchtig das Sehenswerthe, und was nicht sicher ist, Augenweide zu gewähren, das bleibe verhüllt und täusche doppelt durch geheuchelte Züchtigkeit. Selbst wo die vollkommensten Formen sich sieghaft zeigen dürfen, da seien doch die farbigen Vorhänge geschlossen, um im Helldunkel zu entzücken, damit der Dichter sagen könne:

quales vidi, tetigique lacertos! —
Quam castigato planus sub pectore venter,
Quam iuvenile femur!

Nackt.

Der Zustand, in welchem Adam und Eva waren, als sie, von Gott geschaffen, in die Welt gesetzt wurden, und in welchem wir Alle, bekanntlich geboren werden, und so lange bleiben, bis uns die menschenfreundliche Wickelfrau mit dem ersten Lappen umkleidet. Klima und Kultur haben in unsern Zonen die Nacktheit so verbannt, daß wir uns selbst wohl heut zu Tage nur noch im Bade ganz nackt sehen, wo sich aber Niemand gern überraschen läßt; unzeitige Neugier in dieser Hinsicht bestrafte schon weiland Diana am Actaeon! Der einzige Punkt in Europa, glauben wir, wo heut zu Tage ein ganz nacktes Weib sich öffentlich zeigen darf, ist nach Lichtenberg's Versicherung Coventry in England, wo, einer alten Sitte gemäß, alle Jahre, an einem gewissen Tage, ein nacktes Mädchen durch die Hauptstraße reiten, und nachher in demselben leichten Habit mit dem Major der Stadt speisen soll! Die Chronik versichert, daß die Stadt noch nie in Verlegenheit gekommen sein soll, dieser alten Sitte Genüge zu leisten! — Uebrigens haben besonders unsre Damen der neusten Zeit in ihren Moden sich gar sehr bestrebt, der alten Eva-Tracht sich wenigstens möglichst wieder zu nähern, und oft lassen sie an der obern Hälfte des Körpers fast nichts mehr zu errathen übrig, überzeugt in der Gesellschaft keinen Ludwig den Dreizehnten zu finden, der beim Anblick eines nackten Busens in Ohnmacht fiel. Man denke! ein französischer König! Wer wird sich da noch über die keusche Hypothese des ehrbaren, heiligen Augustin wundern, welcher behauptete, am Weltgerichte müßten und würden die nackten Weiber in Männer verwandelt werden, damit wir doch in jener Welt nicht versucht würden!

Wenn man bedenkt, wie wichtig es vom ärztlichen Standpunkte aus gesehen ist, bei einer zu schließenden ehelichen Verbindung das genaue Verhältniß der Theile des Körpers zu kennen, wie es nur eine Untersuchung desselben im Naturzustande gewähren kann, so wird man sich eigentlich entsetzen, wenn man sieht, wie leichtsinnig die cultivirten Völker hierin verfah-

ren, wenn sie zwei Individuen zusammen geben, über deren respektive Körperbeschaffenheit beide ganz unwissend sind. In der That steckt auch hier der Grund, warum so gar viele Ehen bald nach der Trauung wieder aufgelöst werden, wenn sich Körpermängel offenbaren, die Keiner geahnet hatte. Bei den Indianern soll — wenigstens im sechszehnten Jahrhundert noch — hierin eine, wenn auch nicht eben gar ästhetische, doch recht menschlich-natürliche Sitte geherrscht haben, die wir ohne alle Nutzanwendung, und als reine Thatsache hier mittheilen wollen; Münster erzählt nämlich in seiner „Cosmographei" von den Indianern: „Wann Einer Armuth halb eine Tochter nicht kann aussteuern, und sie jetzund mannbar worden ist, nimmt er Trummen und Pfeifen, und zeucht mit seinen Töchtern auff den Markt, und so jedermann herzulaufft, als zu einem öffentlichen Spektakul oder Schauspiel, hebt die Tochter dahinten ihre Kleider auff bis an die Schultern, danach hebt sie sich auch davornen auff bis über die Brust, und so etwan Einer ist, dem sie gefallt, der nimbt sie zu der Ehe, und thut keinen blinden Kauff." —

Die Indische Mode, setzt Osiander, der diese Sitte mittheilt, schelmisch hinzu, geht also von unten herauf, die Europäische von oben herunter!

Nägel.

Zur Schönheit der Hand tragen die Nägel wesentlich bei. Kenner verlangen sie schön röthlich gefärbt, lang und gut elliptisch gebogen. Von den Nägeln als Waffe der Frauen — schweigt unsre artige Feder!

Nase.

Auch die schönste Nas' ist wirklich
In dem Meer des Angesichtes
Eine Klipp', an deren Tücken
Oft des Schönheitsschiffes Segel
Haben Schiffbruch zu befürchten.

Calderon.

Die Nase ist in der That einer der wichtigsten Theile des Gesichtes, einer der wichtigsten Bestandtheile zu der Bildung

einer Physiognomie, denn Nichts, selbst das Auge nicht, giebt dem Gesichte einen so eigenthümlichen charakteristischen Ausdruck als die Nase. Alle Völker haben das gefühlt, wenn auch, wie wir bald sehen werden, die Begriffe über die Schönheit der Nase, wie die Begriffe über Schönheit im Allgemeinen verschieden gewesen sind, denn das beweisen die unzähligen Sprichwörter, die alle Völker auf die Nase gemacht haben, und die uralte Strafe des Nasenabschneidens, die schon bei den Egyptiern Sitte war, als womit man dem Menschen ein hohes, eindringliches Unrecht zuzufügen gedachte. Die Römer sagten:

non cuique datum est habere nasum
Nicht Jedem ist es gegeben, eine Nase zu haben,

woraus schon hervorgeht, welchen hohen Werth sie auf eine schöne Nase legten; auch nannten sie ihren Cicero: *virum ancipiti naso*, „den Mann mit zweifelhafter Nase" weil diese Nase keine recht bestimmte Form hatte. Die Römer sagten schon: *aliquem suspendere naso*, *nare trahere*, wie wir: Jemanden bei der Nase herumführen, ferner: *vir emunctae naris*, ein Mann mit feiner Nase, wie wir uns ausdrücken. Auch sagen wir Deutschen sich bei der eigenen Nase ziehn, eine Nase drehn, Naseweis, Habichtsnase, u. s. w. Noch mehr Witz- und Sprichwörter haben die Franzosen. *Avoir bon nez* drückt das gleiche deutsche Wort: eine feine Nase haben, scharfsinnig sein, aus.

Par-dessus les plus raffinés
Gomor d'avoir bon nez se vante.
Il n'est cuisine qu'il n'évente
N'est-ce pas avoir fort bon nez?
Mehr als die Scharfsinnigsten
Rühmt sich Gomor einer feinen Nase.
Er schnüffelt jede Küche aus,
Nicht wahr, er hat 'ne feine Nase?

Tirer les vers du nez, heißt Jemanden listig ein Geheimniß ablocken.

Von einem Menschen, der sich furchtsam von einer gefähr-

lichen Sache entfernt, sagen die Franzosen: *il saigne du nez*, er blutet aus der Nase, weil solcher Vorwand oft gebraucht wird, um sich zu entfernen. Die Thüre vor der Nase zuwerfen sagen wir und die Franzosen, die Nase hier als *pars pro toto* sogar für den ganzen Menschen nehmend u. s. w.

Diese Wichtigkeit der Nase für die ganze Gesichtsbildung hat natürlich den Scharfsinn der Physiognomiker sehr in Anspruch genommen, und ihre feine Nase hat sich erschöpft in Untersuchungen und geträumten Resultaten über die physiognomische Bedeutung der Nase. „Von der Naszen, sagt der schon einmal genannte alte Physiognomiker Johannes von Indagine, ist ein gemeyn geübtes sprichwort, daß die menschen, so ein gebogen krummen naszen haben, gemeininklich spöttig seind, und selten gemant ungespeyt lassen. Desgleichen bei der farb der naszen ist auch ein urkundt zu fassen. Wann etliches nasz dülpfisch und rot ist, oder mit ettlichen roten aderlein oder punkten durchzogen, das ist ein herrlicher seuffer, ein dürstiger, voller Mensch; einer hitzigen Leberen, und uff unkeuschheit geartet." — Lavater war ganz enthusiasmirt von der Würde der Nase. „So eine schöne Nase ist mehr werth als ein Königreich!" ruft er einmal fast begeistert aus, und er kommt oft auf die Nase zurück. Ich finde tausend schöne Augen gegen eine einzige schöne Nase, und wo ich sie fand, immer vortreffliche, immer ganz außerordentliche Charaktere" — (hoho! Herr Lavater, fallen Sie nicht auf die Nase!) „Ich glaube bemerkt zu haben, daß die Stumpfnasen leichten sinnlichen Eindruck, Sorglosigkeit, und durch entschiedne Grade mit andern Nebenbestimmungen auch Stumpfheit und Dummheit bezeichnen. — Unsterblich sind die Werke aller Künstler, deren Nasenrücken von der Wurzel an bis zum Knopf parallel und von merklicher Breite ist. — Die aufwärts vorspringende, leichte, zart beschnittene Nase, ist offenbar des Feinfühlenden, weit Riechenden, sanft an sich haltenden, Treuen, im Leiden gestärkten (?). — Oben bei der Wurzel gebogene Nasen sind vortrefflich zum Gebieten, Herrschen, Durchsetzen, Zerstören. — Gradlinigte Nasen möchte ich den Schlußstein zwischen den beiden andern nennen: sie wirken und leiden mit Kraft und Seele. — Kleine Nasenlöcher sind beinah ein sicheres Zeichen

ununternehmender Furchtsamkeit. Sichtbar athmende Nasenflügel ein sicheres Zeichen feiner Empfindung, die leicht in Sinnlichkeit und Wollust ausarten kann. — Ich habe noch nie eine Nase mit einem breiten Rücken gesehen, er mochte nun gebogen oder grade sein, als an ganz außerordentlichen Menschen. Man kann auch zehntausend lebende Gesichter oder tausend Portraite merkwürdiger Menschen durchgehen, ehe man eine solche findet. Mehr oder weniger (?) solche Nasen hatten: Raynal, Faust, Socinus, Swift, Cäsar, Borghia, Anton Pagi, Enkenberg, (ein Mann von Simsonscher Stärke) Paul Sarpi, Petr. Medicis, Caracci, Cassini, Lucas von Leyden, Titian." —

Die Zeit hat die uralten Vorurtheile, die eine Bedeutung der Nasen herausfinden wollten, nicht ganz tilgen können, obgleich die Erfahrung sie tausendmal widerlegt hat. Die Länge der Nase beweißt eben so wenig den Grad der Mannbarkeit, als sie für den Muth des Besitzers zeugt. Der Marschall von Sachsen hatte eine kurze Stumpfnase.

Wenn man neugierig ist zu wissen, wie hoch in Geldeswerth etwa eine Nase zu taxiren sein dürfte, so muß man den Prozeß eines Schusters lesen, der 1771 gedruckt worden ist, wo dieser Schuster, ein Deutscher, seinen Arzt vor Gericht belangte, weil er in Folge von dessen falschen Kur seine Nase verloren zu haben behauptete. Das Gericht verurtheilte den Doctor zu tausend Thaler Entschädigung. Man berechne, was die Nase einer vornehmen, jungen, schönen Dame werth sein mag, wenn in wohlfeiler Zeit, im Jahr 1771, eine garstige Schusternase tausend Thaler gerichtlich taxirt wurde. Uebrigens wird der gute Schuster wohl seine Nase in Folge jenes Uebels verloren haben, welches die Menschen in Europa höchst wahrscheinlich „vom fernsten Strand," (nämlich aus Amerika) geholt haben:

Vergebens schied mit weisem Plane
Zeus und Neptun vom Oceane
Das Menschen angewiesne Land;
Verwegen stoßen sie vom Stapel
Und holen von dem fernsten Strand
Peteschen, *Mal de Naples*
Und andren Contreband!

v. Thümmel.

welche

— welches Uebel bekanntlich vorzugsweise eine Wahlverwandtschaft mit der Nase hat, als wollte die Nemesis durchdringend den Menschen für seine Sünden strafen, indem sie mit der Zerstörung der Nase seine ganze Physiognomie zerstört und ekelhaft macht. Daß dieß letztere der Fall sei, wußten sehr wohl die englischen Frauen und Mädchen, die sich, bei der Landung der siegreichen Dänen — wenn anders man der alten Chronik trauen darf — die Nasen abschnitten, um rein und keusch und unberührt zu bleiben. Auch Eusebia, Aebtissin in Marseille schnitt sich, beim Herannahen der Sarazenen, aus demselben Grunde die Nase ab: ihre vierzig Nonnen machten diese Operation nach, und die siegenden Wüthriche tödteten Alle in der Rache über eine getäuschte Erwartung!

Wie die Nase einer der wichtigsten Bestandtheile der Physiognomie ist, so ist auch ihre Bildung natürlich erblich, und daher finden wir bei ganzen Menschenrassen, wie bei ganzen Völkerschaften und in einzelnen Familien die Nasenbildung verschieden, und diese Nasenbildung fast immer verpflanzt von Eltern auf Nachkommenschaft. Rührend ist bei Claudius die Apostrophe einer unschuldigen Mutter an ihr Kind wegen seiner Nase, als ihr Mann eben wegen der Nase einige Zweifel an ihre Treue erhoben zu haben scheint:

Schlaf, süßer Knabe, süß und mild
Du, deines Vaters Ebenbild!
Das bist Du; zwar Dein Vater spricht
Du habest seine Nase nicht.

Nur eben itzo war er hier,
Und sah Dir in's Gesicht,
Und sprach: viel hat er zwar von mir,
Doch meine Nase nicht.

Mich dünkt es selbst, sie ist zu klein,
Doch muß es seine Nase sein:
Denn wenn's nicht seine Nase wär',
Wo hätt'st Du denn die Nase her?

Claudius.

Was die fünf Menschenrassen betrifft, so finden wir bei der europäischen oder caucasischen, eine mehr kleine als große, aber hervortretende, gebogene Nase, mit nicht zu weit offnen Nasenlöchern: in der mongolischen Rasse, wozu die Chinesen gehören, eine kurze, zusammengedrückte, bei den Negern dagegen eine breite, platte, fast mit den Wangen zusammenfließende, in der malayischen Rasse, eine breite, dicke, und bei den Amerikanern wieder eine mehr platte Nase.

Was nun unter allen diesen Nasen die schöne Nase sei? Wer wollte das bestimmen! Der Chinese liebt seine Stumpfnase, der Neger findet nichts an seiner schwarzen Schönen so schön als den köstlichen, schwarzen Teint, und die herrliche platt-breite Nase! Aber auch der cultivirte Schönheitssinn im europäischen Individuum folgt hier keiner Regel. Der liebt die lange, gradlinigte griechische, Jener umgekehrt die schön gebogene römische Nase — einem Dritten geht das schnippische Stumpfnäschen über Alles.

Wir sind nicht so naseweis, hierüber ein Gesetz vorschreiben zu wollen, und glauben lange genug über die Nase gepredigt zu haben.

Natürliches Kind.

S. Bastard.

Negligé.

Welch' ein Irrthum, lieben Damen, wenn Ihr glaubt, daß Euch ein wohl ausstaffirter Putz, daß Euch alle raffinirten Künste der Toilette reizender machen?! Fragt nur Eure Geliebten, Eure Männer, ob nicht die anziehende Einfachheit, die ungeschminkte Treue und Wahrheit Eurer natürlichen Reize, die ein sauberes und leichtes Negligé viel bequemer und erfreulicher zur Schau stellt, als der ganze Apparat Pariser und Wiener und Berliner Modewaaren — ob nicht diese naturgemäßere Einfachheit überall weit leichter den rechten Punkt treffe, als Euer Putz, Eure Federn und Blumen?

Des Morgens, welch' ein Mahlerbild!
Wallt sie hervor in leichtem Kleide,
Noch ungeschnürt und halb verhüllt
Nur in ein Mäntelchen von Seide.
Entringelt auf der Schulter sinkt
Die Hälfte goldner Locken nieder —

Bürger.

— So, lieben Freundinnen, gefallt Ihr. Es liegt ein unaussprechlicher Zauber für die Phantasie des Mannes in einem saubern Negligé. Hier vereinigt sich der Begriff vom Besitz des Weibes, das sich ihm und vorzugsweise nur ihm, dem Geliebten, in dieser Tracht zeigt, mit der Erinnerung genossener Freuden, die sich leicht an die Idee des Besitzes knüpft, wie denn endlich die Phantasie leichters Spiel hat, als wenn erst Pallisaden von Kleidern, Shawls, Blumen und Edelsteinen sie beschäftigen und zerstreuen. Darum denken auch gewiß viele Männer mit Rousseau:

Je ne crains rien tant au monde, qu'une jolie personne en deshabillé. Je la redouterai cent fois moins parée.

Ich fürchte nichts in der Welt so sehr, als eine niedliche Person im Negligé; zehnmal weniger würde ich sie im Putze fürchten.

(Vergl. Putz.)

Nestel.

Im Mittelalter unterschied man die Mädchen, die ihren Körper und ihre Gunstbezeugungen Jedem hingaben, von den ehrbaren Frauen dadurch, daß man ihnen eine Schleife, eine Nestel von Band auf die Schultern knüpfte, und daher hat sich eine französische Redensart: *courir l'aiguillette* von solchen Mädchen erhalten, die eine liederliche Lebensart einschlagen. (Vgl. den folgenden Art.)

Nestelknüpfen.

Nichts ist wahrlich eigensinniger, als unsre Organe. Oft ist der Mensch grade dann am wenigsten Herr derselben, wenn er es am meisten sein will oder muß. Er will über eine Sache sprechen, die er genau kennt, ganz durchdacht hat, seine Zu-

hörer sitzen aufmerksam vor ihm: er beginnt — er stottert — die Worte fehlen ihm — und mit ihnen bleiben alle Ideen, alle wohleinstudirten Erklärungen aus! Ihr seid ein großer Künstler auf irgend einem Instrumente: Tausend Hände harren gespannt, um loszubrechen in schallenden Beifall — ach! Eure Finger sind, so wie Ihr beginnen wollt, wie gelähmt, und erst nach und nach verlöscht Ihr den unangenehmen Eindruck, den die getäuschte Erwartung bei Eurem Auftreten machte! Erist seufzt nach Alinen. Wenn seine Phantasie geschäftig ihm das Bild seiner Geliebten vorzaubert, so umflattern ihn tausend Träume und Bilder der wollüstigsten Freude — er kennt kein Glück als in ihrem Besitz — endlich gefällt er, und Sie giebt nach — er sinkt entzückt in ihre Arme, aber — — der Augenblick des Sieges ist der Moment der unerwartetsten, beschämendsten Schwäche — das Feierkleid wird zum Tuergewande — — — und das getäuschte Glück wird peinigende Quaal für den Unglücklichen!

Dieses so natürliche und ach! so gewöhnliche Mißgeschick ist eine Folge der allgemeinen Gesetze unsres Organismus. Nicht nur unser Verstand, auch unsre Zunge, Hände, Füße, Lippen machen tausend närr'sche und dumme Streiche täglich wider unsern Willen. Diese Irrthümer in den Functionen unsers Körpers zeigen sich überall, und, um bei dem jetzigen Thema stehn zu bleiben, so lehren es tausend Beispiele, daß ein zu verliebter Mann, eben wegen der allzufeurigen Lebhaftigkeit seiner Leidenschaft, die Fähigkeit verliert, deren Ziel zu erreichen, bis er erst fast alle seine Kräfte in dem vergeblichen Kampfe, der ihm nur ein unwillkommenes zu frühzeitiges Glück bringt, erschöpft, und seine Gluth mehr abgekühlt hat.

Der Verdruß über ein so grausames Mißgeschick mußte früh die Menschen auf die Kenntniß der Ursache desselben wißbegierig machen, und da sie diese nicht in sich fanden, wo die eigne Kraft und Jugend, und die Schönheit ihrer jungen Geliebten die Quelle jener Schmach unmöglich dulden konnte, so suchten sie sie außer sich, und kamen auf einen höhern und übernatürlichen Einfluß, der hier wirksam werde. Ja, ein höheres Wesen mußte neidisch sein auf ihr Glück, und darum sende es eine Fessel, einen Zauber, der ihnen im Vollgenusse

dieses Glückes hinderlich werde, und den sie nicht eher genießen könnten, als bis jener Zauber gelöst sei.

Dieser Glaube an einen Zauber der Art war im Alterthum ungemein verbreitet, und der Zauber wurde für so mächtig gehalten, daß selbst Götter und Könige ihm in der Schäferstunde unterworfen wären.

Quis neget et magicas nervos torpere per artes?
Wer wohl leugnet, daß Zauberkünste die Nerven erstarren?

Jupiter selbst, der Oberste und Mächtigste im ganzen Olymp, konnte eines Tages den Gürtel seiner Juno nicht lösen. Amasis, König von Egypten, fand sich sehr bestürzt, als er sein *désappointement* bei der Königin Laodice gewahr ward, weil man ihm die Nestel geknüpft hatte. (Denn so nennt man seit dem Mittelalter jenen hypothetischen Zauberspuk.) Die berühmte Brunehild wußte, wie der Geschichtschreiber Aimoin erzählt, so geschickt ihrem Sohne Theodorich, König von Burgund, die Nestel zu knüpfen, daß er Hermenberga, sein eignes Weib, nicht genießen konnte u. s. w. Selbst die Kirchenväter glaubten an einen solchen Zauber, ja es giebt Gegenden, wo im Volke dieser Aberglaube immer noch lebt. Noch im Jahr 1809 erzählte ein französischer Naturforscher Fremont folgenden Vorfall, der ihm in einer Gegend des südlichen Frankeich vorkam.

„Ich saß am Gesträuch und untersuchte mehrere Pflanzen, als ich durch die Erscheinung eines allerliebsten, etwa zwanzigjährigen Mädchens unterbrochen ward, die ungemein betrübt schien. Sie ging an mir vorüber, und wandte sich einige Schritte von mir an einen Greis, dessen schmächtige Figur, dessen langer Bart, dessen sonderbare Tracht mir bald einen „*devin de village*“ (Dorfwahrsager) verriethen. Nach einer ehrerbietigen Verneigung erzählte sie ihm fromm und offen, was sie so betrübt mache, und versprach ihm ein schwarzes Schaaf und zehn Franken, wenn es ihm gelänge, ihren Mann zu entzaubern. Der Alte schnitt einige wunderliche Gesichter, und nahm den Handel an, indem er sich einen Thaler auf die Hand bezahlen ließ. Darauf suchte er einige Pflanzen, wandte sich gen Osten, murmelte einige kauderwelsche Worte, und überreichte dann der jungen Frau die Kräuter, indem er

ihr verordnete, davon einen Sallat zu machen, und ihn ihrem Manne zu geben. Diese Geschichte reizte meine Neugier: ich wußte, daß die gepflückten Pflanzen wohl von einiger Wirkung sein konnten, und erkundigte mich daher im Dorfe nach dem Erfolg. Der Mann hatte seinen Sallat verspeist, und die junge Frau hat weder ihr Schaaf, noch auch die zehn Franken bereut."

Auch unter den Muhamedanern ist noch heut zu Tage dieser Glaube nicht ganz erloschen. Wenn in der Gegend von Aleppo ein junger Ehemann aus Schaamhaftigkeit oder andern Gründen in den ersten Tagen seiner Ehe untüchtig ist, so sagt man von ihm, daß er marbud, d. h. gebunden sei. Man glaubt nämlich, eine andere Frauensperson, die sich vergebens Hoffnung gemacht habe, den Mann zu heirathen, könne ihn durch heimliche Künste unfähig machen. Die junge Frau ist dann betrübt, weil sie befürchtet, daß sie auf ihre ganze Lebenszeit unglücklich sein und keine Kinder bekommen werde. Wenn die Mutter von der Unschuld der Tochter versichert ist, so treibt sie den Mann bisweilen mit Ungestüm zu seiner Schuldigkeit an, damit die junge Frau das Zeichen ihrer Ehre aufweisen könne, und dies macht den furchtsamen Mann noch mißtrauischer gegen sich selbst. Zuletzt nimmt man seine Zuflucht zu Aerzten, Mönchen oder alten Weibern. Der englische Arzt zu Aleppo, bei welchem sich die da wohnenden Christen oft Raths erholten, hatte bei solcher Gelegenheit nur immer gesucht den armen Männern Zeit zu verschaffen, um sich von ihrer Bestürzung erholen zu können. Doch er hatte ihnen allezeit einige Arzeneien geben müssen, weil man nicht glaubte, daß ihnen sonst geholfen werden könne. Ein Maranit, oder Römisch-Katholischer von dem Berge Libanon, wendete sich in seiner Verlegenheit an einen Mönch, der mit gewissen Zeremonien die Messe oder sonst etwas über ihn las. Die alten Weiber machen mancherlei andere lächerliche Versuche, wozu Zeit erfordert wird. —

Wir brauchen wohl nicht hinzuzusetzen, daß eine geläuterte Kenntniß der Natur einen solchen Zauberspuk nicht anerkennt. Jener Anfangs geschilderte Eigensinn unsrer Organe ist und bleibt ein Räthsel, aber wir haben gesehen, daß keinesweges

die Sexualorgane allein dies Räthsel darbieten. Uebrigens gehört auch das eigentliche Unvermögen (s. diesen Art.) nicht hierher, das ganz andre Ursachen hat. Hier handelte es sich nur um die wunderbare Erscheinung, daß man zuweilen im Schooße des Glückes schwelgend, unfähig sei, den Kelch auf den ersten Zug ganz zu leeren, und wie Tantalus vor dem Apfelbaume steht, ohne die süße Frucht pflücken zu können. Montaigne hat, diesem Uebel abzuhelfen, vortreffliche Rathschläge gegeben: er räth, um beim obigen Bilde stehn zu bleiben, mit andern Worten, den Kelch langsam, nicht übereilt und stürmisch zu leeren, die die Medicin nicht anders als höchlichst billigen kann. (Vgl. Aphrodisiaca, Geschlechtstrieb, Sinnenkälte, Unvermögen.)

Nonne.

Wie die Rebe, gewachsen auf nackter Fläche des Feldes,
Einsam sich immer erhebt, nie liebliche Trauben erzielet,
Unterliegend der Last den zarten Körper herabsenkt;
Wenn sie so mit dem hohen Zopfe die Wurzel berühret,
Suchen sie keine Pflüger, und keine Stiere der Pflüger:
Aber hat man sie mit dem starken Ulmbaum vermählet,
Suchen sie viele Pflüger, und viele Stiere der Pflüger —
So veraltet, unachtbar, die nie berührte Jungfrau.

Catull.

Es gab schon, wie wir oben (s. Mädchen) gesehen haben, lange vor Errichtung der Nonnenklöster, und ehe das eigentliche Klosterleben anfing, Jungfrauen, die sich aus denselben Gründen, die wir in der Abhandlung: Mönch entwikkelt haben, dem heiligen Leben widmeten, und sich zu dem Stande einer dauernden Jungfrauschaft verdammten. Ja wir wissen es ja, daß auch andre Religionen, als die unsrige, so gut wie männliche religiöse Anachoreten auch weibliche kannten. Um nur zwei ganz verschiedene und entfernte Zeiten, Völker und Religionen zu nennen, kennt ja jeder unserer Leser die Vestalinnen (s. dies. Art.) und die peruvianischen Sonnenjungfrauen. Diese letzteren wohnten nach dem Bericht des Inka Garcilaso de la Vega nicht in dem prachtvollen Tempel der Sonne in der Stadt Kusko, sondern waren in viele einsame, in den Provinzen des Reichs für sie erbaute Häuser

verschlossen. Ihre uneingeschränkte Zahl stieg auf mehr denn funfzehnhundert. Eines der vorzüglichsten Geschäfte dieser Mädchen war für ihren Gatten, die Sonne zu arbeiten. Da aber dieser keine von den schönen Kleidungen und den glänzenden Diademen tragen konnte, so pflegten sie seinen natürlichen Erben, den regierenden Inka, mit den zierlichen Werken ihrer Hände zu beschenken. Merkwürdig ist es, daß die heiligen Jungfrauen eben der unmenschlichen Strafe unterworfen waren, womit die Vestalinnen in Rom belegt wurden. Das peruvianische Gesetz war sogar gegen den Verbrecher noch strenger als das römische, indem es ihn nicht nur zum Tode verurtheilte, sondern sich auch auf alle seine unglücklichen Verwandten erstreckte. Alle seine Besitzungen wurden geschleift, damit auf der Erde keine Spur von dem Verwegenen zurückblieb, der eine heilige Braut der Sonne geschändet hatte.

Allein ob die Mädchen in Peru ein keuscheres Temperament hatten, als die römischen Vestalinnen, oder ob die peruvianischen Helden nicht einen so kühnen und verwegenen Karakter als die römischen besaßen — genug, jener Geschichtschreiber versichert uns, daß Kusko nie das schreckliche Schauspiel wie Rom — Jungfrauen, die wegen eines einzigen schwachen Fehltritts lebendig begraben wurden, gesehen habe. Indeß da diese heiligen Jungfrauen Bräute der Sonne waren, und der regierende Inka von ihnen als dieser Repräsentant der Gottheit verehrt wurde, so hatten sie ein Mittel mehr, als die römischen Vestalinnen, die üble Nachrede zum Schweigen zu bringen. Sie konnten ohne Gefahr Mutter werden, wenn sie nur schwuren, daß die Sonne in eigener Person in ihr Bette herabgestiegen sei, und gebaren sie einen Sohn, so strahlte ihre Keuschheit nur in einem desto größeren Glanze.

Pachomius, den wir schon oben (vgl. Mönch) als den Stifter der Klöster überhaupt kennen gelernt haben, errichtete auch das erste Nonnenkloster, und die päbstliche Kirche wußte auch dies Mittel, ihre Macht auf Erden immer weiter zu verbreiten, und das Volk im Aberglauben gefangen zu halten, trefflich zu benutzen, und die Nonnenklöster füllten sich nicht weniger, als die Mönchsklöster. Es war daher ein kühnes Unternehmen von Jovianus, einem Mönch in Rom, daß er hier, von wo aus sich doch das Schirmdach auch über die Nonnenklöster verbreitete, im Jahr 388 den Vorzug dieses

jungfräulichen Standes bestritt, und öffentlich behauptete, die Jungfrauen hätten nicht mehr Verdienst, als die Eheweiber, wenn diese sonst in ihren Werken von jenen nicht verschieden wären. Viele Nonnen und Mönche verließen darauf wirklich das Gelübde der Ehelosigkeit. Aber die schrecklichsten Bannflüche ergingen über diesen Ungläubigen, und die heiligen Kirchenväter ergriffen wider ihn die Feder. Hieronymus bewies in einem Buche, das er um das Jahr 392 schrieb, daß die dreißigfältige Frucht in der evangelischen Gleichnißrede die Ehe, die sechzigfältige den Wittwenstand, die hundertfältige aber die Krone der Jungfrauschaft bedeute. Darauf verbreitete er sich sehr weitläuftig über die Stelle des Paulus 1. Korinth. 7., um darzuthun, daß es überhaupt etwas Böses sein müsse, ein Weib zu berühren, weil der Apostel versichere, es sei gut dasselbe nicht zu berühren; daß die Ehe am Gebet hindere, in welchem sich doch die Christen ohne Unterlaß üben sollten, daß sie nur ein geringeres Uebel sei, als die Versuchuug des Satans, daß Gott die beständige Jungfrauschaft nur deswegen nicht vorgeschrieben habe, damit das menschliche Geschlecht nicht untergehen möchte; daß aber Christus die Jungfrauen deswegen mehr liebe, weil sie freiwillig dasjenige leisteten, was ihnen nicht befohlen worden sei. Die Stelle, welche Jovianus für sich anführte: das Weib wird selig durch Kinderzeugen, beantwortete der heilige Hieronymus, indem er sagte, daß diese Seligkeit unter der Bedingung statt finde, wenn sie Söhne gebährt, welche Junggesellen bleiben, so daß sie in ihren Kindern das erwirbt, was sie selbst verloren hat. Das Hohelied, welches nach Jovian dem Ehestand sehr günstig ist, enthält vielmehr nach Hieronymus Sinnbilder der Jungfrauschaft, z. B. wenn es heißt: Die Stimme der Turteltaube (des allerzüchtigsten Vogels) hat sich in unserm Lande hören lassen; oder du hast mir das Herz verwundet, meine Schwester, Braut! — Der heilige Augustinus rief in seinem frommen Eifer aus: „Wollten doch alle Menschen sich des Beischlafs enthalten, so würde die Stadt Gottes weit geschwinder angefüllt, und das Ende der Welt beschleunigt werden, wozu auch Paulus 1. Korinther 7. aufmuntert.“ —

So entflammte ein Geist von heiligem Wahnsinn alle ersten Schriftsteller der Kirche, ihre Federn unaufhörlich mit dem

Verdienst und dem Lobe der gottgeweiheten Jungfrauen zu beschäftigen. Unter diesen zeichnet sich besonders Methodius aus, der ein Buch unter dem Titel: das Gastmahl der Jungfrauen, schrieb, worin er eilf Jungfrauen auftreten läßt, die sich wetteifernd bemühen, das Große, Wundervolle und Glorreiche der Jungfrauschaft zu beweisen, und daß der Orden der Jungfrauen den ersten Rang im Himmel habe, ob er gleich die kleinste Gesellschaft der himmlischen Heere ausmache. Der heilige Athanasius nennt die Jungfrauschaft eine kostbare unsichtbare Perle, die nur von wenigen gefunden werde. Basilius in seiner Rede über die unverletzliche Vollkommenheit der Jungfrauschaft, behauptet, daß ein menschliches Wesen durch diese Tugend allein Gott gleich werden könne. Indem er seinen schönen Freundinnen die mannigfaltigen Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, bekannt macht, erzählt er ihnen eine wunderbare Begebenheit von einem geistlichen Kastraten und einer kanonischen Jungfrau, und warnt sie vor den Kastraten durch eine sehr undelikate Beschreibung ihres gefährlichen Unvermögens. Ein anderer heiliger Lobredner der Jungfrauschaft war der berühmte Gregorius, der in seiner poetischen Begeisterung die Ehe und Ehelosigkeit streitend auftreten, und die letztere sich mit einem glorreichen Triumph krönen läßt. Aber wer würde enden im Aufzählen dieser Verirrungen!

Daß eine so unnatürliche Lebensweise, die den ernstesten und heiligsten Trieben und Absichten der Natur schnurstracks entgegenläuft, indem sie auch bei diesem Geschlechte durch Entziehn so vieler, der Mutterschaft fähiger Mädchen, die Erde um einen großen Theil ihrer Bevölkerung bringt, auf das noch viel reizbarere, viel leichter nach allen Richtungen hin erregbarere Geschlecht des Weibes einen noch weit tiefern und wichtigern Eindruck machen müsse, als auf den unter gleichen Verhältnissen lebenden Mann, ließe sich schon *a priori* begreifen, und wirklich hat die Erfahrung die sprechendsten Beweise dafür geliefert. Denn, wo nicht dieselben, oder doch ähnliche sinnliche Verbrechen, wie wir sie, als in den Mönchsklöstern vorgekommen, oben angedeutet haben, wenigstens den Durst der Nerven löschten, wo also in Nonnenklöstern, mit merkwürdiger Aufopferung das Gelübde der Keuschheit und Enthaltsamkeit wirklich strenge gehalten wurde, da hat man gar häufig die wunderbarsten Nervenkrankheiten, die merkwürdigsten Ver-

stimmungen der ganzen Gefühlssphäre bei den armen Mädchen entstehn sehen. Wir entlehnen folgende, ganz hierher gehörige Stelle, aus Zimmermann's berühmten Werke über die Einsamkeit:

„Weibliche Imagination ist immer reizbarer, als Männerimagination, und daher ist jene bei einem äußerst einsamen Leben und beständiger Einkehr in sich selbst für jede Thorheit empfänglich. Daher wird in Waisenhäusern, Hospitälern und Klöstern die Nervenkrankheit so leicht und schnell von Einem Mädchen auf Alle übertragen. Ich habe in einem guten medicinischen Buche gelesen, es sei in einem sehr zahlreich besetzten Nonnenkloster in Frankreich einer Nonne eingefallen, nach Kätzenart zu Miauen. Eine kurze Weile nachher miauten andre Nonnen auch, und endlich miauten alle Nonnen auf eine bestimmte Zeit, verschiedene Stunden nach einander gemeinschaftlich. Die ganze Christenheit umher hörte mit Aerger und Erstaunen dies tägliche Katzenconcert, das nicht nachließ, bis alle diese Nonnen beredet wurden, man habe von Polizei wegen vor den Eingang des Klosters eine Kompagnie Soldaten gestellt, welche jeder Nonne so lange die Ruthe auf ihren nackten Hintertheil geben würden, bis sie verspreche, nicht mehr zu miaun. — — Von allen Weiberepidemien, die ich in Deutschland gesehen habe, oder deren Geschichte mir bekannt ist, zeichnet sich doch die berühmte Klosterepidemie des funfzehnten Jahrhunderts am meisten aus, die Cardan erzählt, und die eigentlich beweist, was ich hier beweisen will. In einem deutschen Nonnenkloster fiel es einer Nonne ein, alle ihre Mitschwestern zu beißen. Es verging eine kurze Zeit und alle Nonnen dieses Klosters bissen sich untereinander. Bald verbreitete sich das Gerücht von dieser Nonnenwuth, aber nun ging sie auch von Kloster zu Kloster durch einen großen Theil von Deutschland, zumal Sachsen und Brandenburg. Nachher kam sie in die Nonnenklöster von Holland, und bald bissen sich alle Nonnen bis Rom."

So weit Zimmermann. Aehnliche curiose Geschichten, die aber einen tiefen Blick in die weibliche Natur thun lassen, erzählt Osiander.

Wir haben sie indeß bereits im Artikel: Entwicklungsjahre mitgetheilt, worauf wir uns hier berufen dürfen, um nicht durch unnütze Wiederholungen zu ermüden.

Nuditäten

nennt man Darstellungen aller Art, besonders Darstellungen in Sprache und Schrift, die zum Zweck haben, die Sinnlichkeit, namentlich aber den Geschlechtstrieb anzureizen. Man muß nicht die sogenannten Naturalia mit den Nuditäten verwechseln. Naturalia benennt man Alles, was zu den natürlichen Functionen des Körpers gehört, und wenn Frau von Rambouillet zu Yorik sagt, als sie aus dem Wagen steigt, sie wolle: *rien que pisser*, so sind das Naturalia, die nur ein überzartes Ohr, und eine unnatürliche Kultur verdammen kann. Nuditäten aber betreffen Dinge, von denen der Dichter einmal sagt:

> Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
> Was keusche Herzen nicht entbehren können!
>
> Göthe.

— Nuditäten enthüllen die menschliche Natur, und sie entreißen ihr absichtlich das letzte Feigenblatt der Schaam, wie die Schriften der Herren A bis Z thun, um eine entnervte Sinnlichkeit zu kitzeln. Diese Absicht vorzüglich, und das Ungeschickte, wodurch sie sich gewöhnlich verräth, läßt solche Zeichnungen mit dem Namen: Nuditäten stempeln, denn Gebilde auch der enthülltesten Natur, wurde sie zart und geschickt enthüllt, und war nur die Absicht des Künstlers dabei rein, Gebilde, wie z. B. die medicaeische Venus, den Apoll von Belvedere, die Göttinnen des Titian hat noch Niemand Nuditäten genannt. Freilich werden leichter Nuditäten fabricirt, als man die Natur, entkleidet vor aller Natur und Kunst belauscht, denn:

> wäre es so leicht, die Natur in ihren Enthüllungen zu zeichnen, würden wohl die Titiane so rar sein?
>
> v. Thümmel.

Nymphomanie.

S. Geschlechtstrieb.

O.

Odaliske.

S. Serail.

Ohr.

Ein Theil des Kopfes, der zwar im Geringsten nicht gleichgültig für die Schönheit desselben ist, über den wir aber in der That für unsern Zweck so gut als Nichts zu sagen haben: denn daß man in Madagascar Stücke von Ohren zu Markte bringt, um die abgehauenen Ohren der Sclaven zu ergänzen — wen interessirt das? Wenn unsre Leser daher die Ohren gespitzt haben, um von uns eine recht ausführliche Abhandlung über das Ohr zu hören, so haben sie sich für diesmal geirrt. Kenner verlangen diesen Theil klein und nicht weit vom Kopfe abstehend: man weiß, daß das Gegentheil ein Thier characterisirt, mit welchem sich Niemand gern verglichen wissen will.

Orgien.

So hießen ursprünglich die wilden Fest- und Jubel-Gelage, die dem Bacchus zu Ehren in Griechenland von seinen zügellosen Priestern und Priesterinnen, den berüchtigten Bacchanten und Bacchantinnen gefeiert wurden. Diese Bacchantinnen, die Anfangs und ursprünglich einen rein religiösen Charakter trugen, arteten mit der steigenden Sittenverderbniß so aus, daß noch heute der Name: Orgie dazu dient, ein wollüstiges, freches Gelage zu bezeichnen. Die Bacchantinnen bereiteten sich durch einen eigends dazu gemachten Wein, Amystis genannt, zur Feier der Bacchanalien vor. Wenn sie einige Amphoren (große Flaschen) von diesem Weine ausgeleeret hatten, dann liefen sie von den äußersten Grenzen des attischen Gebiets bis zu dem Gipfel des Parnasses, und setzten das ganze Land in Schrecken. Auf diesem Berge versammelten sie sich zu großen Haufen, so wie die Mänaden aus Lakonien auf dem Taygetes. Die Begeisterung des Weins, der heftige Tanz, das wilde Geschrei, die Nacht, die Nacktheit, entflammten ihre Sinne zu einem Grade, der an die unverschämten und

ausgelassenen Erscheinungen einer förmlichen Nymphomanie gränzte. (S. Geschlechtstrieb.)

Von Griechenland kamen die Bacchusfeste nach Rom, wo sie Anfangs nur dreimal im Jahre, und zwar bei Tage von Weibern allein, gefeiert wurden. Bald arteten sie auch hier zu den schändlichsten Orgien aus. Eine Kampanische Priesterin verwandelte sie in nächtliche Feste; sie wurden nun des Monats fünfmal begangen, und zu ihnen nicht blos Weiber, sondern auch Männer zugelassen. Nach dieser Umänderung verbreiteten sie sich schnell über ganz Italien, und arteten in Gelage der üppigsten Ruchlosigkeit aus. Weiber und Jungfrauen überließen sich nicht nur allen Arten von Wollust mit Männern, sondern befleckten sich auch mit Knaben und Jünglingen. Die Häupter dieser Orgien hatten unter Anderem das Gesetz gegeben, daß keiner von dem stärkern Geschlecht, der über zwanzig Jahr alt sei, zugelassen werden sollte!! Wenn jemand sich weigerte, alles das Schändliche zu thun oder zu leiden, was die Schwestern oder Brüder nach der Einweihung fordern konnten, so brachte man sie um, und gab dann vor, sie wären von der Gottheit entrückt worden.

Im Jahr 566 wurde durch einen förmlichen Senatsbeschluß der nicht mehr zu zügelnden Wildheit dieser Bacchusfeste radical entgegenarbeitet, indem alle Feier derselben förmlich verboten ward.

P.

Päderastie.

S. Knabenliebe.

Pantoffel.

Ein ominöser Artikel, über den eine männliche Feder gern den Schleier zieht! Weiberherrschaft ist überall — meine Leserinnen müssen mir einmal es auszusprechen erlauben, ein unnatürlich Ding; das guthmüthige, weiche, zarte Weib soll dienen, nicht herrschen:

Das Weib muß nicht zu Worte kommen,
Denn das ist eine erschreckliche Sache!

sagt Claudius etwas hart zwar, aber man hat es erlebt, welche Früchte es bringt, wenn namentlich in der Ehe das Weib allzusehr „zu Worte kommt!“ Es ist ein großes Wort, das Pantoffelregiment, und wir haben wohl Minister und Staaten durch einen Pantoffel — und zwar nicht durch den päbstlichen — regieren und stürzen gesehen. Drum wird man uns erlauben zu sagen:

Schlimm ist's, wenn sich in der Männer Rath
Dreist ein Weib mit Herrscherstimme drängt:
Denn des Mannes Rechte sind gekränkt,
Stimmt ein Weib zu Entschluß und zu That.
Schlimm ist's, wenn des Thrones hehren Sitz
Stolz ein königliches Weib besteigt,
Wenn der Männer Volk vor ihr sich neigt,
Wenn sich Kraft vor Schwäche beugt —
Doch das Schlimmste, was die Erde kennt,
Ist — Pantoffelregiment!

Perücke.

Die Erfindung der falschen Haare verliert sich im grauesten Alterthume, denn von jeher betrachteten die Menschen das Haar als eine ihrer schönsten Zierden, und von jeher waren sie daher darauf bedacht, den Verlust derselben, wo möglich, zu ersetzen. Von Egypten kam, mit so vielen andern Erfindungen, auch die Perücke nach Griechenland, von hier nach Rom, und bei den Römern gewann diese Erfindung den allergrößten Beifall, so daß selbst die meisten Kaiser falsche Haare trugen. Als Caracalla an den Ufern der Donau war, wollte er den Deutschen schmeicheln, und ließ sich die Haare *à l'Allemande* scheeren, wie früher schon Plantilla, sein Weib, aber in einer andern Absicht, gethan hatte. Ueberhaupt waren um jene Zeit die feinen, langen, blonden Haare der Deutschen sehr beliebt in Rom

Nunc tibi captivos mittet Germania crines;
Jetzt wird das gefangene Germanien dir seine Haare senden,
Ovid.

oder wie Racine von der abscheulichen Mutter des Britannicus sagt:

Par de faux cheveux blonds son front est ombragé.
Durch falsches blondes Haar wird ihre Stirn beschattet.

Ja die Sucht, blonde Haare zu haben, ging so weit, daß die römischen Damen gar keine andere Farbe mehr tragen wollten, und daß man die gefährlichsten und weitläuftigsten Experimente machte, um die dunkeln Haare blond zu färben.

Auch die Männer trugen ihre Perrücken, und Flavius Appianus erzählt von einem Reiter, dem ein Windstoß die seinige nahm, worauf er, zum großen Gespötte der Menge, kahl auf dem Pferde saß.

Die Tracht pflanzte sich nach Frankreich hinein fort, wo man schon im zehnten Jahrhundert das Wort: *perrique* kannte und brauchte, welches zu Ende des Jahrs 1500 in *perruque* verwandelt ward. Um das Jahr 1560 trugen schon alle Hofdamen nichts anders, als blonde Perrücken, und auch nach England verbreitete sich die Mode, und Elisabeth sah man im fünfundsiebzigsten Jahre mit einer blonden Perrücke. Die Mode der langen Haare, aus denen man auch natürliche Perrücken flocht, war so allgemein geworden, daß endlich, wie gegen alle herrschenden Moden, die kahl geschorne Geistlichkeit ihre Stimme dagegen erhob, und Gottfried, Bischof von Amiens, verlangte in der Messe, daß Robert, Herzog von Flandern, und funfzehn anwesende vornehme Herren, sich augenblicklich ihre langen Haare abschneiden lassen sollten.

Unter Ludwig XII. trugen die Männer schon nicht mehr Perrücken als auf dem Theater und auf Maskeraden, während sie in Deutschland und Italien um diese Zeit mehr als je getragen wurden. Johann von Sachsen bekleidete sich 1518, Ulrich von Hutten 1519 damit:

pour réparer du tems l'irréparable outrage

und jetzt waren Mailand und Florenz die berühmtesten Perrükkenfabriken.

Ludwig XIII. trug anfänglich sehr lange Haare; da diese aber sehr früh grau wurden, oder wie Andere sagen, ausfielen, so schaffte er sich eine Perrücke an, und am andern Tage trug sie der ganze Hof. Aber erst unter der folgenden Regierung, unter Ludwig XIV. erlangte die Perrücke die brillanteste Höhe ihrer

ihrer Macht, und wie ein geistreicher Franzose sagt: *le regne de ce grand roi fut aussi celui des grandes perruques;* (die Regierung dieses großen Königs war auch die der großen Perrücken). Nun erhoben die Binette und die Düvilliers die „Kunst der Perrücke" zu einem System, und bald trugen Hof und Magistrat, Beamte und Edelleute und Aerzte und Advokaten und reiche Bürger nichts anders als Perrücken. Der Finanzminister Colbert, erschreckt über die Summen, die für den Ankauf von Haaren, besonders nach Deutschland und England ausgeführt wurden, versuchte, ihren Gebrauch zu verbieten, aber er konnte dem Strome nicht widerstehen und endete selber damit, eine Perrücke „*à la Fontange*" zu tragen, wie man sie damals für das Meisterstück der Kunst hielt. Nun war die Perrückenwuth allgemein. Preußen, Holland, England coeffirten sich mit Perrücken, und die berühmten Meister Letourneur, Tribou und Andere wurden von Paris an die höchsten auswärtigen Höfe verschrieben.

Ludwig XIV. selbst trug Anfangs eine blonde Perrücke, aber etwa sechsunddreißig Jahr alt, als er nicht mehr öffentlich tanzte, legte er sich eine dunkle an, auf die er bald darauf ein wenig Puder zu streuen erlaubte, als diese Mode anfing aufzukommen.

Diese Mode, die von Italien aus sich verbreitete, verkürzte nun ein wenig die Perrücken unter der Regentschaft, und der Regent selber, ein Lebemann, Freund des Luxus und der Pracht, verbannte bald die traurige und einförmige Tracht des alten Hofes. Er war der Erste, der die hohe, schwere Perrücke ablegte, und seine gepuderte, wohlpomadirte Haartour eröffnete nun den Künstlern ein neues Feld für geistreiche Erfindungen und Verbesserungen. Damals gab es schon achthundert und funfzig Perrückenmacher in Paris!

Die französische Revolution, die wohl ganz andre Dinge verbannt und gestürzt hat, verbannte und stürzte auch das Reich der Perrücke, die heut zu Tage nur noch auf dem Kopfe eines oder des andern Mannes von „*ancien régime*" in Frankreich, oder eines ehrlichen Großpapa's in Deutschland und England lebt. Die Leser werden uns nicht zumuthen, ihnen alle Entwicklungsepochen der Perrücke von der Fontange an durch die Brutus-, Titus-, Caracalla-Perrücke hindurch bis zum Muster- und Meisterbau der Allongen-Perrücke hinauf zu be-

schreiben, denn ein so ausführlicher Artikel würde für unsern Zweck sehr bei den Haaren herbeigezogen scheinen; dafür erlauben sie uns, ihnen vom Schilde eines heutigen Pariser *perruquiers* zu erzählen, der Absalons bekanntes Unglück abgebildet, und zur Warnung für alle Vorübergehenden die einladenden Verse, sich ja coeffiren zu lassen, darunter gesetzt hat:

Voyez Absalon, pendu par la nuque!
Il eut évité ce malheur, s'il eut porté perruque.
Hier seht Ihr Absalon, gehängt beim Schopf —
Ganz anders kam's, trug' ne Perrück' er auf dem Kopf!

(Vgl. Frisur, Haar.)

Phallus.

S. Ausschweifung.

Phantasie.

Die Poesie im menschlichen Geiste! Was sind alle Freuden und Genüsse der Wirklichkeit gegen die Genüsse, die uns Phantasie vorzuzaubern vermag! Sie entrückt uns ganz von der gemeinen Erde; sie hat ihre eignen Welten und schwelgt in einem Eldorado, einem Utopien, einem Schlaraffenland, wo sie sich die wunderbarsten Herrlichkeiten erbaut, und uns mit erzauberten Freuden ergötzt, die nur zu oft das Erwachen aus solchem träumenden Zustande um so furchtbarer zerstört. Es giebt keine Art von Sinnengenuß, die nicht fähig wäre, durch die Einbildungskraft unendlich potenziirt zu werden. Sie zaubert dem Auge lachende Gärten, Schlösser von Diamanten und Perlen, Tänze, ein schöneres Menschengeschlecht, dem Geruche auserlesene, würzige Düfte, dem Ohre die Harmonie der Sphären, die Schmeckzunge träumt sich ein Schlaraffenland, wo Alles Milch und Honig ist, wo Austern und Fasanen wie Kieselsteine umherliegen, und schäumender Champagner aus allen Brunnen stürzt, während es *Chateau Lafitte* regnet! Und so hat auch der Sinnengenuß, der uns in diesem Werke vorzugsweise beschäftigt, gar sehr seine Freuden der Phantasie, welche einen unleugbaren, mächtigen Einfluß auf die Sexualität hat, den wir hier nun zu betrachten haben.

Wie wirksam der Zauber der Phantasie bei Wollüstlingen werde, die schon für die natürlichen Genüsse abgestorben sind, haben wir bereits erzählt, und werden noch im Artikel Selbstbefleckung darauf zurückkommen. Er träumt sich Schönheiten von fast überirdischem Reiz, mit denen er dann, eben wieder in der Phantasie, sein nervenkitzelndes Spiel treibt, und wie hier die Gränze fehlt, die beim natürlichen Genusse gesteckt ist, so begünstigen solche Ausschweifungen ungemein die unersättliche Begierde des Wollüstlings, aber sie untergraben auch um so rascher und sicherer Leben und Gesundheit des Undankbaren, dem der reichlich angefüllte Kelch, den ihm die Natur darbietet, noch nicht genug dünkt, und der seine strafbar aufgeregte Phantasie zur Dienerin seiner Ausschweifungen herabwürdigt.

Ein anderer Einfluß der Phantasie auf die Sexualität betrifft die oft und viel besprochene geistige Einwirkung der schwangern Mutter auf ihr Kind. So alt die Welt ist, hat man an diesen Einfluß der mütterlichen Einbildungskraft geglaubt, wie schon das Beispiel von Jakob und Laban beweist. Die Spartaner umgaben ihre Frauen mit schönen Sclaven, damit sie schöne Kinder gebären sollten. Dionis ließ die schönsten Gemälde in das Schlafzimmer seiner Gattin bringen. Heliodor erzählt von einer Mohrin, die eine weiße Marmorstatur bewundert, und ein ganz weißes Kind geboren habe. Historischer begründet steht das Beispiel Jakobs I. Stuart. Dessen Mutter war die berühmte unglückliche Maria Stuart, die aus Sinnlichkeit einen schönen Mann zu ihrem Gemahl erhoben hatte, an dem sie erst nach der Sättigung den Mangel an Verstand und Gefühl entdeckte. Ein Italiener, Rizio, ersetzte die Lücke in ihrem Herzen. Die Rache des brutalen Gemahls suchte ihn im Zimmer der Königin auf, die eben mit Jakob schwanger ging, und die Degen der schottischen Lords durchbohrten den Liebling dicht neben seiner Beschützerin. Nie konnte Jakob, so lange er lebte, einen bloßen Degen sehn, ohne sich aufs heftigste zu entsetzen. — Eine schwangre Frau entsetzte sich über den Anblick eines Bettlers mit verstümmeltem Arm, und brachte ein Kind zur Welt, dessen Arm gleiche Verstümmlung hatte. — Ein vortrefflicher Physiologe, dem wir hier folgen, kannte eine Bauernfamilie, aus welcher ein Sohn die Rechte studirte, der aber frühzeitig in Dresden starb. Die Mutter war, mit ihm schwanger,

früh auf's Kleefeld gegangen, Futter zu holen, und hatte einen hier schlafenden Hasen mit der Sichel an allen vier Extremitäten verstümmelt. Der Anblick des blutenden Thieres hatte sie aufs äußerste erschüttert, und sogleich hatte sie angstvoll den Zufall ihrem Mann, ihren Freunden und dem sehr würdigen Geistlichen erzählt. Sie wurde von diesem Sohne, nachherigen Rechtsgelehrten, entbunden, der an allen vier Extremitäten, eben so wie der Hase, verstümmelt war.

Diesen unzweifelhaft gewissen Beispielen mögen einige von andrer Art folgen, wie das einer Holländerin, die in ihrer Schwangerschaft eintausend vierhundert Heringe gegessen hatte, und deren Kind sich in diesem Fisch nicht sättigen konnte. Oder das eines Bauern, der dem Amtmann auf die Frage, ob er bald einen Jungen fertig habe, antwortete: halb, Herr Amtmann! der dann die andre Hälfte machen wollte, seine Frau damit unterhielt, und zum allgemeinen Erstaunen Vater von einem halben Kinde wurde. Oder das eines Mädchens, die ein durchaus haariges Kind gebar, weil sie sich am langhaarigen Bilde eines Heiligen, das über ihrem Bette hing, versehen hatte.

Jede Kinderfrau kann diese Beispiele um ein ansehnliches vermehren, denn die Kinderstuben sind grade von dergleichen Beispielen voll. Es fehlt zwar nicht an gegentheiligen Beispielen, wo Menschen mit allerlei Muttermälern geboren sind, ohne daß die Mutter sich erinnern könnte, sich über etwas entsetzt zu haben, oder wo Mütter in der Schwangerschaft heftig über etwas erschrocken sind, ohne daß die Kinder deswegen Muttermäler bekommen haben; indessen dieß hebt die Frage nicht auf, ob es möglich sei, daß die Einbildungskraft der Mutter auf die Frucht wirke? Die bejahende Antwort auf diese Frage wird durch die allgemeine Volksmeinung unterstützt, und es giebt Thatsachen, die für sie zeugen, welche jeden Zweifel lösen würden, wenn sich die Gelehrten nicht bewogen gefunden hätten, aus anatomischen Gründen die Sache zu bestreiten. So glaubte man die gelehrte Meinung der Volksmeinung entgegen setzen zu müssen, aber wie, wenn dießmal die Wahrheit auf der Seite des Volks gewesen wäre?

Die anatomischen Gründe beziehen sich vorzüglich auf die

isolirte Lage der Frucht im Mutterleibe. Von ihren Häuten umhüllt, von ihrem Wasser umflossen, liegt sie ohne alle unmittelbare Verbindung mit der Mutter. Kein einziger Nerv der Mutter verlängert sich in das Ei, oder bringt eine Verbindung zwischen Mutter und Frucht zu Stande. Ja, nicht einmal ein Blutgefäß geht von der Mutter zur Frucht über, ob sich gleich die Gefäße der Mutter und Frucht im Mutterkuchen begegnen; keine unmittelbare Gemeinschaft findet zwischen beiderlei Gefäßen statt, und der Fötus hat sein Blut, seinen Herzschlag, alles für sich, so wie die Mutter selbst.

Wo soll nun, sagt man, der Weg sein, auf welchem die Einbildungskraft der Mutter auf das Kind wirkt? Wie fängt eine Vorstellung derselben es an, dem Bildungstrieb der Frucht eine verkehrte Richtung zu geben? Vorstellungen wirken durch Nerven; hier geht keiner aus der Mutter in die Frucht; sie wirken mittelst der Nerven in die Blutgefäße; keines communicirt unmittelbar aus der Frucht. Wie soll es also die Vorstellung der Mutter anfangen auf die Frucht zu wirken? Es giebt keinen Weg der Gemeinschaft mit ihr. Folglich ist die Sache unmöglich und obendrein ungereimt. Denn wie mag wohl die Einbildungskraft eine chirurgische Operation verrichten, in den Fällen, wo Kinder ohne Hand, Arm oder Fuß zur Welt kommen, weil die Mutter sich an einem also Verstümmelten versah? Und wenn die fehlenden Organe schon gebildet waren, wo sind sie hingekommen? Sind sie neben der Frucht liegen geblieben? Sind sie resorbirt worden? Man sieht von ihnen keine Spur, keine Narbe in der Haut, wo die Amputation geschehen sein soll.

Wie, wenn aber die Gelehrten doch den Weg übersehen hätten, auf welchem Nerven und Gefäße der Mutter sehr füglich in die Frucht einwirken können? Wie, wenn ihnen die Spur dieses Wegs grade bei der Frucht ganz nahe gelegen hätte, so nahe, daß sie selbst Tadel verdienten, sich damit gebrüstet und von Pöbelvorurtheilen gesprochen zu haben, als sie ihm vorbeigingen, ohne ihn zu sehn?

Wirken denn die Nerven blos als Fäden, durch unmittelbare Berührung der Substanz? Oder erstreckt sich ihr Einfluß weiter und wirken sie peripherisch? Humbold war der erste, der die große Entdeckung einer sensiblen Atmosphäre der Nerven bewies. Auch daß sich diese Atmosphäre erweitern und verengen könne, zeigte er gleich bei der ersten Entdeckung. Je thätiger die Nerven sind, desto größer wird ihre Atmosphäre.

Und die Blutgefäße wirken eben so, wie die Nerven; auch sie haben eine wirksame Atmosphäre. Der größte, unumstößlichste Beweis dieser Wahrheit ist der Mutterkuchen selbst. Keine Einspritzung hat je einen Tropfen Flüssigkeit aus dem Muttertheil derselben in den Kindestheil getrieben; gleichwohl giebts keine andre Ernährungsquelle des Fötus, als sie. Wie kann aber das Mutterblut den Fötus ernähren, in welchen es nicht als Blut übergeht? Es kann unmöglich anders als atmosphärisch in die Fötalgefäße wirken.

So wäre denn gar wohl ein Weg, auf welchem Nerven und Gefäße der Mutter in die Frucht wirken, auf welchem die Vorstellungen der Mutter die Frucht afficiren könnten. Man erwäge, daß die ganze Schwangerschaft ein Geschäft des Bildungslebens der Mutter ist, daß alle Aeußerungen des Bildungslebens derselben sich wesentlich, während die Schwangerschaft dauert, verändern, daß lebendige Wirkung etwas anders ist, als mechanische und chemische, leblose, daß vieles im Körper vorgehe, dessen Grund das anatomische Messer nicht nachzuweisen vermag, daß der Fötus Gestalt gewinnt, weil von der Mutter die Kraft ausgeht, welche ihn gestaltet, und man wird die Wirkung des ganzen Gemüths- und Körperzustands der Mutter auf die Frucht unter ihrem Herzen nicht länger unbegreiflich, noch ungereimt finden.

Philtra.

S. Liebestränke.

Physiognomie.

Die äußere Gestalt, Bewegung und Form eines Gegenstandes, in so fern dadurch die Eigenschaften seiner innern Natur mehr oder weniger deutlich ausgedrückt werden. Im engern Sinne wird die Physiognomie gewöhnlich auf das Gesicht bezogen. Schon die oberflächliche Betrachtung zeigt, wie der Mann im Allgemeinen kräftiger, stärker und härter, das Weib hingegen viel weicher und zarter gebaut ist. Wenn man auch auf alle die einzelnen Unterschiede, welche zwischen beiden Geschlechtern in den Knochen, Muskeln und Eingeweiden statt finden, keine Rücksicht nehmen wollte, so müßte der eigenthümliche, sowohl körperliche als geistige Karakter beider Ge-

schlechter doch sogleich in die Augen springen, sobald man nur eine allgemeine Vergleichung zwischen den Gesichtszügen anstellt. Die Züge des Mannes sind in der Regel tiefer ausgeprägt, sie treten eckiger und schneidender hervor, und ihre Veränderung ist auffallender, als bei dem Weibe, wo das Gesicht im Allgemeinen weniger Ausdruck besitzt, dagegen aber eine sanftere Rundung und eine gefälligere, weichere Form hat. Sehr auffallend ist der so große Unterschied in der Feinheit der Haut, der so durchgreifend ist, daß ein eingeübter Blick allein an der Haut des Augenliedes den männlichen oder weiblichen Karakter erkennen wird. Der Mangel des Bartes, die relativ kleinere Nase, der üppigere Haarwuchs des Kopfes, und die gewöhnlich hellere Hautfarbe tragen noch mehr zu jenem stilleren, gleichmäßigeren Ausdruck des weiblichen Gesichtes bei. Indessen bemerkt man, daß die orientalischen Frauenzimmer, welche stets ihr Gesicht mit einem Schleier bedeckt halten, und daher nicht ängstlich über die Veränderungen der Physiognomie zu wachen, oder der Mode wegen Grimassen zu machen brauchen, gewöhnlich viel ruhigere Züge und ein geringeres Mienenspiel haben, als die europäischen Frauen, die ihre Mienen von Jugend nach einer gewissen Methode in Ordnung zu halten, nach Belieben zu verändern und oft zum bösen Spiel eine gute Miene zu machen erlernen müssen. Während die Damen eines Serails bei aller übrigen Schönheit nach ihren Gesichtern wie todte Büsten erscheinen, und durch die Sclaverei noch beschränkter, träger und stumpfsinniger werden, giebt es nichts Beweglicheres und Lebhafteres als die Physiognomie einer frei nach ihrem Gefallen lebenden Dame aus unsrer großen Welt.

Vermöge der Sympathie, in welcher das Gesicht und namentlich die Augen, die Nase und der Mund mit den Geschlechtsorganen stehen, kann man bisweilen aus der Physiognomie des einen, auf die Beschaffenheit des andern schließen, in so fern viele Eigenthümlichkeiten oder Veränderungen in den Geschlechtsorganen sich mehr oder weniger deutlich durch gewisse Zeichen in dem Gesicht reflektiren. Man denke zum Beispiel nur an den eigenthümlichen Zustand der Bleichsucht, der so oft „das ew'ge Weh' und Ach!" andeutet, von dem Göthe und Faust spricht!

Ferner wenn man den Versicherungen einiger Anatomen

Glauben beimessen darf, so ließe sich bei dem Manne aus der Form der Nase, und bei dem Weibe aus der Oeffnung des Mundes ein Schluß auf die Beschaffenheit ihrer respektiven Geschlechtstheile machen eine Vergleichung, welche die jetzige Naturphilosophie zum Theil wieder hervorgesucht, und mit noch mehr Bilderschmuck behängt, auch zum Theil wieder aufgestellt hat.

So ist auch von je her eine schmale und niedrige Stirn mit stark vorspringendem Kinn und Munde für das Zeichen eines wollüstigen Karakters angesehen worden, und wenn auch dieses nicht durchgängig sich bewähren sollte, so steht doch ziemlich fest, daß der Mensch sowohl in physischer als psychischer Hinsicht der Thorheit immer näher kommt, je mehr der untere Theil des Gesichtes vor dem oberen hervorragt, und je spitziger der von Peter Camper entdeckte Gesichtswinkel ausfällt. (S. Gesicht.) Selbst bei den Thieren läßt sich noch der vornehmere oder geringere Karakter zum Theil aus dem Bau des Schädels erkennen, und es ist bemerkenswerth, daß gerade das Schwein, in welchem die Bestialität auf der niedrigsten Stufe steht, einen auffallend spitzen Gesichtswinkel hat, wie solches bei diesem Thier schon an der keilförmigen und plattgedrückten Gestalt des Schädels zu bemerken ist.

Auch hat man auf die größere oder geringere Lebhaftigkeit des Geschlechtstriebes aus der Farbe der Augen, der Haut, und der Haare einen Schluß ziehen wollen. So sollen blonde Personen, die eine sehr zarte, weiße Haut und blaue Augen haben, in der Regel etwas kalter Natur seyn, während das Gegentheil bei brauner und schwarzer Farbe dieser Theile vermuthet wird. (Vgl. Blondine, Brünette.) Ein starker Bartwuchs deutet bei Männern gewöhnlich auf eine kräftige Männlichkeit, und die bartlosen Männer sind mehr oder weniger impotent. Aus diesem Umstande läßt sich vielleicht die Zuneigung herleiten, welche manche Frauenzimmer, besonders im Orient, für die Bärte besitzen.

Die Physiognomie der beiden Geschlechter ist außerdem nach dem Alter verschieden, in welchem die Individuen sich gerade befinden. Das neugeborne Kind, möchte man sagen, hat beinahe gar keine Physiognomie; keine Begier oder Leiden-

schaft spiegelt sich in seinen ruhigen Zügen, und nur die Gefühle des Hungers und Schmerzes bringen zuweilen eine vorübergehende Veränderung in den Gesichtszügen hervor. Erst im Knaben und Mädchen entwickeln sich karakteristische Gesichtszüge, die späterhin immer deutlicher hervortreten, und besonders um die Zeit der Mannbarkeit, wenn alle Gefühle und Leidenschaften am heftigsten brausen, zu ihrer Vollendung kommen.

So wie es aber eine Zeit giebt, in welcher die Physiognomie in einer zunehmenden Ausbildung oder Entwicklung begriffen ist, eben so giebt es eine Zeit, in welcher die Physiognomie von der höchsten Stufe ihrer Ausbildung sich wieder entfernt und gewissermaßen eine regressive Veränderung erleidet. Das erste geschieht in der aufblühenden, an Vervollkommnung immer zunehmenden Lebenshälfte, das zweite hingegen in der verblühenden, welche, dem Grabe zuschreitend, mit immer zunehmendem Verfall des Körpers zu kämpfen hat. In der zweiten Lebenshälfte behält zwar die Physiognomie noch immer ihre Hauptzüge, allein sie werden undeutlicher, und manche sind kaum noch in ihren Spuren zu erkennen. Da überdies im höhern Alter der Geschlechtstrieb schwächer wird, da bei dem Manne die Erzeugung des Sperma, bei dem Weibe die monatliche Krise aufhört, so verliert auch die Physiognomie jenen Ausdruck, welcher ihr früher durch das Geschlechtsleben aufgedrückt wurde. (Vgl. Gesicht.)

Platonische Liebe.

Dieses Wort haben alle unsre Leser und Leserinnen so oft gehört, und es spielt in der Geschichte der Philosophie eine so wichtige Rolle, wie es denn so interessant ist zu sehen, wie weit philosophische Spekulation den Urgrund zu dem mächtigen Triebe, der Wesen an Wesen zieht, zu deduciren gewußt hat, daß wir durchaus Plato's eigne Ideen darüber hier mittheilen müssen. (Nach der Uebersetzung, die die „Thalia" geliefert hat.)

Plato beginnt nämlich mit folgender, originellen Schöpfungsgeschichte der Liebe:

„An dem Tage, da Venus geboren ward, hielten die Götter ein Freudenfest. Unter ihnen befand sich auch Porus (der Ueberfluß), der Sohn der Metis (der Klugheit). Nach der Mahlzeit erschien Penia (die Dürftigkeit) an den Thüren,

in der Hoffnung, unter dem allgemeinen Wohlleben auch etwas für sich zu erhaschen. Porus, berauscht im Nektar, ging in den Garten des Jupiter, legte sich unter ein schattiges Gebüsch und fiel in einen tiefen Schlaf. Lange hatte schon Penia den Wunsch bei sich genährt, einen Sohn vom Porus zu haben, um durch diesen gegen das Elend geschützt zu werden. Jetzt benutzte sie die Gelegenheit; furchtsam und zitternd zwar legte sie sich an die Seite des Gottes; aber bald weckte ihr zärtliches Kosen den Schlafenden, und Penia ward schwanger vom Porus. Den scharfen Blicken der Götter entging dies Abentheuer nicht; sie sind alle in gespannter Erwartung, wie das Kind von zwei so verschiedenen Eltern beschaffen sein könnte. Endlich gebahr Penia einen Sohn, Amor genannt, der, am Geburtsfeste der Venus gezeugt, nachher auch zu ihrem Dienste bestimmt, und ein Freund des Schönen ward, weil seine Gebieterin schön ist."

„Kaum wächst der junge Amor heran, als man schon die von seinen Eltern ererbten Eigenschaften in ihm erblickt. Als Sohn der Penia ist er immer arm, weder fein gebildet noch schön, sondern rauh und unrein; ist scheu und furchtsam; singt vor den Thüren, schläft auf dem Boden, auf den Straßen, unter freiem Himmel, stets vom Mangel begleitet. Als Sohn des Porus und Enkel der Metis ist er leidenschaftlich für alles Gute und Schöne, tapfer, kühn, unternehmend, ein gewaltiger Jäger, ränkesüchtig, wißbegierig, erfinderisch im Besiegen einer Schwierigkeit; Philosoph in allem, was er beginnt; ein gefährlicher Schwarzkünstler, Zauberer und Sophist. Seiner Natur zu Folge gehört er weder zu den Unsterblichen noch Sterblichen. Er stirbt oft an eben dem Tage, an dem er den höchsten Gipfel seines Glücks erreicht. Aber als der Sohn des Porus lebt er immer von Neuem wieder auf. Was er erwirbt, zerrinnt im Augenblicke wieder. Daher ist er niemals ganz arm, aber auch niemals reich. Amor ist ein Freund des Schönen, er muß foglich auch ein Freund der Weisheit sein. Als Freund der Weisheit aber muß er zwischen dem Weisen und dem Unwissenden in der Mitte stehn. Auch dies läßt sich aus seinem Ursprunge erklären, weil er nämlich einen weisen und reichen Vater, aber eine dürftige und geistesarme Mutter hatte."

In dieser gedankenreichen, die Natur der Liebe in allen

ihren Modifikationen auffassenden Mythe erzeugt Schönheit die Liebe, und die Liebe ist wechselsweise stolz und demüthig, fröhlich und traurig, zutraulich und eifersüchtig.

In einer andern eben so schönen Dichtung läßt Plato den Aristophanes den Ursprung der Liebe erzählen. „Ehemals war unsere Natur ganz anders, als jetzt. Damals gab es nicht blos Männer und Weiber, wie jetzt, sondern noch ein drittes Geschlecht, das Zwittergeschlecht, das zwar nicht mehr selbst vorhanden ist, von dem aber doch der Name noch als ein Spottname existirt. Diese Menschenrace hatte eine völlig runde Form, Nacken und Rücken ringsherum, vier Hände und eben so viel Füße; zwei Gesichter, einander ganz ähnlich, auf dem runden Nacken, die an Einem Kopf in grade entgegenstehender Richtung standen; vier Ohren, doppelte Geschlechtstheile, und so weiter alles, wie man sich leicht denken kann. Uebrigens gingen sie aufrecht wie wir, und konnten sich frei nach allen Seiten bewegen. Um recht schnell an einen Ort zu kommen, machten sie es wie die Springer, die sich auf ihre Hände werfen und mit ihren Füßen ein Rad über den Kopf schlagen: und es ging um so schneller bei ihnen, da sie acht Glieder dazu brauchen konnten. Wir können uns das Daseyn dieses dreifachen Geschlechts daher erklären, weil das männliche Geschlecht aus der Sonne, das weibliche aus der Erde, das Zwittergeschlecht aus dem Monde, der auch ein Zwitter von jenen beiden ist, seinen Ursprung hatte. Kreisförmig, wie ihre Stammältern, war auch ihre Gestalt und ihr Gang. Das Gefühl ihrer Stärke und Kraft machte sie endlich so verwegen, daß sie die Götter selbst angriffen. Nun berathschlagte sich Zevs mit den andern Göttern, was bei diesem Handel zu thun wäre. Lange waren sie ganz unschlüssig: diese Menschen zu tödten und ihr Geschlecht wie die Giganten mit dem Blitz zu vernichten, — das ging doch nicht so; denn wo wären dann die Opfer und der ganze Gottesdienst geblieben. Und doch eine solche Ungezogenheit zu dulden, das war ihnen auch wieder nicht anständig. Sie besannen sich lange hin und her. Endlich fing Jupiter an: Ich glaube mir geht ein Licht auf! Ja, so können wirs machen. Ich will ihrem Muthwillen schon die Flügel beschneiden, ohne daß es nöthig seyn soll, sie ganz zu vertilgen. Ich werde sie von oben herunter in zwei Hälften zerschneiden. Dadurch machen wir sie nicht nur zahmer, sondern erhalten auch überdies den Vortheil, daß uns ih-

rer zwei gerade noch einmal so viel opfern werden. So können sie dann auch immer auf zwei Beinen aufrecht herum gehen. Werden sie aber alsdann noch nicht Ruhe halten, so spalte ich sie noch einmal, dann mögen sie sehen, wie sie auf einem Beine herum hüpfen."

„Sogleich fing er nun an, die Menschen nach einander, jeden in zwei Hälften, zu spalten, wie die Köche Arlesbeeren zum Einmachen zerschneiden, oder Eier mit Haaren zertheilen. So oft einer nun auf diese Art halbirt war, mußte ihm Apollo das Gesicht und den halbirten Nacken vorne nach dem Schnitt zu drehen, damit sie fleißig an das Zerschneiden erinnert und dadurch bescheidener werden möchten. War dieses geschehen, so zog Apollo die Haut in der Gegend, die nun der Bauch heißt, von allen Seiten zusammen, ungefähr so, wie man einen Beutel oben zusammen schnürt, so daß nur eine einzige Oeffnung blieb, die er in der Mitte des Bauches zuknüpfte, und die jetzt der Nabel heißt. Alsdann nahm er eine Falzzange, womit die Schuster das Leder über den Leisten glatt ziehen, wölbte damit die Brust, und glättete die entstandenen Runzeln aus. Ein Paar ließ er aber doch um Bauch und Nabel stehen, damit auch hier ein kleines Andenken von der ehemaligen Züchtigung übrig bliebe. Nachdem nun diese Bisection unsers Wesens glücklich vollendet war, fingen die getrennten Hälften an, sich nach einander zu sehnen, umschlossen sich mit ihren Armen so fest, und hielten sich so innig an eiuander, als wollten sie wieder in ein Wesen zusammenfließen. Keine wollte ohne die Andere etwas verrichten, und so starben sie endlich mit einander aus lauter Hunger und Nichtsthun. Starb aber nur die eine, so suchte die verlassene wieder eine andere etwa männliche oder weibliche Hälfte, schloß sich an sie an, und starb so mit ihr umschlungen."

„Jupiter erbarmte sich endlich der armen Sterblichen, und sann auf ein anderes Mittel, ihnen zu helfen. Bisher hatten die Menschen nicht sich durch wechselseitige Begattung, sondern wie die Cicaden, durch Befruchtung der Erde fortgepflanzt, und ihre Geschlechtstheile standen nach hinten zu. Nun versetzte Zevs diese an die Vorderseite, und traf die Einrichtung zur wechselseitigen Begattung, damit durch die Umarmungen des Mannes und des Weibes das Geschlecht fortgepflanzt, und wenn Mann und Mann sich umarmen, wenigstens die Geschlechtslust

gestillt würde, damit diese heftige Leidenschaft ihnen endlich Ruhe ließe, auf nützliche Geschäfte zu denken, und für ihren Unterhalt zu sorgen. Seitdem ist die Liebe ein Naturtrieb der Menschen, ein Drang, die ursprüngliche Beschaffenheit wieder herzustellen, zwei Wesen in Eins zu verbinden, und die Verstümmelung der menschlichen Natur wieder aufzuheben. Jeder von uns ist also nur ein Fragment, aus Einem in Zwei getheilt, wie die Schollen, (ein Fisch) und jeder sucht nun seine von ihm getrennte Hälfte."

„Nun sind aber einige Hälften der eigentlichen Zwitter, die zweierlei Geschlecht hatten. Der männliche Theil von diesen liebt die Weiber, und diese Klasse hat uns die meisten Buhler geliefert, so wie der weibliche Theil von ihnen, der die Männer liebt, die meisten Buhlerinnen. Die Hälften der ehemaligen Doppelweiber sind gleichgültig gegen die Männer, und lieben nur ihr eigenes Geschlecht: daher die Tribaden (S. lesbische Liebe.) Die Hälfte der vormaligen Doppelmänner aber fühlen eine Neigung zum Männergeschlecht. So lange ihre Jugend dauert, lieben sie, als Theile von einem Manne, nur Männer, und finden Vergnügen in ihrem Umgange und in ihrer Umarmung, und dies sind die edelsten Knaben und Jünglinge, weil sie von Natur die männlichsten sind. Mit Unrecht hat man sie der Unzüchtigkeit beschuldigt; denn nicht Unzucht, sondern inneres Gefühl ihrer männlichen Kraft und männlicher Geist ist der Grund ihrer Neigung zu ihrem Geschlecht. Dies zeigt sich offenbar dadurch, daß nur solche Jünglinge im reiferen Alter die politische Laufbahn betreten. Zu Männern gereift, lieben sie selbst wieder Jünglinge; heirathen zwar und zeugen Kinder, aber nicht aus Neigung, sondern gezwungen durch das Gesetz; zufriedener, wenn sie unverheirathet im Umgange mit ihres Gleichen leben könnten. Die Liebe zu Jünglingen und die Gegenliebe von diesen hat also offenbar keinen andern Grund, als weil jeder nach Vereinigung mit seiner Hälfte strebt. Hat der Eine oder der Andere seine eigentliche Hälfte gefunden: unaussprechlich ist dann das Wonnegefühl ihrer Zärtlichkeit, ihrer Vertraulichkeit, ihrer Liebe — und was kann man mehr sagen? — auch nicht einen Augenblick sind sie zu trennen. Wenn sie nun auch lebenslang in unzertrennlicher Vereinigung gestanden haben, so wissen sie doch am Ende nicht zu sagen, was sie eigentlich von einander wünschen und verlangen. Befriedigung einer unreinen Lust kann

es nicht seyn, was sie mit solcher Innigkeit vereinigt, und ihren Umgang zu einer Quelle so unerschöpflicher Freuden macht; sondern etwas Anders ist es, wornach beider Seele sich sehnt, was sie aber nicht sagen, nur ahnden, nur im dunklen Vorgefühl rathen können."

Es darf uns nicht wundern, von einem Griechen das abscheuliche Laster der Knabenliebe so beschönigt zu sehn, da dies Laster so allgemein bei den Griechen im Schwunge war, daß wohl ein griechischer Denker viel leichter auf das Warum? bei diesem Gegenstande geführt wurde, als auf die Untersuchung der Frage, ob überhaupt die Knabenliebe zu vertheidigen sei.

Wir würden aber Plato's Lehre von der Liebe nur sehr unvollständig und entstellt mittheilen, wenn wir nicht seiner Ansicht von dem Urschönen hier mit erwähnten, eine Idee, die eigentlich die Angel dieser ganzen Lehre bildet.

Plato läßt einen Schüler in die höhern Grade der Mysterien der Liebe einweihen, und ihn lehren, wie er sich zur vollkommensten Liebe empor schwingen, und durch sie allein sich zum Genuß der höchsten Schönheit vorbereiten solle. — „Gewöhne dich, sagt er hier nun unter Anderm, frühzeitig an die Betrachtung schöner Menschengestalten, studiere sie, erforsche ihre Verhältnisse, und entwickele deinen Schönheitssinn. Du wirst die Schönheit des Körpers weit höher schätzen, wirst Schönheit in Handlungen, und, durch einen neuen Fortschritt, Schönheit in den Wissenschaften entdecken. Es verräth einen sclavisch denkenden, beschränkten Kopf, die Schönheit nur in einem einzelnen Menschen, in einer einzelnen Handlung finden zu wollen. Du wirst das große Meer des Schönen durchschiffen, und im Beschauen so mannigfaltiger schöner Gegenstände neue Ideen erzeugen, und von Stufe zu Stufe zu einer Philosophie emporsteigen, welche das Schöne selbst zum Gegenstande hat. Hier stehest du nun am Ziele, wohin alle vorhergegangene Bemühungen allein abzweckten. Dir offenbart sich nun mit einemmale der Anblick der ewigen Urschönheit. Ewig ist diese Schönheit, keinem Entstehen und keinem Vergehen, keinem Zuwachse und keiner Abnahme unterworfen. Sie ist nicht hier schön, dort häßlich; jetzt schön, dann abscheulich; dem Einen hold, dem Andern herbe; in diesem Verhältniß liebenswerth, in jenem widerwärtig. Sie ist nicht Schönheit des Leibes, nicht der Rede, nicht der Phantasie, nicht der Wissenschaften. Sie ist kein At-

tribut irgend eines Subjekts, weder des Himmels, noch der Erde, noch irgend sonst eines lebendigen Wesens. Sie ist wesentlich, selbstständig, durch sich selbst, von sich selbst, nur sich selbst gleich und ewig. Alles, was schön ist, ist nur schön durch sie, durch Theilnehmung an ihrer Schönheit, doch so, daß, wenn das abgestammte Schöne vergeht, das uranfängliche weder verliert noch leidet. Dies Anschauen der ewigen Schönheit ist das Ziel, wonach die Liebe stufenweise fortschreiten soll, von der Liebe eines schönen Körpers zu zweien, von zweien zu mehreren, von mehreren zu allen, von den schönen Körpern zu schönen Seelen, von schönen Seelen zu schönen Handlungen, von schönen Handlungen zu schönen Wissenschaften, bis du endlich bei derjenigen Erkenntniß aufhörst, welche nichts als das absolute Schöne zum Gegenstand hat, und du nun, eingeweiht in den letzten Grad der Geheimnisse dieser Weisheit, die Urschönheit selbst erkennest. Hier, wo der Mensch zum Anblick der ursprünglichen Schönheit selbst gelangt ist, wird sein Leben erst ein wahres Leben. Alle Erdenschönheit, die dich schon in unaufhörliche Anschauung hinzaubert, wird dir nun nicht mehr genügen; du genießest des unaussprechlichen, beneidenswerthen Glückes, die Urschönheit selbst, ächt, rein, unvermischt, nicht verbunden mit körperlicher Masse, Farben oder anderm vergänglichen Tand, sondern in ihrem göttlichen Glanze, in der ganzen Reinheit ihrer Form zu erblicken, sie zu betrachten, daran zu hangen, daran dich unaufhörlich zu weiden, zu großen Thaten entflammt zu werden, Tugend aus Tugend zu erzeugen, dann Liebling der Götter zu seyn — ja, wenn es irgend eines Sterblichen Loos ist! — durch Thatenruhm der Unsterblichkeit Erbe zu seyn." —

Wer sieht nicht, daß hier bei Plato die Urschönheit nichts anders war, als das höchste Wesen; und alles von ihm in die ganze Natur übergegangene Schöne! Wahrlich ein hoher, seelenerhebender Gedanke, den ein Grieche schon vor zwei tausend Jahren fassen konnte, welcher nur von denen für Schwärmerei gehalten werden kann, die nicht begreifen können, zu welcher hohen Stufe von Geistesbildung das feinere Gefühl und die äußerste Empfindbarkeit die griechische Nation empor hob; denen daher ihre Tugenden und Laster in einem gleich falschen Glanze erscheinen.

Unter wie mancherlei Namen und Einkleidungen auch dies schöne Gebild der feinsten Ideen und Empfindungen der Liebe

vorgetragen ward, so ist doch überall der Hauptsatz kennbar: „Liebe vereinige die Wesen, wie Haß sie scheide; in Liebe und Vereinigung gleichartiger Dinge bestehe aller Genuß der Götter und Menschen; Sehnsucht und Verlangen seyen die ersten Begleiterinnen der Liebe, die starken und doch zarten Triebe, die allen Genuß herbei führen und vorbereiten, ja die selbst den Genuß vorahndend gewähren, und wodurch die Liebe alles in Ordnung erhalte, und zu dem Einen leite, der die Quelle alles Lichts ist, wie aller Liebe."

Wahrlich! man sieht, daß Plato von den edelsten Grundsätzen ausging, und der griechische Weise trägt keine Schuld, wenn sinnlichere Nachjahrhunderte: die Bezeichnung platonische Liebe fast nur noch als Spott für ein Unding gebraucht haben, an das sie nämlich nicht mehr glaubten.

Polygamie.

S. Vielweiberei.

Pollution.

Mit diesem Worte, welches wir in unserer Muttersprache durch kein passenderes zu ersetzen wissen, bezeichnet man insgemein eine unwillkürliche, ja sogar zuweilen bewußtlose Ergießung des männlichen Saamens, welche ohne Beischlaf und in der Regel des Nachts während des Traumzustandes erfolgt. Die Pollution, in diesem Sinne genommen, ist daher von der durch eine absichtliche Reizung der Geschlechtstheile, so wie von einer beständigen durch Krankheit erregten Saamenergießung sehr verschieden.

Die Pollutionen finden am häufigsten des Morgens statt, wenn der Schlaf sich seinem Ende nähert, und üppige Traumbilder das nahe Erwachen verkünden. Das Bewußtseyn fängt dann gewöhnlich an, aus seinem tiefen Schlummer sich empor zu arbeiten, unter den fünf Sinnen ist das Gehör schon halb erwacht, und in den Muskeln kann man schon einzelne zuckende Bewegungen bemerken. Von dem Zustande des Bewußtseyns hängt es nun ab, ob sich der Mensch der Saamenergießung bewußt wird, oder nicht. Ist das Bewußtseyn noch im tiefen Schlaf begraben, so erfolgt auch die Saamenergießung völlig bewußtlos, und beim Erwachen schließt man nur zuweilen aus der unangenehmen Mattigkeit auf das, was vorgegangen. Wenn

aber

aber während der Pollution das Bewußtseyn schon im Aufdämmern begriffen ist, so bekommt der Schlummernde eine mehr oder weniger deutliche Vorstellung von dem Zustande seines augenblicklichen Sexuallebens, und dann ist auch diese Excretion gewöhnlich von einem eigenen wollüstigen Gefühl begleitet. Zuweilen aber fehlt das Wollustgefühl, ja es wird sogar in manchen Fällen durch die Pollution eine schmerzhafte Empfindung verursacht.

Die Pollutionen stellen sich ein, sobald der Mensch mannbar wird, und hören erst auf, wenn im höhern Alter das Geschlechtsleben gänzlich erlischt. Sie kommen am häufigsten bei Personen vor, die ein keusches und enthaltsames Leben führen müssen, und dabei eine sehr glühende Phantasie besitzen. Sie sind um so seltener, je öfter der Geschlechtstrieb durch den Beischlaf seine Befriedigung findet. Indessen kann auch ein allzu häufiger Beischlaf, wodurch die Begierde mehr angefacht, als gestillt wird, wie auch die Selbstbefleckung bei einem reizbaren Temperament die Pollutionen eher vermehren als vermindern.

Man hat die Pollutionen häufig für nothwendige Ausleerungen erklärt, wodurch der Körper sich seiner überflüssigen Säfte zu entledigen suche; man hat sie sogar in dieser Beziehung mit der monatlichen Krise der Weiber verglichen. Diese Ansicht läßt sich schwerlich behaupten, wenn man die Ursachen und Wirkungen der Pollutionen näher untersucht. In einem frischen, vollsaftigen und regsamen jungen Manne, der bei solcher Leibesbeschaffenheit zugleich sehr keusch und enthaltsam lebt, mag allerdings, da die Absonderung des Saamens beständig statt findet, diese Feuchtigkeit allmählig in so großer Menge sich ansammeln, daß eine Pollution unter diesen Umständen als eine natürliche und nothwendige Entleerung erscheint. Eine solche erfolgt dann gewöhnlich nur selten und in längeren Zwischenzeiten; wenn wir dieses auch nicht läugnen wollen, so können wir doch mit Gewißheit annehmen, daß nur bei sehr wenigen Menschen diese Saamenergießung als nothwendig zur Erhaltung ihrer Gesundheit zu betrachten ist; es scheint vielmehr keinem Zweifel unterworfen, daß bei den Meisten die Pollutionen nur sehr zufälligen Ursprungs sind, und gewöhnlich durch äußere Veranlassungen hervorgebracht werden, die man leicht hätte vermeiden können. Eine Ueberfüllung des Magens, ein Bachanal, ein schlüpfriger Roman, der Anblick eines unzüchtigen Gemäl-

Bayerische Staatsbibliothek München

des, eines reizenden Frauenzimmers am Abend u. s. w. reichen oft hin, in der Nacht eine Pollution zu erregen.

Durch solche Veranlassungen, wenn sie öfter wiederkehren, kann der Körper allmählig an Pollutionen gewöhnt werden; und diese kommen dann so häufig vor, daß man sie unmöglich für regelmäßige und nothwendige Ausleerungen, am wenigsten aber für Zeichen von Gesundheit halten kann. In Hinsicht des moralischen Verhältnisses mag dann überhaupt zwischen einem Menschen, der durch öfteren Beischlaf sich seiner Kraft entledigt, und einem andern, welcher sie durch häufige Pollutionen verliert eben kein bedeutender Unterschied statt finden.

Wenn man die Pollutionen mit der monatlichen Krise vergleicht, so läßt sich dagegen erinnern, daß die ersteren weder in regelmäßigen Perioden eintreten, noch den Körper auf eine so wohlthätige Weise erleichtern, als der periodische Blutfluß der Weiber. Wenn dieser stattgefunden hat, so fühlt sich das Weib gewöhnlich leichter und wohler, während hingegen nach einer Pollution meistens eine Verstimmung des Geistes mit einer gewissen Schwere und Mattigkeit des Körpers folgt. Dieser Umstand streitet noch mehr gegen die Annahme, nach welcher man in diesen Ergießungen stets nur eine heilsame Bemühung der Natur zu erblicken glaubt.

Weit besser lassen sich die Pollutionen mit gewissen plötzlichen und unwillkührlichen Schleimergießungen vergleichen, die auch bei Frauen vorkommen, und unter ähnlichen Umständen, wie die eben genannten, vorkommen. Am häufigsten zeigen sie sich bei alten Jungfern, bei Wittwen und Nonnen, also bei Weibern, denen ihre Verhältnisse eine strenge Enthaltsamkeit vorschreiben. Es scheint überhaupt, als wenn der ehelose Stand für das weibliche Geschlecht noch weit weniger, als für das männliche geeignet wäre, indem bei Frauen viel leichter durch eine erzwungene Enthaltsamkeit allerlei Störungen der Gesundheit, Krämpfe, Wahnsinn veranlaßt werden können. (Vgl. Enthaltsamkeit, Geschlechtstrieb.) Gewöhnlich leiden jene Frauenzimmer, bei welchen häufig solche Schleimergießungen vorkommen, zu gleicher Zeit an allerlei krampfhaften Zufällen; sie sind im höchsten Grade reizbar und empfindlich, bei dem geringsten Anlaß brechen sie in Thränen aus, und haben meistens ein blasses, kränkliches Ansehn.

Friedrich Hoffmann erzählt von einer Nonne, welche

zu Zeiten den heftigsten Krampfanfällen ausgesetzt war, und durch kein dagegen angewandtes Mittel beruhigt werden konnte. Der Paroxysmus endigte sich gewöhnlich mit einer reichlichen Schleimpollution, worauf sogleich alle Krankheitszufälle verschwanden. Serurier sah ein Mädchen, welches zuweilen von ähnlichen Krämpfen am ganzen Körper befallen wurde, die Augen starrten wild umher, das Athmen geschah mit der größten Angst und Beschwerde, der Unterleib war aufgetrieben, und gewöhnlich in einer tumultuarischen Bewegung. Diese Erscheinungen ließen nicht eher nach, bis eine reichliche Schleimentleerung erfolgte. Diese junge Person schien durchaus unverdorben und sehr unschuldig zu sein. Sie drückte sich über ihre „Nervenzufälle" gewöhnlich sehr naiv aus: „*Ces attaques sont précédées vers les parties d'un gonflement, d'une tension, avec besoin de rendre quelque chose, mais toujours avec des efforts inutiles, excepté lorsque cela m'arrive la nuit: alors je me réveille; — — et j'éprouve un soulagement indicible.*

Die häufigen Pollutionen sind öfters auch bloße Folgen der Selbstbefleckung. Durch dieses Laster werden allmälig die betreffenden Organe so sehr geschwächt, daß sie gewissermaßen unfähig sind, diese Zeugungsflüssigkeit zurückzuhalten, und dann dieselbe bei der geringsten Veranlassung excerniren. Erwägt man noch, daß die Gedanken solcher Menschen, welche der Onanie ergeben sind, sich größtentheils auf Gegenstände richten, wodurch der Zufluß der Säfte nach den Geschlechtstheilen vermehrt und die Saamenergießung begünstigt wird, so begreift man leicht, wie es Individuen geben könne, die nur wenige Nächte ohne Pollutionen hinbringen. So häufiger und bedeutender Verlust einer Flüssigkeit, in welcher einige Aerzte und Philosophen das eigentliche Lebensprincip suchten, ist natürlich von den verderblichsten Folgen für die Gesundheit und das Leben. Vorzüglich leiden dabei unter den einzelnen Organen das Gehirn und der Magen. Die Frische und Lebendigkeit des Körpers verliert sich allmälig, alle Seelenkräfte erschlaffen, der Muth sinkt, und am häufigsten entsteht dann ein qualvolles hypochondrisches Uebel, welches bisweilen in wirkliche Melancholie und Lebensüberdruß ausartet. Das Gesicht ist mehr oder weniger abgespannt, bleich und eingefallen, der Blick ist unstät und trübe, die Augen werden schwach, bei den Meisten

leidet die Verdauung, und in den Bewegungen zeigt sich eine auffallende Trägheit oder Mattigkeit. (S. Selbstbeflekkung.)

Unter solchen Umständen ist es gewiß ein höchst gefährlicher Irrthum, wenn manche Personen die häufigen Ergießungen gerade für einen Beweis vom Ueberfluß des Saamens halten, und bei dieser Vorstellung sich nicht nur beruhigen, sondern überdies die für heilsam gehaltene Ausleerung auf verschiedene Weise zu befördern suchen. Cölius Aurelianus schildert einige Kranke, die lediglich an den Folgen der häufigen Pollutionen starben. Diese Unglücklichen waren zuletzt weder bei Tage, noch des Nachts von diesen entkräftenden Ausflüssen frei; sie zitterten an allen Gliedern, ihr Athem wurde kurz und übelriechend, der Schlaf und die Verdauung waren bis aufs Aeußerste gestört, die ganze Haut nahm eine schmutzig gelbe Farbe an, der Körper glich einem Skelett, und alle Sinne waren in eine jämmerliche Stumpfheit versunken.

Die Pollutionen gehören vorzüglich mit zu den Anfechtungen des Fleisches, gegen welche so viele Asceten und Einsiedler mit verschiedenem Erfolge kämpften. Diese Anfechtungen waren oft so übermächtig, daß sie nicht einmal durch die strengsten Ertödtungen, durch Fasten, Geißeln u. s. w. sich vertreiben ließen, sondern einige Enthusiasten sogar zu dem verzweifelten Entschlusse brachten, das Uebel in der Wurzel zu zerstören, und sich selber zu entmannen. In keiner Zeit scheinet aber die große Masse des Menschengeschlechts so sehr an jenem Uebel erkrankt zu sein, als in den letzten drei Jahrhunderten, und daher läßt sich behaupten, daß die unmäßige Saamenverschwendung mit zu den Hauptursachen gehört, durch welche in der physischen Beschaffenheit unserer Generationen ein so tiefer Verfall herbeigeführt wurde, und durch welche die Körper derselben im Vergleich zu den früheren Geschlechtern so beträchtlich verkümmert sind. (Vgl. Schlaf.)

Pubertät.

S. Entwicklungsjahre.

Putz.

Wie der Begriff der Schönheit so höchst relativ ist, so ist es auch natürlich der Begriff vom Putz, der überall nur erfunden ist, um durch einen

Prunk der hochstaffirten Kunst

Bürger.

die menschliche Schönheit noch mehr hervorzuheben, oder gar sie möglichst hervorzubringen. Was unter den Römern Putz war, würde es heute nicht mehr, bei ganz veränderter Kleidertracht, und was noch vor dreißig Jahren zum höchsten Putz gehörte, Gold- und Seiden-durchstickte Kleider, feine Stahldegen, Schuhschnallen, weithinschattende Reifröcke, Ellenhohe Frisuren, Schönpflästerchen — darauf weist der Pöbel von heute mit den Fingern! Bei den Hebriden giebt es keinen andern Putz, als sich einen Strick um den Leib zu ziehen, damit die Taille nur recht schlank erscheine—unsere Damen (und Herrchen!) schlagen auch wohl zu diesem Endzweck, nur mit einigen Veränderungen, einen Strick um den Leib, aber für Putz würden sie den schwerlich gelten lassen. Die Südseeinsulaner beschmieren sich den ganzen Körper mit Oelen und Fetten, und tatowiren sich mit spitzen Instrumenten und allerhand bunten Farben die drolligsten Figuren in die Haut — unsre Damen würden sich höchlichst vor solchem Putz bedanken, und sie überlassen ihn ironisch den Matrosen und Marketenderinnen, die sich wohl auch bei uns zu Lande Arm, Brust und so weiter auf diese Weise tatowiren. Die Amerikaner schmücken sich den nackten Leib mit hundert bunten Federn — unsre Schönen dulden höchstens einige einfarbige Federn auf dem Hut. Dafür haben die Europäerinnen ein anderes System des Putzes, das manchem armen Manne schon den Kopf verrückt hat, und auf dessen Details an Shawls, Geschmeide, Seide, Bändern, Blumen — wir wohl nicht weiter einzugehen nöthig haben. Lieber wollen wir des sehr reichen, complicirten Putzes der griechischen Damen erwähnen, wie ihn Lucian's Weiberfeind der Nachwelt schildert. „Sie suchten, sagt Lucian, ihre Häßlichkeit durch künstlichen Putz zu verstecken. Wollte man sie, wenn sie sich aus ihrem Bette erhoben haben, überraschen, so würde man vor ihnen mehr

als vor dem häßlichsten Thiere zurückschrecken. Sie sind aber gleich mit Schaaren von Mädchen und alten Weibern umringt, die ihre unglücklichen Gesichter mit allen Arten von Schminke überschmieren. Sie greifen nicht sobald, als sie ihr Haupt mit reinem Wasser gewaschen und erfrischet haben, ein nützliches und ernsthaftes Werk an; sondern beschäftigen sich erst mit der Zubereitung und Zusammensetzung der Schminke und deren geschickten Auftragung auf ihre häßlichen Gesichter. Mit ihrem Anzuge geht es so feierlich wie an manchen großen Festen zu: ein Theil von Aufwärterinnen muß silberne Becken, ein andrer Gießkannen und Spiegel bereit halten. Ein ganzes Heer von Büchschen und Kästchen sind mit unseligen Gegenmitteln wider die Häßlichkeit angefüllt: in einigen liegen verborgene Kräfte, die die Zähne verschönern, in andern ist Schwärze für das Färben der Augenbraunen aufbewahrt. Die meiste Sorgfalt aber wird auf den Bau der Haare verwandt. Einige vertilgen die natürliche Farbe ihrer Haare gänzlich, und färben sie, wie Schaafswolle, mit einem glänzenden Roth: andre zwingen zwar keine andre Farbe hinein; allein diese verschwenden das Vermögen ihrer Ehemänner in köstlichen Salben, so daß man glauben sollte, alle Wohlgerüche Arabiens flössen von ihrem Haupte herab. Sie geben ihren Haaren nicht nur durch brennende Eisen eine künstliche Krause, sondern ziehen sie mit Gewalt bis an die Augenbraunen, so daß für die Stirne nur ein ganz kleiner Zwischenraum übrig bleibt: hinten wallen die Locken stolz den Nacken hinab. Dann werden bunte Schuhe, die das Fleisch der Füße zusammenpressen, und durchscheinende leichte Kleider angelegt, die ihnen das Ansehen nackter Personen geben. In ihre Ohren hängen die kostbarsten Steine, die viele Talente werth sind. Finger und Arme beladen sie mit goldnen Zierrathen, die wie Drachen gearbeitet sind. Um ihren ganzen Kopf windet sich ein Kranz, in welchem indische Edelgesteine, wie Sterne, glänzen: ein eben so kostbarer Schmuck hängt vom Halse auf die Brust herab: das unselige Gold steigt von dem Scheitel bis zu den Spitzen der Füße, weil alles, was entblößt ist, mit Golde eingefaßt wird. Wenn sie nun den ganzen Leib mit falschen erborgten Schönheiten bedeckt haben, setzen sie auf ihre unverschämte Wange noch eine rothe Schminke, damit die ekelhafte Weiße ihrer Haut doch etwas belebt werde. — In diesem Putze besuchen

sie Feste oder verdächtige Mysterien von Göttern, deren Namen die Männer nicht einmal kennen: oder verderben ihre Gesundheit durch wollüstige Bäder, oder durch Ueberfüllung mit den ungesundesten Leckerbissen, die eine unersättliche Sinnlichkeit erfunden hat." —

Pollux und Clemens von Alexandrien haben uns folgendes Verzeichniß der vornehmsten, bei der griechischen Toilette erforderlichen Werkzeuge hinterlassen: das Scheermesser, die Scheere, das Wachs, der Salpeter, die Haartouren, Franzen, Schnuren, Mitren, Bänder, der Bimsenstein, womit sie die Haut glatt machten, und dessen sie sich besonders an der dicken Haut der Fußsohlen bedienten, die rothe Ochsenzungenwurzel, das Bleiweiß, die Pommade, die Krone, die Decke, die Schminke, das Halsband, die Farben, das galante Nachtkleid, die Niesewurz, der Dreifuß, (wohlriechendes Rauchwerk anzuzünden) das Barathrum (wahrscheinlich das heutige Bidet), die kleinen Binden, der Gürtel, die Schnalle, die langen Kleider, die Mantille, Ohrengehänge, Edelsteine, der Schmetterling, das Röschen, die Spangen, die goldnen Ketten, das Siegel, die Schärpen, die Nadeln, Ringe, Fläschchen u. s. w.

Ist denn aber Putz wirklich reitzend? Erreicht das Weib damit seinen Zweck? Denn der letzte Zweck alles Putzes ist ja doch am Ende überall, dem andern Geschlechte zu gefallen! Gewiß möchten wir jene Frage verneinen!

Ne m' parlez pas
De ces appas
Que l'artifice dénature
Et que Plutus seul caressa —
Mais ces charmes sans imposture,
Et dont quinze ans font la parure:
Parlez moi d'ça!

Désaugiers.

O! sprich mir nicht
Von jenem Reiz,
Den Künstelei erzwingt,
Den nur der Reichthum schätzt —
Doch von der Einfalt holdem Reiz,
Dem funfzehn Jahr der einz'ge Putz:
Von diesem sprich!

Ein andres ist ein reinlicher, sauberer Anzug, ein andres prunkender Putz. Dieser entstellt alle körperlichen Verhältnisse, was auch die Modehändlerinnen dagegen einwenden mögen, und entfernt besonders das Weib von jener einfachen Natürlichkeit, in der allein alle ihre Reize sich am schönsten spiegeln, wie jenes Couplet treffend bemerkt. Wir haben nichts dagegen, wenn sich ein einfaches dunkles Bändchen um den Hals schlingt, und so die Weiße des Teints noch erhöht; mag ein einfaches Bändchen das schöngeringelte Haar aufhalten, daß es nicht verwildert um die Schultern flattre: was will aber der Putz sagen, wenn er das schöne Haar unter einem seidnen Kästchen, das bunt mit Blumen und Federn herausstaffirt ist, und das sie einen Hut nennen, versteckt? Was will er sagen, wenn er den schönen Hals mit Fraisen und Kragentüchern bedeckt, was, wenn er den weißen, schwellenden Arm durch unförmliche Bausche von Spitzen und Tüll und Bändern unsichtbar macht? — Drum, je einfacher und naturgemäßer der Putz, meine schönen Damen, desto gewisser sind Sie Ihres Erfolgs. Sehen Sie nicht oft zu Ihrem größten Verdruß, wie der Mann, auf den grade sie ein Auge geworfen haben, vom Glanz Ihres Putzes sich überdrüssig wegkehrt, und dem einfachen, armen Mädchen im schlichten Hauskleidchen seine Gunst zuwendet. Trauen Sie einem erfahrnen Kenner, und hören Sie, wie Bürger die Toilette seines Liebchens beschreibt:

Natur und Einfalt helfen ihr
An ihrem kleinen Morgentischchen.
Des Busens und des Hauptes Zier
Sind Ros' und Myrth' in einem Büschchen.
Zu ihren Wangen wurde nie
Ein Pinsel in Karmin getauchet,
Und doch, wie Rosen blühen sie,
Vom Frühlingsodem angehauchet.

Wann sie an ihrem Tischchen sitzt,
So werd' ich scherzen hingewinket:
„Komm', schmücke selbst Dein Mädchen itzt
Wie deiner Laun' am besten dünket!“

Und mich beflügelt ihr Gebot,
Sie unvermuthet zu umfangen,
Dann schminkt mit hohem Morgenroth
Mein Kuß die jugendlichen Wangen. — — —

(Vgl. *Cul de Paris*, Frisur, Fußbekleidung, Haar, Kleidung, Mode, Mieder, Negligé, Reifrock, Shawl u. s. w.).

Reife.

Was heißt es denn aber eigentlich, fragt Mancher, wenn ich so oft höre: das Mädchen, der Jüngling ist reif?

Alle Organismen, Pflanzen wie Thiere, sind drei Epochen in ihrem Dasein unterworfen, der Periode des Wachsthums, der der Reife und der des Vergehens. Vom Augenblick an, wo das Leben mit mystischer Kraft in den neugeschaffenen Keim tritt, von der Minute des Entstehens an also, datirt die Epoche des Wachsthums; diese dauert — wir bleiben nun beim Menschen stehen — bis zu der Krise, welche die Entwickelungszeit bildet, und hört dann allmählig auf, um der Periode der Geschlechtsreife, die man auch (in beiden Geschlechtern) Mannbarkeit nennt, Platz zu machen. Sehr verschieden nach Klima, Nation, Individuum, Gesundheitszustand des Körpers u. s. w. ist die Zeit des Eintritts der Reife; sehr wichtig aber ist diese Lebensepoche, weil erst mit ihrem Eintritt der Mensch in die bürgerliche Gesellschaft tritt, fähig sich fortzupflanzen, und also auch selbstständig. Ein berühmter Physiologe giebt folgende Erklärungen über Ursachen, Wirkung, verschiedene Modificationen u. s. w. der Geschlechtsreife.

Wenn wir dem Zeugnisse des Tacitus glauben dürfen, so hat es nie ein Volk gegeben, bei welchem sich die Geschlechtsreife später entwickelte, als bei den alten Deutschen. Erst im dreißigsten Jahre suchten die deutschen kernfesten Jünglinge die Frauen, die ihrerseits auch schon das vier und zwanzigste Jahr erreicht haben mußten, ehe sie für reif galten. Ihre Körper waren groß, stark, so daß die Römer sich vor ihrem bloßen Anblick entsetzten, und Cäsar selbst alle Mühe hatte, seine Legionen zum Widerstand gegen diese Heere von Riesen zu bewegen.

Was war es denn, das dies kräftige Geschlecht so viel weniger und später nach Geschlechtsgenuß lüstern machte, als uns? War es das Klima? Zwar ist es durch die Ausrottung der un-

geheueren Wälder Deutschlands milder geworden, als es zu Tacitus Zeiten war, doch nicht so viel, daß darum die Entwicklung der Körper so viel schneller und zugleich schlechter erfolgen sollte, als damals. Waren es die Nahrungsmittel? Der Deutsche lebte von Fleisch und Bier, Wein kannte er nicht, und Vegetabilien genoß er viel sparsamer als jetzt. Fleischgenuß macht den Menschen stark, Genuß der Vegetabilien schwächt ihn, und unstreitig liegt in der unsinnigen Religion, die ein Jahrtausend hindurch mit ihrem Fasten die Menschen geplagt hat, in dem viel häufigen Genusse der Vegetabilien, in dem größeren Zusammendrängen der Menschen auf demselben Raum, und in der Vermischung des alten Völkerstamms mit dem slavonischen und keltischen die Ursache, warum jenes Riesengeschlecht ausgestorben ist, und wir wie Pygmäen neben unseren Altvorderen dastehen würden. Unstreitig liegt die Hauptursache der größeren Stärke der Söhne des Norden in unseren Tagen in dem viel häufigeren Fleischgenuß, und wir haben große Ursache, den Popen Dank zu wissen, daß sie die Kraft jener Nationen durch fast halbjähriges Fasten körperlich, wie durch den elendesten Aberglauben geistig schwächen. Allein der Fleischgenuß hindert die Geschlechtsentwicklung eben so wenig, als Vegetabilien sie befördern. Was war es denn also, das die Körperentwicklung der alten Deutschen so aufhielt?

Die Mühe war es, die sie anwenden mußten, sich zu erhalten und ihre Existenz zu gewinnen. Arbeit härtete den Jüngling, die Jungfrau ab; sie waren Jäger und hatten ihre Kräfte nöthig, zu allen Mühseligkeiten, durch die sie die oft kärglichen Mittel ihres Unterhalts gewinnen mußten. Frost, Hunger und Arbeit erzog aus ihnen ein eisernes Geschlecht, dessen Phantasie schlief, und welches wohl zum thierischen Genuß endlich aufgefordert wurde, aber gänzlich unbekannt blieb mit allem, was diesem Genuß das Rohe, Widrige nimmt, den Sinnen schmeichelt, und aus einer Handlung der Bestialität die interessanteste Leidenschaft des Menschen macht. Dieser Genuß war die Belohnung des Kriegers, nicht des Jünglings, der in den Wäldern schweifte, sondern des abgehärteten Mannes, der die Uebungen der Jagd bereits mit dem Kriege vertauscht, und sich Sclaven, Eigenthum und Ansehn erstegt hatte.

Man sollte glauben, daß bei dieser Beschränkung des Geschlechtsgenusses die menschliche Species in Deutschland nicht

sehr zahlreich gewesen sei, allein gerade die Seltenheit desselben machte seine Wirkung gewiß, und die Deutschen glichen den Göttern Homers, die nie vergeblich ein Weib umarmen. Wir erstaunen billig über die Schwärme von Menschen, die aus den Nomadenländern an der Ostsee, bis an den Rhein und die Donau, im Osten bis gegen den Dnieper hin, über die römischen Provinzen sich ergossen. Hier war das Vorrathshaus der Nationen, aus welchem das Schicksal die schwach gewordenen Südeuropäer mit neuem Lebensfeuer auffrischte.

Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen! Ich bin nicht der erste, dem die große Aehnlichkeit der Nordamerikaner unserer Tage, und der alten Deutschen auffällt; auch in Absicht auf die späte Entwicklung der Geschlechtsreife und der Gleichgültigkeit der Männer gegen ihre Frauen, gegen allen Geschlechtsgenuß. Auch in Canadas Wäldern lebt ein Riesengeschlecht, und wenn es nicht so zahlreich ist, als das im Hercynischen Walde einst wurde, so müssen wir erwägen, daß die Natur in Amerika mit viel mehr feindseligen Kräften wider den Menschen kämpft, als in Deutschlend wo es keine Klapperschlangen gab, und daß die Nordamerikaner zu ihrem Verderben viel früher mit unsern zerstörenden Pocken, unserm vergiftenden Brannwein bekannt wurden, als sie den Grad von Volksausbildung erlangt hatten, auf welchem die alten Deutschen standen.

Es gilt im Ganzen als Regel: je wärmer und milder das Klima, desto früher, je rauher und kälter, desto später entwikkelt sich die Geschlechtsreife; je früher sie sich aber entwickelt, desto schwächer, je später, desto kräftiger ist das erzeugte Geschlecht. Darum sind auf der ganzen Erde die Gebirgsmenschen den Bewohnern der Ebenen überlegen, außer wo Kartoffeln und Fabriken Uebervölkerung der Gebirge bewirkt, und Mangel, Hunger und Krankheit in die heiligen Asyle der Menschheit geführt haben. Darum sind die Länder des Norden besser nnd von kräftigeren Völkern bewohnt, als die zwischen den Wendekreisen; darum ist der Europäer auf Erden der überlegene Mensch und der Herr der übrigen Erde, obgleich Europa später bevölkert worden, später sich politisch ausgebildet, viel später sich zu großen Nationalunternehmungen vereinigt hat, als die übrigen Länder der alten Welt.

Im nördlichen Europa, unserem Vaterlande, pflegt die Mannbarkeit bei Mädchen etwas früher, als bei Knaben, im

Ganzen bei beiden Geschlechtern ziemlich gleichzeitig einzutreten, wenigstens sind wohl vierzehnjährige Knaben, bei denen die Zeichen der Mannbarkeit sich entwickeln, eben so häufig, als sechszehnjährige Mädchen, bei welchen sie noch fehlen. Die Regel ist, daß Knaben zwischen 14 und 18 Jahren, Mädchen zwischen 13 und 16 Jahren mannbar werden. Damit sind sie jedoch noch nicht zeugungsfähig, vielmehr bedarf die plastische Kraft ihres eigenen Körpers des jetzt entwickelten Sperma sehr nothwendig zu dessen Befestigung, Vollendung und Ausbildung. Andrer Verbrauch desselben schwächt unausbleiblich den jugendlichen Körper, und läßt ihn nie zu dem Grade von Vollkommenheit und Kraft gedeihen, den er außerdem erreicht haben würde.

Die Aerzte haben ungewöhnliche Fälle niedergeschrieben, in welchen auch bei uns von drei bis fünf Jahren Kinder alle äußere Zeichen der Zeugungsfähigkeit besaßen. Auch soll einmal ein zehnjähriges Mädchen in die Wochen gekommen sein, und ein zehnjähriger Knabe seine Amme geschwängert haben.

Schon in Frankreich zeigt sich die Geschlechtsreife zeitiger, als in den Ländern der Ostsee und Nordsee, noch früher in Italien, Spanien, Griechenland. Am südlichen Ufer des mittelländischen Meeres werden die Menschen im zehnten, zwölften Jahre mannbar, noch früher zwischen den Wendekreisen, wo, besonders am Senegal, eine achtjährige Mutter gar keine seltene Erscheinung sein soll. Manche Länder begünstigen die Geschlechtsbegierde ganz besonders, z. B. Andalusien, die Gegend um Neapel, die jonische Küste von Asien.

Daß indessen auf Lebensweise und Nahrungsmittel, vielleicht auch auf Abstammung hierin viel ankömmt, sehen wir an den Juden, die mitten unter uns leben und schneller geschlechtsreif werden, als wir. Noch auffallender wird es bei den Samojeden und Kamtschadalen, Nationen, die in allem so wenig von den Vorzügen des Menschen haben, dicht am Pol leben, und in welchen ein ungeheurer, unstillbarer Geschlechtstrieb sich sehr frühzeitig entwickelt. Man schreibt dies bei ihnen dem ausschließenden Genuß der Fische und ihres Rogens zu. So wenig ich läugnen mag, daß dieser Genuß den Geschlechtstrieb sehr befördern kann, so scheint doch noch eine andere Erklärung möglich. Die menschliche Species artet auch bei uns in den Gebirgen zuweilen aus, und sinkt zu Cretics herab, über welche

sich zwar der Kamtschadale und Samojede etwas, doch eben nicht hoch erhebt. Diese Cretins zeigen eben so wie die genannten Völker eine unzähmbare, in ihren durch keine Schaam verhüllten Aeußerungen höchst ekelhafter Geschlechtslust. Sollte die verhinderte Entwicklung des Hirns und der Nerven in diesen Ausartungen der menschlichen Natur eine desto größere des Geschlechtsvermögens bewirken, und das kleine Gehirn, die Sacralnerven, gewinnen, was dem großen Gehirn und seinem System abgeht?

In Städten, wo unvorsichtige Aeltern die Kinder oft Dinge sehen lassen, die billig ihnen verborgen bleiben sollten, wo diese oft Wein und solche Genüsse erhalten, die das Blut frühzeitig in Wallung bringen, wo so vieles darauf angelegt ist, die Lüsternheit, die Neugierde früh zu wecken, sieht man öfter frühreife Geschlechtsentwicklung, als auf dem Lande.

Zuweilen braucht man das Wort: reif auch spottweise, wenn man damit den Mangel der Blüthe bezeichnen will; so Göthe in dem allerliebsten Epigramm: „an seine Spröde:"

Siehst du die Pomeranze?
Noch hängt sie an dem Baume
Schon ist der März verflossen,
Und neue Blüthen kommen.
Ich trete zu dem Baume
Und sage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du süße Pomeranze,
Ich schüttle, fühl', ich schüttle,
O fall' in meinen Schooß

(Vgl. Entwickelungsjahre, Mannbarkeit.)

Reifrock.

Anfangs bestand diese lächerliche Mode nur in kleinen, steifen, breiten Reifen, die ans Ende des Schnürleibs befestigt wurden, um die Hüfte besser hervortreten zu lassen. Bald danach brauchte man aber schon zu diesem Endzweck Fischbein und gewächste Leinewand. Karl *II.* untersagte die Reifen von Eisen und Fischbein, aber zwei Jahre nachher erlaubte man sie den Frauen wieder, obgleich sie sich noch keinen Augenblick an

das Verbot gekehrt hatten. Im J. 1720 wurden die Reifröcke aufs Neue verboten.

Die Röcke von gestreifter Leinewand machten ein großes Geräusch, und wurden daher „*Criardes*" genannt. Die „*Cadits*" gingen nicht so weit herab, als die gewöhnlichen Reifröcke. Später nannte man die Reifröcke „*maitres des requêtes*", weil ein *Maitre des requêtes* *Panier* (Reifrock) hieß. Damals (1720) machte man folgendes Epigramm auf die Reifröcke:

Qu'il est charmant ce corbillon!
Qu'y met - on, ma mignonne,
Pour soutenir ton cotillon
Eté, printemps, automne?
En tout temps on peut le nommer
La corne d'abondance
Ce joli panier
De bois de rosier
Ce joli panier
Sans anse

Wie niedlich ist das Körbchen doch!
Was thust du, Liebchen, denn hinein,
Um's Röckchen hochzuhalten Dir
Im Sommer, Herbst und Frühling?
Zu jeder Zeit könnt' man es nennen
Das Horn des Ueberflusses
Das niedliche Körbchen
Von Rosenholz,
Dies niedliche Körbchen (*panier*, Wortspiel auf
Ohne Henkel. Korb und Reifrock.)

Besser sind folgende neuere Verse:

Quelle grâce en effet, quels charmes singuliers
Nos dames présentaient avec leurs grands paniers.
Pour qui, sans une marche obliquement adroite!
La porte à deux battans se trouvait trop étroite!
Une belle avec eux de ses grands falbalas
Couvrait dans un salon les plus larges sofas;
Mais la dame trouvant les chaises trop petites
En chargeoit les genoux de ses deux acolytes.

Sur une base énorme obélisque nouveau
Dans sa gaîne le corps s'allongeait en fuseau
Et serré fortement afin d'être plus libre
Présentait sur sa pointe un cône en équilibre.

(Wahrlich! welche Grazie, welche eigenthümlichen Reize boten unsre Damen mit ihren großen Reifröcken dar, für die, ohne einen geschickten schiefen Gang, die großen Flügelthüren noch zu enge waren! Eine damit bekleidete Schöne bedeckte im Saal die breitesten Sopha's: die Stühle zu klein für ihre Last findend, mußten sie sie noch halb auf den Knieen ruhen lassen. Auf einer ungeheuren Grundfläche verlängerte sich — ein neuer Obelisk, in seiner Scheide der Körper zur Spindel, und tüchtig eingeschnürt, um freier zu sein, machte er einen umgekehrten Kegel aus!)

Madame *de Genlis*, die überhaupt eine eifrige Freundin des Alten ist, lobt dagegen den herrlichen Eindruck der Reifröcke. „Die ungeheuren Reifröcke der Damen, sagt sie in ihrem *Dictionaire des étiquettes* „bildeten ein mit Blumen, Gesteinen, Gold und Silber reich verziertes Spalier, dessen prächtiger Eindruck sich nicht beschreiben läßt!"

Die Mode der Reifröcke hat auch ganz erst mit der französischen Revolution aufgehört. Früher schon hatte für das Theater Voltaire diese absurde Mode abgeschafft, der sich der Thränen nicht enthalten konnte, als er das erstemal die Clairon die Electra ohne Reifröcke spielen sah!

Addison sagt ein äußerst pikantes witziges Wort über die Reifröcke: „*When J surwey this new fashioned rotunde, J cannot but think of the old philosopher, who, after having entered into an Egyptian temple and looked about for the Idol of the place, at length discovered a little black monkey inshrined in the midst of it: upon which he could no forbear crying out: what a magnificent placeis here for such a ridiculous inhabitant.*" (Wenn ich diese neumodische Rotunde betrachte, so muß ich unwillkührlich an den alten Philosophen denken, der, nachdem er in einen egyptischen Tempel eingegangen war, und lange sich nach dem Götzen umgesehen hatte, endlich in der Mitte einen kleinen schwarzen Affen fand, worauf er nicht umhin konnte, auszurufen: o! welch' präch-

tiger Raum ist hier für solch einen lächerlichen Einwohner.)

Reinlichkeit.

Munditiis annorum damna reparant. Ovid.

Reinlichkeit ersetzt den Schaden der Zeit.

Wozu ein solcher Artikel? wird vielleicht hier Mancher fragen; wer wüßte nicht, daß man reinlich sein muß, und daß, außer dem Ekel, den die Unreinlichkeit bei Andern erregt, auch noch andere, der Gesundheit, ja dem Leben gefährliche Folgen daraus hervorgehen können? Hierauf werden wir antworten: daß gewisse Reinlichkeitsmethoden oft eher schädlich als nützlich sind; besonders gehören darunter so manche gepriesene Mittel zur Toilette der Damen. Wie viele unter ihnen glauben durch cosmetische Mittel die verblühten Reize wieder beleben zu können.

Es giebt nämlich allerdings auch für die Reinlichkeit Gränzen, das Uebermaß kann der Schönheit selbst gefährlich werden.

Splendida sit nolo, sordida nolo cutis.

Martial.

Nicht will ich glänzend die Haut, ich will sie indeß auch nicht schmutzig.

Die Frauen müssen natürlich mehr Achtsamkeit auf ihren Körper verwenden als die Männer: schon die Natur weiset sie darauf hin; theils durch die monatlichen Unbequemlichkeiten, theils indem sie dieselben zu Wärterinnen der Kinder bestimmte, bei denen die größte Reinlichkeit nothwendige Bedingung ist, und endlich auch, weil oft sie allein die Last der wirthschaftlichen Arbeiten zu tragen haben. Eine unreinliche Frau ist daher aber auch das widerwärtigste Geschöpf von der Welt, sie ist dazu gemacht, jeden Mann von sich abzuschrecken; Ovid nennt die Unreinlichkeit das beste Mittel wider die Liebe, das im Stande sei, uns von der größten Schönheit zu entfernen. Hingegen war es gewiß ein schöner Instinct, der den ersten Menschen den Sinn für die Reinlichkeit einflößte, und die Reize des schönen Geschlechtes in ihrem vollen Glanze strahlen ließ.

Prima

Prima feros habitus homini detraxit; ab illa
Venerunt cultus, mundaque cura sui.

Ovid.

Dem Menschen nahm er erst das wilde Aeußre,
Dann folgten Sitt' und Reinlichkeit des Körpers.

Freilich muß man auch auf der andern Seite nicht die übertriebene Reinlichkeit der alten celtischen und castillanischen Frauen nachahmen wollen, die sich jeden Morgen den Mund und die Zähne mit Urin reinigten — wie Strabon und Catull versichern — diese mögen nachher ihren Männern, die sich mit Knoblauch und Bollen nährten, vielleicht doch nicht mißfallen haben; allein — andere Zeiten andere Sitten, und hier, wie in allen Dingen die goldene Mittelstraße! — man treibe es nicht wie Kaiser Claudius, der nach Sueton, sich nie eines Schnupftuches bedient haben soll, oder wie gewisse Cyniker, deren zerrissenen Mäntel eben so schmutzig zu sein pflegen als die Bettelsäcke, die sie auf dem Rücken trugen, aber man soll auch nicht eine übertriebene Sorgfalt, die in Verweichlichung ausartet, auf seine Person verwenden, die nur dazu dient, Leib und Geist zugleich zu entnerven. So gab es zu allen Zeiten weibische Männer, die wenn sie Macht und Reichthümer genug hatten, um ihren Launen zu fröhnen, in diese verwerflichen Excesse verfielen. Man betrachte einen Karl *IX*, einen Heinrich *III*, beides Könige von Frankreich, oder Karl den zweiten von England, umgeben von ihren Maitressen; wie sie jeden Tag sich in Milch oder wohlriechenden Essenzen baden, und sich des Nachts Gesicht und Hände mit erweichenden Salben bedecken, um den Glanz ihrer Haut zu erhöhen; kaum wagen sie es sich dem Tageslicht zu zeigen, aus Furcht, daß ein verderblicher Sonnenstrahl die leicht verblühenden Reize dieser zierlichen Sardanapalen verwischen könnte. Sie lassen sich die Glieder reiben, damit ihre Haut geschmeidiger werde, und wechseln wenigstens zweimal im Tage die Wäsche; nichts zarteres und feineres giebt es auf der Welt, als ihre Kleidungsstücke; selbst der Atlas verwundete die zarte Haut Anna's von Oesterreich; nur auf Eiderdaunen können diese Sybariten leben, und das Gehen macht ihnen die größte Anstrengung; sie lassen sich wie Kranke, nur in Kutschen transportiren. In einer beständigen Atmosphäre von Wohlgerüchen athmend, die sie immer mehr entnervt, führen sie

ein Leben des Müssiggangs, versunken in ewiger Bewunderung ihrer selbst, wie Narziß in der Fabel vor den Spiegeln der Bäche. —

Ist dieser abscheuliche Mißbrauch nun nicht der Feind aller Stärke, aller vollkommenen Gesundheit? und hat die Natur uns geschaffen, um unser Leben an der Toilette zu verbringen? um uns im ewigen Wechsel der Jahreszeiten, und umgeben von allen Zufälligkeiten, die unser Leben bedrohen, immer mehr und mehr zu verweichlichen? — Auch sind diese Weichlinge niemals ohne Beschwerden, ohne Krankheiten, die ihre übertriebene Vorsicht noch verschlimmert. Am ersten wäre diese Sorgfalt noch den Frauen zu verzeihen, weil die Natur ihnen eine sitzende Lebensart anwies, und sie überhaupt mehr Achtsamkeit auf ihren Körper verwenden heißt, als die Männer; diese verlieren durch die Verweichlichung nicht allein die Körperkraft, — auch der Geist leidet darunter. Zu kühnen Thaten gehört ein starker, abgehärteter Körper. Seneka behauptet, daß Mecenas Styl eben so entnervt und gedrechselt gewesen sei, als seine ganze Person, und daß sehr oft die weibische Zierlichkeit des Autors, sich seinen Schriften mittheile. Die Kraft verschmäht den ausgesuchten Putz: und selbst die Frauen, um derentwillen so viele glatte Herrchen sich herausputzen, wissen dergleichen wohl zu schätzen: wenn sie durch männlichen Anstand allein gefallen könnten, wurden sie nicht zu allen diesen Zierrathen ihre Zuflucht nehmen; noch niemals zog eine verständige Frau, einen blonden, zierlichen geputzten Weichling, einem starken, kräftigen und gesunden Manne vor. Man schließe daraus, was man wolle, aber der Instinkt hat hier wieder einmal Recht.

Viel schädlicher hingegen ist noch das Extrem von Unreinlichkeit, besonders bei Weibern. Wir haben schon gesehen, (s. Monatskriese) wie bereits die ältesten Völker Abscheu vor den Weibern hatten, wenn sie sich in Epochen befinden, die die Reinlichkeit des Körpers verbieten, und in der That entstehen gar viele Krankheiten, als z. B. die Ausschläge, die ekelhaften Flechten, die sich oft auf der schmutzigen Haut der mit alten Kleidern und Lumpen handelnden Juden zeigen, einzig und allein durch Unreinlichkeit; eben so die Hautexantheme, welche so viele Völker, die sich von gesalzenen, oder faulen Fischen am Ufer des Meeres nähren, entstellen. Selten wechseln diese Menschen die Wäsche, selten waschen oder baden sie sich, ja es

ist sogar schon oft nöthig gewesen, daß die Gesetzgeber des Orients, im Namen der Gottheit feierliche Reinigungen verordneten, so sehr versinken diese Nationen zuweilen in Schmutz und Unreinigkeit. Ueberdieß trugen die Orientalen nicht solche Wäsche wie wir, die sie leicht hätten wechseln können; die vornehmsten griechischen und römischen Damen trugen nichts als ihr weites Gewand von feiner Wolle, denn sie kannten damals weder Baumwolle noch Seide, oder Garn. Sie nahmen daher ihre Zuflucht zum häufigen Gebrauch der Bäder, und zu Reibungen und Salbungen der Haut, die den Mangel der Wäsche ersetzen mußten. Man schickte oft seinen Mantel zu den Wäschern, um ihn reinigen zu lassen, und oft hatte man unterdessen, wie z. B. Epaminondas, keinen zweiten um ihn zu ersetzen. Auch hatten sie keine Bettüberzüge wie wir, sondern schliefen auf den kahlen Matrazen, die dann natürlich nicht sehr lange reinlich bleiben konnten. —

Außerdem trugen die Alten während des Sommers, in der Meinung, dadurch die Reinlichkeit der Haut zu erhalten, in Oel getränkte Kleider; Hippokrates empfiehlt dergleichen sogar als für die Gesundheit zuträglich. Ungarische Bauern und Soldaten thun es noch heute, um das Ungeziefer zu verhüten. Dieses schlechte Oehl, vermischt mit der Transpiration, bildet dann natürlich eine Anhäufung von Unreinlichkeiten, die nothwendiger Weise sorgfältig abgewaschen werden muß. — Im Allgemeinen findet man, daß die Bewohner der wärmeren Climaten, obgleich sie mehr transpiriren, unreinlicher sind, und seltener reine Wäsche anziehen, als die der nördlicheren; auch ist die Bemerkung nicht zu übersehen, daß manche Religionen oder Sekten, die Sorge für die Reinlichkeit mehr empfehlen als andere. So haben die mohamedanischen Tartaren äußerst reinliche Häuser, während ihre Nachbaren, die noch dem Lamismus oder Schamanismus anhängen, in ihren schmutzigen und räuchrigen Zelten wohnen bleiben. Selbst in Europa bemerken wir, daß Protestanten und Lutheraner bei Weitem mehr auf Reinlichkeit halten, als die benachbarten Katholiken; besonders auffallend ist diese Verschiedenheit in der Schweiz, wo sie sich bis auf die Bewohner des nämlichen Dorfes erstreckt, wenn sie verschiedener Religion sind. Der Holländer wäscht und reinigt Alles; selbst die Mauern seines Hauses, und die Angeln seiner Thüre; der Spanier hingegen, um einen recht auffallenden Ge-

gensatz zu nehmen, vernachlässigt Alles, in seinem aufgeblasenen Stolz: man sieht den gröbsten Unrath selbst in ihren Pallästen, und mehrere ihrer Könige waren mit Ungeziefer bedeckt, wie Philipp der zweite, der bis zu seinem Tod davon verfolgt ward. Es scheint, daß die heuchlerische Bigotterie einigen Zusammenhang mit dieser sträflichen Nachlässigkeit habe, die schon zufrieden ist, wenn das Aeußere der Kleidungsstücke nur reich und glänzend ist, mag auch das Hemd schmutzig oder zerrissen sein. Vieles mag auch von der durch Müssiggang hervorgebrachten Trägheit herrühren, die selbst das Reinigen des eigenen Körpers für eine beschwerliche Arbeit hält. Die Engländer und andere reformirte Völker lieben die Reinlichkeit, und ein vornehmer Engländer würde nicht comfortable sein, wenn er sich nicht zweimal im Tage rasirte und eben so oft die Wäsche wechselte. (Vgl. Bad, Putz, Wäsche.)

Reitze.

Wie überall die philosophische und die ästhetische Definition so schwer ist, so ist es auch gar schwierig, ja unmöglich, eine genügende Erklärung des Begriffs: Reitz zu geben. Was ist der Reitz? Wir wollen es philosophischen und ästhetischen Lehrbüchern überlassen, diese Frage zu lösen, und uns hier mit dem Satze begnügen, daß die Summe der Reitze das bildet, was man Anmuth, Grazie nennt (s. Anmuth) und was eigentlich noch sehr von Schönheit verschieden ist, da es Schönheit ohne Grazie und Grazie ohne Schönheit giebt. In einem vollkommen schönen Körper freilich sollen beide sich innig durchdringen.

In der zweiten Bedeutung aber gebraucht man das Wort: Reitz auch für die einzelnen Bestandtheile, aus denen die Schönheit besteht, und wenn in jener erstern Bedeutung die Reitze mehr etwas Geistiges sind, so denkt man in dieser zweiten Beziehung mehr an den Körper. So spricht man einen reitzenden Busen, Arm, Nacken u. s. w.

Ein altes Epigramm fordert dreißig Reitze von einem idealisch-schönen Körper, und wir freuen uns diese seltenen Verse aus ächter Quelle hier unsern Lesern mittheilen zu können.

Franz Corniger hat diese Verse nach dem von Jean Nevisan aus einem alten, französischen Buche citirten Original ins Lateinische übertragen, und so geht das Epigramm jetzt gewöhnlich unter Cornigers Name. Es lautet, bis auf wenige Worte, wie folgt:

Triginta haec habeat, quae vult formosa vocari
Foemina: sic Helenam fama fuisse refert.
Alba tria, et totidem nigra, et tria rubra puella.
Tres habeat longas res, totidemque breves.
Tres crassas, totidem graciles: tria stricta, tot ampla:
Sint itidem huic formae, sint quoque parva tria.
Alba Cutis, nivei dentes, albique capilli.
Nigri Oculi, — — nigra supercilia.
Labra, genae, atque ungues rubri. Sit corpore longa
Et longi crines, sit quoque longa manus.
Sintque breves dentes, auris, pes. Pectora lata
— — — — ipsa supercilia.
— Et os stringunt ubi cingula stricta.
— — — — — — — — — —
Subtiles Digiti, crines, et labra puellis.
Parvus sit Nasus, parva mamilla, caput.
Cum nulli, aut rarae sint haec, formosa vocari
Nulla puella potest, rara puella potest.

Wir haben irgendwo von diesen originellen Versen folgende, sehr gelungene deutsche Uebersetzung gefunden, die bis auf einige Lücken, die sich leicht ergänzen lassen, sehr treu ist:

Dreißig Reitze bedarf's, der Schönheit Ruf zu erwerben.
Helena nannte man schön, und so sei jegliches Mädchen.
Weißer Reitze besitze sie drei, von schwarzen und rothen,
Auch von langen und kurzen dieselbe gepriesene Dreizahl.
Wohlgerundete Theil' und schlanke, schmale wie breite
Seien wie kleine, bei ihr in dreifacher Menge zu finden. —
Weiß sei die Haut, schneeweiß auch die Zähne, und blond sei das Haupthaar.
Schwarz das Auge — und dunkel die schattigen Brauen des Auges.
Wangen und Lippen und Nägel erfreuen durch liebliche Röthe.
Lang sei die schöne Gestalt und lang die Hand und die Haare
Kurz die Zähne, das Ohr und der Fuß. Breit wölbe die Brust sich,

Breit die Stirn, die Brauen des Auges steh'n breit von einander.
Schmal sei der reitzende Mund — und schmal auch der Gürtel der Jungfrau,
Arm und Hüfte jedoch — sei schwellend in üppiger Fülle
Zierlich geformt müssen Lippen, und schlank die Finger, das Haar sein,
Klein und niedlich zuletzt das Köpfchen, die Nas' und der Busen.
Selten aber, ja nie sind vereint diese Reitze zu finden,
Selten also, ja nie, ist schön ein Mädchen zu nennen!

Bayle hat im Artikel Helena in seinem Wörterbuche nur die sechs ersten Verse citirt, dem Scharfsinn des Lesers das Rathen überlassend. Hier haben die Liebhaber noch einmal die Verse in naiv-altem Französisch von Joachim Blanchon, die sie gewiß nicht ohne Vergnügen lesen werden:

Trente points à la femme il faut pour être belle,
Trois de blancs, trois de noires, trois de rouge couleur,
Trois de courts, trois refaits, trois de longue valeur,
Trois grêles, trois serrés, trois de large modèle,
Et trois moyens encore. Poil blond, candide en elle,
La peau blanche et les dents. L'oeil noir est le meilleur;
Noir sourcil, noir chose. Et au corps la longueur
Comme au poil et aux mains, de forme naturelle.
Pied court, oreille et dent. Ceinture et fait étroit,
La bouche. Tout ainsi que l'entr'oeil, large soit
La carrure et le bas. Refait ledit fait d'elle,
Et la cuisse et la grève. Et la lèvre et le crin
Et les doigts deliés. Chef et nez et tettin
Moyen et compassé, comme Hélene fut telle.

Auch die Spanier haben denselben Gedanken in folgendem alten Epigramm:

Tres cosas blancas, el cuero, los dientes, y las manos.
Tres negras, les ojos, las cejas, y las pestannas.
Tres colorades, los labios, las maxillas, y las unnas,
Tres largas, et cuerpo, los cabellos, y las manos.
Tres cortas, los dientes, las orejas, y los pies.
Tres anchas, los pechos, la frente y entrecejo.

Tres estrechas, la boca, l'una y otra (l'une et l'autre!) la cinta y l'entrada del pio.
Tres gruessas, el braco, el muslo, y la pentorilla.
Tres desgaldas, los dedos, los cabellos, y los labios,
Tres pequennas, la tetas, la naris, y la cabeça.

Da wir beim Verse-Citiren sind, so möge die folgende pikante — witzige Schilderung der Reitze einer derb-gemeinen Pariserin im Namen ihres Liebsten von einem der ersten lebenden Chansonniers, — dem berühmten Desaugiers gegeben, hier als Parodie jener famösen dreißig Reitze stehen. Das platte Pariser Patois erhöht den Reitz des kleinen Scherzes, den die meisten Leser verstehen werden.

A ma Margot
Du bas en haut,
Vous n' trouverez pas un défaut.
Pour commencer par sa chev'lure,
Ah, dam! les jours de grand'colure.
Faut voir que tous ses ch'veux vous ont!
Et s'ils étaient moins roug' qu'ils n'sont . . .
Ah! mon dieu, mon dieu, que c'est dommage!

Mais à ça près, j'gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.
C'est-y sa peau, qu'il faut vous peindre?
Jarni! quand all' l'aurait fait teindre
Ell' n'laurait pas plus blanch' quell' n' l'a,
Sauf queuqu' rousseurs par-ci, par-là . . .
Ah, mon dieu, mon dieu, que c'est dommage!

Mais à çà près, j'gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut,
Vous n' trouverez pas un défaut.
Pour les yeux, personne, j' men pique,
N'est dans l' cas d' l'y faire la nique,
Drès qu' sur vous son oeil droit est l'vé,
Vous r'grettez que l' gauche' soit crevé . . .
Ah! mon dieu, mon dieu, que c'est dommage!

Mais, à ça-près, j' gage
Quà ma Margot,
Du bas en haut,
Vous n' trouverez pas un défaut.
Son nez vous a certain' tournure
Qui r' lèv' joliment sa figure;
Et quoiqu'il descende un peu bas,
Si son menton ne l' frisait pas . . . .
Ah! mon dieu, mon dieu, qu' c'est dommage!
Mais, à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.
Ses dents, faut les voir pour y croire!
Jarni! c'est d' la perle et d' livoire.
Quand ell' m' les montre, j' sis heureux;
Pourquoi faut-il qu'all' n'en ait qu' deux?
Ah! mon dieu, mon dieu, qu' c'est dommage!
Mais, à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.
D' la beauté d' son sein rien n'approche;
C'est dur comm' neige et blanc comm' roche;
Ca m' fait l'effet de deux soleils;
S'ils étaient tant seulement pareils . . . .
Ah! mon dieu, mon dieu, que c'est dommage!
Mais, à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.
Pour c' qu'est d' la souplesse d' sa taille
G'na point d'anguille qui la vaille
Vous jureriez qu'all' n'a point d'os;
Et sans l'malheur qu'elle a sur l'dos . . . .
Ah! mon dieu, mon dieu, qu' c'est dommage!
Mais, à ça près, j'gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Ah! mon dieu, mon dieu! qu' c'est dommagé!
Mais, à-ça près, j'gage
Qu'à ma Margot
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.

Ses jamb' sont un' aut' paire d'manches;
Ah! dam'! faut les voir les dimanches
Ell' dans' pu pir' qu'la Camargot;
Et si c' n'est qu'elle cloch' d'un ergot . . ,
Ah! mon dieu, mon dieu, qu' c'est dommage!
Mais, à ça près, j'gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.

Ringeln.

Ueber das Ringeln der Geschlechtstheile, um die Keuschheit bei beiden Geschlechtern zu hüten und zu bewahren, und die Methode, die bei dieser Operation befolgt wurde, haben wir bereits im ersten Theile im Artikel: Infibulation gesprochen.

Paw giebt über diesen Gebrauch folgenden Aufschluß. Er sagt, die Infibulation verliert sich im höchsten Alterthume, sie ist von den Morgenländern nach Griechenland, und von da gegen das Ende der Republik nach Rom gekommen. Die Infibulation der Weiber ist einzig und allein der Eifersucht der Männer beizumessen, welche in den heißen Himmelsgegenden, wo alle Leidenschaften auf das äußerste getrieben werden, und die Vernunft ohnmächtig bleibt, so unsinnig und unbarmherzig gewesen sind, an der menschlichen Natur die gewaltsamsten und schimpflichsten Beleidigungen auszuüben, die schon bei den Thieren, z. B. bei den Stuten, welche bisweilen infibulirt werden, hart zu sein scheint. Die rasende Eifersucht glaubte mit dem Körper auch zugleich die Seele zu fesseln, und strebte nach dem Besitz eines Guts, das sie nicht kannte.

Ein gelinderes Mittel als die Infibulation, dessen sich ehemals die reicheren Aeltern in Arabien bei ihren Töchtern zu demselben Zweck bedienten, waren goldene, silberne oder andere kostbare Fesseln, welche sie um den Untertheil der Füße über die Knöcheln legten. Beide Fesseln wurden mit einer goldenen Kette, die, wie man vorgab, die Schritte abmessen, und recht artig und kadencemäßig machen sollten, geschlossen. Es versteht sich von selbst, daß der Schlüssel von dem Schlosse der Kette nicht der Tochter anvertrauet wurde.

Der sogenannten italienischen Schlösser, die Alexius Carrara, Tyrann von Padua, erfunden haben soll, und die ebenfalls zum Zwecke hatten, das Gut, das der rechtmäßige Besitzer allein unentweiht genießen darf, für diesen zu bewahren, haben wir ebenfalls schon erwähnt.

Dies sind gewisse Leibgürtel, die auf verschiedene Art den Zugang zu den weiblichen Geschlechtstheilen verhüten sollten, sie sind aber alle so beschaffen, daß das Frauenzimmer bei deren Anlegung die größte Unbequemlichkeit empfinden muß. Es giebt deren sogar, woran die Oeffnung an den Schaamtheilen mit nach aussenstehenden spitzigen Stacheln versehen ist. Der Gebrauch derselben herrscht nicht nur jetzt noch hier und da bei den Italiänern, sondern auch die Spanier haben sich derselben bedient. Außer diesen hat man auch in Spanien die Keuschheit der Weiber den Verschnittenen anvertraut; aber man fand bald, daß diese keine zuverlässige und unbestechliche Hüter sind. Man glaubte daher, deren Stelle durch alte, der Liebe abgestorbene Weiber, Duegnas genannt, am besten zu ersetzen, weil diese gewiß ihren jüngern Schwestern ein Vergnügen beneiden würden, das ihnen ihr Alter versagt. Aber auch über diese siegte das allmächtige Geld, und jetzt ist das spanische Frauenzimmer meist von allen diesen Zwangsmitteln befreit.

Man sieht aus allen diesen Veranstaltungen, wie die Männereifersucht den Scharfsinn bei so vielen Nationen geübt, und sie in den Mitteln, die weibliche Keuschheit zu sichern, erfinderisch gemacht hat; aber von welcher Art sie immer sein mögen, so bleibt ihr gewaltsamer Gebrauch eben so unzuverlässig tadelswerth. „Moralität verträgt keinen Zwang, und der Körper einer unreinen Seele ist keiner Schildwache werth", sagt ein vortrefflicher Schriftsteller ganz mit unsern, in diesem Werke schon oft geäußerten Gesinnungen übereinstimmend. (Vgl. Gürtel, Keuschheit.)

Runzeln.

Ninon de Lenclos sagte, daß, wenn man sie bei der Erschaffung der Welt gefragt hätte, sie die Runzeln an die Fußsohle hin verbannt haben würde, weil hier der einzige Ort am ganzen Körper sei, wo man in Gottes Namen Runzeln haben könne, ohne daß sie je einem Andern sichtbar oder fühlbar würden. Leider ist Ninons Rath nicht befolgt worden, Runzeln sind und bleiben wahrscheinlich bis ans Ende der Welt der Thermometer des unerwünschten Alters, uud ein fataler Gast, der unaufhörlich von unserm Gesichte aus den Nebenmenschen zuruft: seht hieher:

Les jours de fête sont passés
Die fröhlichen Tage der Jugend sind dahin —

darum werden unsere Leser eine kurze Belehrung über die Ursache und Entstehung der Runzeln hier nicht ungern finden.

Verschiedene Ursachen geben dazu Gelegenheit und einige Constitutionen sind dazu leichter geneigt, als andere.

1) Die Jugend ist die Zeit des Wachsthums, darum mußte hier die Haut noch Elasticität besitzen, um den sich ründenden Formen nachgeben zu können, und darum sind schwellende, runde Form, eine schön gespannte Haut nothwendiges Attribut der Jugend.

2) Hieraus folgt aber, daß, da das Alter die Zeit der Abnahme ist, die Haut sich runzeln muß, eben weil sie zu breit wird gegen den Umfang des Körpers. Wirklich kann man bei Greisen durch Einblasen von Luft zwischen die Oberhaut die Falten wegbringen, eben weil man die Haut ausdehnt.

3) Alles, was den Körper abmagert, und seinen Umfang mindert, erschlafft daher auch die Haut, und verursacht Runzeln. Daher machen Gram, Sorgen und viele Anstrengungen des Geistes oft schon früh bei Menschen Runzeln. Man hat behauptet, viele Runzeln deuteten auf List, Bosheit und Betrug, weil man bei der unschuldigen Jugend keine Hautfalten sieht, aber man hat hier wohl Ursache und Wirkung verwechselt. Frei, heiter, mit glatter, offner Stirn tritt die Jugend in die Welt, unbekannt mit ihren Ränken und Chikanen: das Alter rückt näher, und immermehr erfährt der junge Mensch den Einfluß der argen Welt, und es

wird kein Wunder sein, wenn sich auch bei ihm die unerfreulichen Runzeln einstellen. Die Franzosen haben ein Sprichwort:

grosses gens, bonnes gens
Dicke Leute, gute Leute

und danach würden freilich magere, folglich mehr runzlichte Menschen böser sein, was aber, doch nicht ohne große Ausnahmen anzunehmen ist. Aber das ist wahr, daß sehr boshafte und bösartige Thiere, wie die Affen, große Runzeln im Gesichte haben. Der Mandril ist ein sehr böser Affe, und er hat sehr große Runzeln. Und auch das müssen wir der Physiognomie noch zugeben, daß heitere, fröhliche Gemüthsstimmung die Stirn glättet und klar macht.

4) Heiteres, lebenslustiges Temperament, sanguinische Leute werden also weniger Runzeln haben, als grämliche, griesgramigte, melancholische, schwarzgalligte Menschen, die immer Ursache zu haben glauben, mit der Welt und ihrem Benehmen zu zürnen, die immer knurren und brummen, und verdrießlich und sich und Andern zur Last sind, oder die Geizige, Knicker, Unzufriedene, Zänker, oder die cholerischen Temperamente.

5) Die Frauen, die eine weichere Textur als der Mann haben, sind — leider! — den Runzeln leichter ausgesetzt, als dieser. Ueberdies macht die Schwangerschaft, die Unterleib und Brüste so ausdehnt, nach der Entbindung und Stillung große Runzeln in diese Theile. Man hat deshalb nichtswürdige Weiber gesehen, die aus bestrafungswerther Eitelkeit sich nicht entschließen konnten, Kinder zu bekommen, weil sie die schöne Haut konserviren wollten! Aber die Zeit ereilte sie doch

... le temps, cet insigne larron.
Les ruines d'une maison
Se peuvent réparer: que n'est cet avantage
Pour les ruines du visage!

Leicht bessert eines Hauses Trümmer
Man wieder aus. Warum giebt's diesen Vortheil nicht
Auch für die Trümmer im Gesicht?!

6) Warme Bäder erschlaffen den ganzen Körper und so auch die Haut. Daher zum Theil kommt es auch, daß das Reich der Frau in den Morgenländern so rasch vorübergehend

ist. Kälte dagegen wirkt zusammenziehend wie die sogenannten adstringirenden Mittel, uud daher sind auch adstringirende Schönheitsmittel, was die Verhütung der Falten betrifft, für die Haut viel zuträglicher, als erweichende, fettige Cosmetika. Frauen, die in kalten Zonen leben, erhalten aus jenem Grunde auch ihre Schönheit länger, als die Weiber der glühenden Zone, und die Negerinnen und Hottentottinnen sind wegen der Schlaffheit ihrer Haut berüchtigt. (Vgl. Haut.)

S.

Schaam.

Mulierem pudorem gerere magis decet quam purpuram

Plautus.

Schaamhaftigkeit ziert mehr das Weib denn Purpur.

Schöner, göttlicher Vorzug des Menschen vor allem Gleichgeschaffenen, Schaam, sanfter Trieb, der du wie der zarte Amor die Löwen in der sinnreichen Fabel, das reißende Thier der sinnlichen Lust zu bändigen, zu zähmen, zu beherrschen berufen bist! Schaamhaftigkeit, schönste Tochter der Vernunft, wohl kleidest du mehr denn Geschmeide und Purpur, wohl ziert dein sittiger Schleier die Jungfrau mehr als alle ihre Reize vereint sie nicht zu zieren vermögen, die ohne dich in ekle Lockspeise gieriger Nerven verwandelt werden!

Der Mann ist durch den natürlichen Trieb zur Großmuth genöthigt edel und ehrwürdig zu sein, weil das Schicksal eines freien Wesens, das in vollem Zutrauen sich ihm hingab, davon abhängt. Das Weib ist zur Beobachtung aller ihrer Pflichten genöthigt durch die ihm angeborne Schaamhaftigkeit; sie kann in keinem Stück der Vernunft etwas vergeben, ohne bei sich selbst in den Verdacht zu kommen, daß sie ihr auch in der Hauptsache vergeben habe.

Fichte.

Die Schaam im unverdorbenen, menschlichen Gemüthe, ist, man kann es dreist behaupten, der mächtigste aller Triebe und Gefühle, denn sie bezwingt noch die mächtigsten unter diesen, und so wird sie Wächter und Erhalter des sittlichen Gefühls. Ist dieser Wächter einmal über den Haufen geworfen, so tritt das Thier im Menschen hervor, der dann aller Hand-

lungen fähig wird. Wie im gebildeten Menschen überhaupt das Bewußtsein seiner Menschenwürde, seines Werthes deutlicher hervortritt, als im rohen Naturkinde, so ist das Gefühl für die Schaam in jenem natürlich entwickelter als in diesem, obgleich eine Andeutung von der Existenz dieses Gefühls sich wohl auch bei dem Allerrohesten finden wird, der doch wenigstens ein Blättchen vor den Leib hängt, wenn er auch tausend Dinge thut oder unterläßt, die feiner entwickelte Begriffe von der Schaam unterlassen oder thun nöthigen würden.

Deshalb finden wir auch in den verschiedenen Zeiten und Nationen so gar wunderlich verschiedene Begriffe über die Schaamhaftigkeit. Die milesischen Mädchen tödteten sich über geringe Kleinigkeiten: diese Wuth griff um sich, es drohte dem Staate Entvölkerung, und die Gesetzgeber verordneten, daß die nächste, die sich entleiben würde, nackt auf dem Markte ausgestellt werden sollte. Das Gefühl für die Schaam siegte über den hypochondrischen Hang zum Selbstmord, und die Hänge-Epidemie unter den Milesierinnen hörte auf. Dagegen haben wir bei Gelegenheit der Artikel: Entjungferung und Hochzeit Beispiele in Menge von Völkern angeführt, die durch die Ehezeremonien bewiesen, wie wenig Gefühl sie für die Schaam besitzen, Beispiele, die sich leicht noch vermehren lassen. In Egypten werden die Zeichen der Jungfrauschaft der Bräute mit großem Gepränge durch die Stadt getragen, und hier, wo nach europäischen Begriffen dies Skandal getrieben wird, verhüllen sich die Mädchen dagegen aus Schaamhaftigkeit überall das Gesicht, wenn ein Mann sich ihnen nähret! Auch bei den Mauren darf sich eine Frau so wenig vor einem Mann enthüllen, als es dem Manne erlaubt ist, das Gesicht einer Frau zu entblößen. Bei unsern Altvordern, den Germanen, ehrte man die Schaamhaftigkeit und Keuschheit dagegen auf eine höchst züchtige Weise. Drang ein Mann nur mit der Hand über den Ellbogen eines Weibes, so kostete dies fünf und dreißig, und das Betasten des Busens fünf und vierzig Schillinge, und mehr kostete es nicht, wenn man einen Krieger um die Nase oder um drei Finger gebracht hatte. Von gleicher Strenge waren die alten nordischen Gesetze. Ein Kuß, den man einer Frau oder Jungfrau wider ihren Willen raubte, wurde mit Verweisung, und ein solcher, den man gutwillig von einer Schönen, aber ohne Wissen des Vaters oder Man-

nes erhalten hatte, mit drei Mark Silbers bestraft. Die Allemannen und Baiern, obgleich weniger strenge, als die Franken und Skandinavier, straften doch das den Weibern angethane Unrecht doppelt so hoch als das den Männern zugefügte. Wer unter ihnen einer Frau oder Jungfrau das Haar losriß, mußte sechs, und wer sich erfrechte, sie bis an die Knie oder gar drei Spann höher zu entblößen, mußte zwölf Solidos erlegen, womit man eine tiefe und gefährliche Kopfwunde büßen mußte, die man einem freien Manne gemacht hatte. —

Und wie verschieden sind noch heute die Begriffe über Schaam! Bei den Lappländern gereicht es einem Mädchen zur Ehre, wenn recht viel Fremde sie bereits umarmt haben, und kann sie gar lebende Beweise dieser Umarmungen aufzeigen, so gilt sie dann erst was Rechtes. Auch in Island erbieten sich die jungen Mädchen den Fremden für Geschenke zu Allem, und sind darum von ihren Landsleuten nicht weniger geliebt.

In allen südlich-asiatischen Reichen in Pegu, Siam, Conchinchina, Lambodia, Tunkin und Laos, auf allen ostindischen und molukkischen Inseln, auf den Philippinen, auf den Eilanden der Südsee herrschen gleiche Begriffe von der weiblichen Schaam. Väter und Männer bieten den Europäern ihre Töchter und Weiber an, und man zieht ein schwangeres Mädchen, oder ein solches, das schon vor der Ehe geboren hat, ohne Ausnahme, einer reinen Jungfrau vor. Und in England schämt sich ein Frauenzimmer in männlicher Gesellschaft von ihrem Fuß zu reden.

Wenn, wie wir gesehen haben, die Schaam ein höchst lobenswerthes Gefühl, ein köstlicher, innig zu hegender und zu pflegender Trieb ist, so ist nicht zu leugnen, daß ein übertriebenes Schaamgefühl, Folge der Ueberbildung und einer fehlerhaften Erziehung, gar üble Wirkungen, namentlich auf den reizbaren, weiblichen Körper haben kann. Man hat nicht selten durch Schaam, wenn ein Frauenzimmer zur Unzeit von Männern gesehen wurde, heftige Krämpfe, Unterdrückungen von heilsamen Excretionen u. s. w. entstehen gesehen, und Zimmermann erzählt von einem Mädchen, das, als es in einer sehr besetzten Postkutsche plötzlich eine gewisse Krise bekam, vor Schaam augenblicklich starb.

Da die Schaamhaftigkeit eine so mächtige Rückwirkung auf den Körper äußern kann, so ist folgende merkwürdige Ge-

schichte von einem türkischen Arzt, der sich dadurch als sinnreicher Meister bewährt hat, eine Geschichte, die Sprengel mittheilt, wohl glaublich: Eine Favoritin eines türkischen Sultans hatte, zum größten Leidwesen ihres hohen Geliebten, eine Lähmung in beiden Armen bekommen, die bereits den heftigsten Mitteln widerstanden hatte. Der Leibarzt kam nun auf den Gedanken, sie von der geistigen Seite her zu erfassen. Er ließ den ganzen Hofstaat sich versammeln, und nun die kranke Favoritin eintreten. Als sie vor der reichen Versammlung eintritt, geht der Doktor ihr entgegen, und mit entschlossener Hand hebt er der Bestürzten rasch die Gewänder hoch empor, daß die Hofschranzen staunen, und die Damen geschwind unter den Fächer hindurchblinzeln. Das Schaamgefühl giebt der Kranken Kraft, rasch wirft sie mit den eben noch gelähmten Armen die Kleider wieder herab und — ist geheilt!

Schlaf.

Le doux sommeil
Vient par un calme heureux secourir la nature,
Et lui porter l'oubli des peines quelle endure
Voltaire.

Der süße Schlaf
Kommt mit glückseliger Ruh Natur zu unterstützen,
Und macht die Leiden, die sie dulden muß, vergessen.

Seit den ältesten Zeiten hat der Zustand des Schlafes etwas Mystisches, Geheimnißvolles gehabt, und das Räthsel des Schlafes ist auch durch die Psychologie und Physiologie seit jenen Jahrhunderten bis heute nur noch erst theilweise gelöst! Die Alten machten den Schlaf zum Zwillings-Bruder des Todes, mit welchem sie ihn am Eingange des Hades Einen Pallast bewohnen ließen, und sie gaben ihm in zartpoetischer Mythe die Hoffnungen zu Geschwistern. Das gänzliche Vergessen des Lebens und seiner Verhältnisse, das totale Entschwinden des Bewußtseins und die vollkommene Ruhe aller animalischen Funktionen des Körpers, wie sich die Physiologie ausdrückt (Bewegung der willkührlichen Muskeln, Stimme, Sinnesthätigkeit u. s. w.) mußten sehr natürlich auf eine gewisse Verwandtschaft des Schlafes mit dem Tode führen; diese findet sich auch sehr schön in den den berühmten Versen Meibom's an den Schlaf ausgedrückt:

Somne levis, quamquam certissima mortis imago,
Consortem cupio te tamen esse tori:
Alma quies optata veni, nam sic sine vita
Vivere quam suave est, sic sine morte mori.

Süßer Schlaf, getreustes Abbild des Todes,
Wie wünsch' ich dich mir zum Gefährten des Lagers;
Komm' ersehnte Ruh'; wie süß ist's so ohne Leben
Doch zu leben, und so ohne Tod zu sterben!

Wenn, wie wir eben sehen, im Schlafe die animalischen Funktionen des Körpers ruhen, so gehen die organischen, wie Ernährung, Sekretionen u. s. w. um so kräftiger und ungestört von Außeneinflüssen ihren Weg, und die Nacht ist für diese Verrichtungen recht eigentlich die Zeit, wie der Tag für jene.

Eine ganz specifische Wirkung äußert der Schlaf nun auch auf die Funktionen der Geschlechtsorgane, und sei es, daß außer dem Schlaf an sich hier auch noch die gestreckte Lage, die das Blut mehr nach dem niedrig liegenden Unterleibe hin determinirt, die Wärme des Bettes u. s. w. in's Spiel kommen, so haben wir schon gesehen, daß überhaupt die Nacht mehr als der Tag für die Geschlechtsliebe und das ganze sexuelle Leben des Menschen da ist. Besonders in den Jahren, wo dies Leben noch in seiner regsten Thätigkeit ist, also nach dem Erwachen der Mannbarkeit bis in das mittlere Alter hinein, zaubert der Schlaf, oder, nach den Vorstellungen der Alten, sein Diener Morpheus aus dem reichen Füllhorn, das er trägt, tausend luftige Träume vor den Schlafenden, deren Gegenstand nur zu häufig die Thierseite im Menschen berührt, und die geschäftige Phantasie schafft und webt nur zu gern Freuden vor den trunkenen Sinn des Schlafenden, deren Spur verloschen ist, wie er die Augen aufschlägt, so daß am Morgen das ganze Gaukelspiel — — — vorüber ist!!

Beim Manne äußern sich diese Wirkungen des Schlafes auf die Sexualität auf eine weit sichtbare Weise als im Weibe, durch zwei Erscheinungen, die der Erektion und jene der sogenannten Pollutionen. Von der Erektion (S.

diesen Art.) haben wir bereits geredet, und über die nächtlichen Ergießungen wollen wir zu dem Artikel eines andern Mitarbeiters (s. Pollution) der Wichtigkeit des Gegenstandes halber hier noch ein Wort hinzufügen. Die Pollutionen im Allgemeinen sind freiwillige Samenergüsse ohne Reizung der Geschlechtstheile, die beim gesunden, ungeschwächten Manne nur im Schlafe, bei starker Erektion und wollüstigen Träumen, späterhin auch ohne Erektion auf die allerleichteste Veranlassung, doch noch im Zustande des Träumens, endlich aber bei entnervten Wollüstlingen selbst bei Tage, bei wollüstigen Vorstellungen, bei Annäherung an ein Frauenzimmer, und bei Exkretion des Harns und Stuhlgangs entstehen.

Pollutionen an sich sind also kein Krankheitssymptom, im Gegentheil bezeichnen sie Kraft des Mannes, wenn sie selten und nur bei starker Erektion erfolgen. Es giebt zwar Männer, die, ohne den Geschlechtstrieb zu befriedigen, auch frei von Pollutionen und deswegen um so gesunder sind; allein bei weitem die meisten erfahren deren von Zeit und entleeren so die Samengefäße. Blumenbach erklärt diese Ausleerungen sogar für nothwendig, allein man muß nicht vergessen, daß sie weder zu regelmäßigen Zeiten, noch bei allen Männern erfolgen.

Krankhaft werden sie, wenn sie sehr häufig kommen, besonders aber, wenn sie bei halber Erektion und endlich selbst bei Tage abgehen. Die enorme Ausleerung des Samens und des Safts der Prostata (denn in den am Tage abgehenden Pollutionen wird nur dieser entleert) führt zur unter dem Namen der Rückendarre bekannten trocknen Schwindsucht. Ihre Hauptsymptome sind außer diesen unwillkührlichen Ausleerungen der Zeugungsfeuchtigkeit und großer Erschlaffung der Geschlechtstheile, große Abmagerung, Gefühl von Ameisenlaufen im Rücken, und endlich hektisches Fieber, öfter ohne Husten und Auswurf, als mit demselben und endlich der Tod. (Vgl. Unmäßigkeit.)

Schminke.

So nennt man jede Substanz, die dazu bestimmt ist, den Teint zu verschönern, oder da wo das Alter oder Ausschweifungen oder Leidenschaften ihre Rolle im Gesichte gespielt, und dessen Teint ein wenig mitgenommen haben, diesen in der Frische der Jugend und in der Blüthe der Schönheit möglichst wieder herzustellen. Freilich:

Les fards ne peuvent faire
Que l'on échappe au temps, cet insigne larron
Les ruines d'une maison
Se peuvent réparer: que n'est cet avantage
Pour les ruines du visage!

Lafontaine.

Nicht bewirkt es Schminke
Daß der zerstörenden Zeit man entwische.
Wohl stellt man eines Hauses Trümmer
Ganz wieder her: doch baut man nicht
Die Trümmer des Gesichtes wieder auf!

Ein sehr merkwürdiges Faktum in der Kulturgeschichte des Menschen ist es, daß trotz aller Verschiedenheiten der Moden und Sitten, der Gebrauch der Schminke bei den wilden, wie den civilisirten Völkern üblich ist, nur mit dem Unterschiede, daß bei uns nur die Weiber sich schminken, bei den Wilden aber auch die Männer ihr Gesicht bemahlen, freilich weniger um zu gefallen, als um sich ein furchtbares Ansehen zu geben. Auch in der Wahl der Farben herrschen unter den verschiedenen Völkern sehr verschiedene Moden. Die ehemaligen Canarienser schminkten sich roth, grün und gelb, die alten Bewohner der Bretagne blau, die Neger im Königreich Juida roth, die Bewohner der Insel Sombrero mahlen ihr Gesicht gelb und grün, die Insulaner auf den Cycladen glänzend schwarz mit rothen und weißen Flecken auf Stirn und Nase, die Bewohner der Insel Sondregront bemahlen sich den ganzen Körper mit Kröten und Schlangen, andre Völker mahlen Pflanzen, Vögel, Hieroglyphen u. s. w. darauf, die Weiber der alten Pikten mahlten sich Sonne, Mond und Stern auf ihre Busen, und die Wilden in Canada legen sich sogar Federn von verschiedenen Farben auf's Gesicht. Cook erzählt, daß Männer und Weiber bei den Neuseeländern Stirn und Wangen gelb schminken: andre — pfui! — schminken sich mit thierischen Exkrementen, wie die Neger in der Saldana-Bay von denen Prevost erzählt, daß sie sich — *chacun a son gout* — vom Kopf zu Fuß mit Kuh — einreiben!

Vor Peter dem Großen schminkten sich alle russische Frauen, und rissen sich die Augenbrauen aus, um sich künstliche

zu mahlen. Die Grönländerinnen beschminken sich das Gesicht mit weiß und gelb, und die Weiber auf Sembla, um sich einen Anstrich von Grazie zu geben, streichen sich Stirn und Kinn blau an. Die Japanesinnen mahlen sich Lippen und Augenwimpern blau. Bei den Barbaresken spritzen sich die Weiber sogar ein metallisches Präparat in die Augen, um sie schwärzer zu färben und färben sich Hände und Füße weiß und gelb. In Tunis kann ein Mädchen nur schön sein, wenn es Kinn und Lippen mit Indigo gefärbt hat. Das ganze System des Tatouirens, das bekanntlich darin besteht, daß die Haut mit spitzigen Instrumenten durchstochen wird, worauf in die Wunden färbende Stoffe eingerieben werden, die sich dann Zeitlebens in der Haut erhalten (— bei unserm gemeinen Volke den Matrosen, Soldaten ꝛc. herrscht eine ähnliche Mode —) das ganze Tatouiren ist eigentlich nur eine Art des Schminkens, und beruht auf denselben falschen Grundsätzen von der Verschönerung des Körpers. Denn es gilt überall, daß Alles, was sich von der Natur entfernt, eher häßlich als schön ist, und ein reiner, unverdorbener Geschmack wird es eben so gut, als ein ästhetischer Schönheitssinn, lächerlich, und nichts weniger als reizend finden, wenn der Mensch sich eine Decke von Farben auflegt, und den Reiz der natürlichen Farbe damit zerstört.

Die Künstelei wird stets das Ziel
Der reizenden Natur verrücken;
Das Roth, womit wir unsre Wangen schmücken
Zerstört das holde Farbenspiel,
Durch welches wir zum erstenmal entzücken,
Und Lügen der Empfindsamkeit ersticken
Das herzliche Naturgefühl.

Bürger.

Es ist sehr schwer zu sagen, wenn die Weiber angefangen haben sich zu schminken. Nach dem Propheten Henoch lehrte es ihnen der Engel Azaliel noch vor der Sündfluth. Gewiß ist, daß das alte Testament schon häufig der Schminken erwähnt. Hiob nennt eine seiner Töchter „Spießglanzbüchse,“ weil sie eine Coquette war, und sich stark mit Spießglanz (goldgelb) schminkte, was bei den Hebräern die beliebteste

Farbe war. Jeremias sagt zu den Töchtern Zion's: „wenn Ihr Euch auch mit Golde schmückt und das Gesicht bemahlt mit Spießglanz, so werden doch die Sieger Euren Tod suchen.“

Die Weiber in Syrien, Babylon und Arabien ahmten diese Sitte nach, und so kam sie in unsre Kirche herüber, denn der heilige Cyprian ereiferte sich an einer Stelle über die jungen Christinnen, und ruft aus: „Nicht mit dem Spießglanz des Teufels sollt Ihr Eure Augen schminken, sondern mit dem göttlichen Augenwasser Christi.“

Die griechischen Damen erfanden die weiße und rothe Schminke, und ohne Zweifel nahmen sie die Römerinnen, wie allen Luxus, von den Griechen. Horaz, Plinius und Ovid reden häufig von diesen Schminken, Ovid giebt sogar ein Recept zu einer Schminke, das aber sehr zusammen gesetzt ist.

Unsre Leser wissen, wie verbreitet noch heut zu Tage unter uns der Gebrauch der Schminke ist, besonders bei Weibern, denen es darum zu thun ist, ewig jung zu scheinen, bei alternden Damen der höhern Zirkel, die die Anbeter ihrer Jugend fliehen sehen, und gern noch Einen oder den Andern zurückhielten und bei den Damen, von denen ein geistreicher französischer Schriftsteller sagt, daß es ihnen viel mehr um die Zuneigung, als um die Achtung des Publikums zu thun sei.

Von der Bereitung der Schminken zu erzählen und vor ihren höchst schädlichen Folgen zu warnen, die oft, wenn nämlich metallische Schminken (Bleiweiß, Zinnober u. s. w.) angewandt werden, lebensgefährlich sind, müssen wir cosmetischen Schriften überlassen. Dafür erlaube man uns eine getreue Uebersetzung einer höchst geistreichen Anekdote, die Mercier von einer Pariserin aus den Zeiten der Terreur erzählt, und die für den Werth zeugt, den unsre moderne Coquetten auf die Schminke legen:

(Die Marquise klingelt.)

Marton.

Gnädige Frau —

Markise.

Marton, ich stehe auf —

Marton.

Hier bin ich, gnädige Frau —

Mark.

Mein Kind, was giebt's Neues?

Mart.

Gnädige Frau, man spricht von einem Aufstand, der diesen Morgen losbrechen soll —

Mark.

Warum nicht gar?

Mart.

Man spricht von Plünderung, von Zerstörung, von Weiberraub, ja sogar —

Mark.

Weiberraub ja sogar — ei, Kind, du scherzest — Himmel, wenn man —

Mart.

Ach! ich habe überall gehört, daß die Ungeheuer die Frauen tödten werden, und man sagt, daß diejenigen, die ihnen gefallen, als unglückliche Opfer ihrer Lüste .....

Mark. (sehr lebhaft.)

Ich zittre — Marton — geschwind — Marton, kleide mich doch an — Marton — mein Roth! geschwind mein Roth! Himmel! wie ich aussehe — bleich — niedergeschlagen — ich sehe scheußlich aus — sie werden mich tödten! .....

Schnupftuch.

Bei den Alten war der Gebrauch des Schnupftuchs nicht so üblich als in den neuern Zeiten; sie hatten Tücher um sich vor der Sonne und vor der Kälte zu schützen, womit auch die römischen Damen schon allerhand Staat zu machen wußten, allein die eigentliche Bestimmung unserer Schnupftücher kannten sie fast nicht. Freilich hatte man auch damals die schmutzige Gewohnheit, sich beizendes Pulver in die Nase zu stecken, noch nicht, das Bedürfniß des Schnaubens kann also auch dadurch wohl vermindert worden sein. Denn der Taback vorzüglich ist es, der bei unseren modernen Nationen das Schnupftuch zu einem der wichtigsten und unentbehrlichsten Artikel unserer Garderobe gemacht hat; ihm verdanken wir auch die Einführung der farbi-

gen Tücher. Ja sogar noch jetzt sehen wir in Dörfern, und nicht selten auch in Städten, Spuren jener barbarischen Sitte, sich ohne Schnupftuch zu schnauben, reiche Landleute, die sich zu diesem Behuf eines ihrer Rockzipfel, und Kinder und Bettler, die sich eines noch weit weniger umständlichen Hülfsmittels bedienen, sind gar kein seltener Anblick. —

Wie fein und ausgesucht die Tücher der Griechen und Römer, die man sehr uneigentlich Schnupftücher hieß, auch gewesen sein mochten, so scheint die neuere Sitte jenen alten Luxus bei uns noch überbieten zu wollen, denn welch ein kostbarer und unnützer Artikel sind nicht die Schnupftücher unserer eleganten Damen!? eben so wie die der Schweiß- und Regentücher vornehmer Römerinnen, dienen sie nur dazu in den Händen der Schönen zu paradiren, und in den Strickbeuteln den Platz anzudeuten, wo ein eigentliches Schnupftuch hingehörte. Geziert mit der feinsten Stickerei, mit kostbaren Kanten garnirt, steigen diese Schautücher bei Prinzessinnen und vornehmen Damen bis zu dem Preise von zwanzig, ja dreißig Thalern, und — für den eigentlichen Gebrauch sind die Besitzerinnen dann wirklich wieder nicht viel besser daran, als jene Bauernkinder, von denen wir oben sprachen. — — Dieselbe Mode herrscht bei den afrikanischen Despoten, sie haben, obgleich sie sich nicht zu schnauben pflegen, die kostbarsten Schnupftücher in den Händen. — Soll man die Schnupftücher mit wohlriechenden Wassern und Essenzen besprengen oder nicht? es kann diese Gewohnheit allerdings schädlich auf unsere und unserer Umgebungen Gesundheit wirken. Benetzt man die Tücher mit starken, ambrirten, nach Moschus riechenden Wassern, so läuft man Gefahr, nicht allein den Geruch abzustumpfen, sondern auch seinen Nerven, so wie denen der Nachbarn zu schaden: denn wer zu gut riecht, riecht schlecht: *qui bene olent, male olent.* Hingegen werden einige Tropfen *Eau de Cologne* oder dergleichen reine Wohlgerüche, die bald wieder verfliegen, durchaus nicht unwillkommen sein. (Vgl. Wohlgerüche.)

Juvenal und Martial geben über diese Materie einige sehr piquante Epigramme gegen die Römerinnen, deren sogenannte Schnupftücher immer nach allen Wohlgerüchen Indiens und Arabiens dufteten, und die zufolge jener Satyriker, „üb-

ler rochen, als der Athem der wilden Thiere bei den Stiergefechten."

Heinrich der dritte, der so eitel auf seinen Teint, und auf die Weiße seiner Hände war, daß er mit einer eigends präparirten Maske, und eben solchen Handschuhen schlief, führte, wie man sagt, Schnupftücher, die seine Gegenwart schon eine Viertelstunde voraus verkündeten. Unter seiner und seines Nachfolgers Regierung war die scheußliche Kunst der Vergiftungen so gangbar, daß man ihre Wirkungen selbst in den Schnupftüchern fürchtete; man erinnere sich des tragischen Endes der schönen Gabriele, deren Tod man angeblich vergifteten Handschuhen zuschrieb.

Das Schnupftuch hat in dem Lustspiel der Liebe eine nicht unwichtige Rolle bekommen, seitdem es unter den morgenländischen Despoten Sitte geworden war, derjenigen unter den Favoritinnen, der bei der jedesmaligen Revüe für die folgende Nacht die Krone zugetheilt werden sollte, das Schnupftuch zuzuwerfen. Wie glücklich die Auserwählte, der das weiße Tuch zufliegt!

Bekanntlich haben die westlichen, abendländischen Sprachen jene Redensart — wenn auch ohne die Sitte — aufgenommen, und man sagt wie bekannt: er hat ihr das Schnupftuch zugeworfen! um auszudrücken, daß Jemand eine Neigung für irgend ein weibliches Individuum gefaßt habe. — —

Schnurrbart.

Ein *corpus pilosum*, ein „behaarter Körper" galt schon bei den Alten für ein Zeichen einer kräftigen Männlichkeit, und in der That ist ein reicher Haarwuchs gewöhnlich ein Symptom einer gut entwickelten männlichen Kraft. Südliche Männer, wie Spanier, Italiener, auch Juden ꝛc., haben gewöhnlich mit einem dunkelgefärbten Haar auch einen sehr reichlichen Haar- und Bartwuchs, und grade die Männer solcher Nationen sind auch wegen ihrer Lubricität berühmt. — Der eigentliche Schnurrbart ist Tracht der neuern Zeiten, und ist

'n dem letztern Jahrhundert fast ausschließliches Eigenthum der Söhne des Mars geworden, die ihn mit Salben und Wichsen und Pomaden hegen und pflegen, weil sie glauben, daß ihnen ein dergleichen Schnurrbart zu ganz besonderer Zierde beim schönen Geschlechte gereiche. So ist denn die Kunst des Schnurrbartes bei einem recht fashionablen jungen Kriegsmann ein Haupttoiletten-Studium geworden, und es bedarf gar vieler Kapitel, um alle die unzähligen Variationen kennen zu lernen, vom kleinen, scharf beschornen Schnurrbart-Rudimentchen an, das, wie zwei Schönpflästerchen, ein Milchgesichtchen heben soll, bis zum mächtig-furchtbaren Schnurrbart-Coloß, der sich, beide Backen beschützend, über das Gesicht hinzieht, und — zum Zeichen, daß er's so böse gar nicht meint — in ein fein gewichstes Löckchen endet! Was könnte ein zweiter Lavater nicht aus dreißig solcher Abstufungen herausstudiren! Von jenem Rudimentchen würde er vielleicht sagen: „Erste Ausflucht in die kultivirte Welt — Furcht und jugendliche Schaam, nicht ohne Beimischung von lüsterner Dummdreistigkeit — Variation auf das Thema: ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich — im Stutz deutlich der Ausdruck: „wie findet mich wohl die Welt und die Wachtparade?" — Vom Schnurrbarts-Coloß hätte vielleicht Lavater sagen können: „Trotziges Selbstgefühl im Bewußtsein errungener Siege — Schlacht- und Thatendrang — Gleichgültigkeit gestützt auf Bewußtsein der Unwiderstehlichkeit — im Löckchen, deutlich des Mephistopheles: Kultur, die alle Welt beleckt — u. s. w. (Vgl. Bart. Haar. Physiognomie.)

Schnürleib.

So heißt jenes Stück der weiblichen Bekleidung, welches einen Theil der Brust und des Unterleibes umfaßt und bestimmt ist, den Körper aufrecht zu erhalten, die Brust zu heben, und den zu großen Umfang des Unterleibes zu verstecken. Es darf auf den Körper weder einen unbequemen Druck ausüben, noch die freie Bewegung im geringsten hindern, wenn es nicht fehlerhaft und sogar schädlich sein soll.

Die Zeit ist noch nicht so lange verflossen, da unsre Da-

men, die unter den Namen der Schnürbrüste bekannten Panzer trugen, die mit Fischbein und selbst mit Eisenstangen versehen, eher geeignet waren, den Körper zu verunstalten, als zu einer gefälligen Haltung und Gestalt derselben beizutragen. Diese Fischbeinmaschinen sieht man heute nur noch auf Gemälden und Kupferstichen; sie sind lächerlich geworden, seitdem die Frauen den steifen altfränkischen Anzug mit dem schöneren Kostum der Griechinnen vertauschten. Und mit Recht verdienen die Schnürleiber auf ewig verbannt zu sein, da die Wirkungen, welche sie an dem Körper hervorbrachten, sowohl der Gesundheit als auch der Schönheit zum höchsten Nachtheil gereichten. Denn der Rumpf des menschlichen Körpers bildet einen Kegel, dessen Basis nach unten sich befindet, während die Schnürbrust einen Kegel vorstellte, dessen Basis sich oben befand. Dadurch mußte nothwendig ein beständiger Druck erzeugt werden, welcher die Brüste und alle Muskeln des Rumpfes zusammenpreßte, ihren Umfang allmälig verkleinerte, die Schultern verschob und selbst in den Knochen unförmliche Krümmungen verursachte. Bei jungen Mädchen wurde deshalb die Entwicklung der Brust gehindert, und diese reizenden Theile gelangten nie zu jener schönen Rundung und Fülle, welche die Natur in ihnen zu erzielen strebt. Ja, man hat bei Frauen, die in diese Maschinen eingeklemmt waren, sehr häufig Ohnmachten, Zuckungen, Krämpfe, Schlagflüsse und die gefahrvollsten Krankheiten entstehen sehen. Eine der gewöhnlichsten Folgen der Schnürbrüste war das Schiefwerden des Körpers, wobei in der Regel die rechte Schulter größer als die linke wurde, weil der rechte Arm durch seine stärkeren Bewegungen sich unwillkührlich der angelegten Fessel zu entledigen suchte, während der linke, weniger an Bewegung gewohnt, sich mehr auf leidende Weise dem zusammenschnürenden Drucke hingab. Winslow, welcher zur Zeit der Schnürbrüste in Paris lebte, machte damals die Bemerkung, daß bei allen mit diesen Maschinen gepanzerten Damen — und zu diesen gehörten bekanntlich alle Gebildeten — die unteren Rippen beträchtlich herabgedrückt waren, während sie bei Frauen aus dem niederen Stande sich regelmäßig und natürlich verhielten. Bei uns hat vorzüglich Sömmering sich gegen den Gebrauch dieser Kürasse erhoben, und die mannigfaltigen Verdrehungen und Krümmungen des Rückgrats, der Rippen u. s. w., welche durch sie her-

vorgebracht werden, in Abbildungen dargestellt. Kaiser Joseph der Zweite suchte den Gebrauch der Schnürbrüste in seinen Staaten dadurch abzuschaffen, daß er sie in den Waisenhäusern, Konventen und weiblichen Erziehungsanstalten zu tragen verbot, die Weiber des Zuchthauses aber, welche zu öffentlichen Arbeiten verdammt waren, aus Strafe sowohl mit Schnürbrüsten als auch mit Reifröcken bekleiden ließ. Allein die Mode kehrte sich weder an das Verbot des Kaisers, noch an die Beschimpfung, welche den Schnürbrüsten im Zuchthause widerfuhr, und nicht eher waren diese Zwangswesten abgeschafft, als bis die Mode durch einen längeren Gebrauch ihrer überdrüßig wurde. Heut zu Tage sieht man die Fischbeinmieder nur noch an Gallatagen gewisser Höfe, und bei den Weibern der niedern Stände in einigen Gegenden von Deutschland und der Schweiz.

Die Römerinnen trugen vormals ein Mieder, welches sehr kostbar und geschmackvoll den glänzendsten Theil ihrer Kleidung ausmachte. Anfangs schien dasselbe bestimmt zu sein, den Busen zu heben; späterhin suchte man dadurch noch nebenher die Ausdehnung des Unterleibes zu beschränken, und auch überhaupt die Taille schlanker zu machen.

Der Phädra in dem Eunuchen von Terenz fällt die Kleidung eines fremden Mädchens auf, dessen Busen nicht mit Bändern zusammengezogen war, um dadurch schlanker zu erscheinen. Diese Bänder gaben höchst wahrscheinlich die erste Veranlassung zu den Miedern, deren sich späterhin die römischen Frauen allgemein bedienten, und welche die Gefallsucht mit den größten Kostbarkeiten, Gold, Edelsteinen u. s. w. ausschmückte. Gewiß ist, daß diese Mieder kein Fischbein enthielten, und deshalb elastischer und beweglicher sein mußten, als die der spätern Jahrhunderte.

In Indien bedienen sich viele Frauen, besonders die Bajaderen, eines sehr geschmackvollen und bequemen Mieders, wodurch hauptsächlich die Kugelform der Brüste und ihrer Elastizität erhalten werden soll. Jede Halbkugel ist mit einem Futteral versehen, welches aus der feinen Rinde eines Baumes verfertigt wird, der auf der Insel Madagaskar wächst. Diese Futterale haben nicht nur vollkommen die Gestalt der Theile, welche sie bedecken, sondern auch die Farbe der Haut; und der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist so nachgiebig und

sein, daß das Auge leicht getäuscht wird und eine nackte Brust zu sehen glaubt, zumal da selbst das Auf- und Niederwogen derselben bei den Bewegungen des Athems wahrgenommen wird. Auch das feinste Gefühl ist nicht im Stande, diese Hülle von dem darunter liegenden Theil zu unterscheiden. Durch eine solche Bedeckung verhindern die Bajaderen das frühzeitige Welken des Busens, und erhalten denselben in frischer Schönheit bis zu einem sehr hohen Alter, d. h. bis zum dreißigsten Jahre, denn in jenen Klimaten kann man allerdings mit Recht behaupten, daß die Frauen im dreißigsten Jahre nicht mehr jung sind. Sogar im Bette legen jene verführerischen Priesterinnen der Wollust ihr Mieder nicht ab, nur in den Augenblicken, wo das Weib ihrem Geliebten nichts versagt, entblößen sie sich bisweilen, jedoch mit dem größten Widerstreben, von dieser zarten Bedeckung.

Das indische Mieder paßt aber weder zu dem Anzuge noch zu den Sitten der Europäer. Desto größeres Verdienst erwarb sich um diesen Theil der weiblichen Bekleidung der Mechanikus Delacroix in Paris. Er erfand ein leichtes, festes und elastisches Corset, welches aus zubereiteter Leinwand verfertigt wird, und den Formen der Brust und des Unterleibes vollkommen angemessen ist. Es unterstützt diese Theile, ohne ihnen nachtheilig zu sein, die Schultern werden gehörig von einander entfernt, die Brust wird emporgehoben, ohne gedrückt zu sein, die beiden Halbkugeln werden von einander getrennt, und alle schönen Formen erscheinen sichtbarer und glänzender durch diese Bedeckung. Im Fall der Busen von besonderer Kleinheit wäre, so hat der geschickte Künstler dafür gesorgt, daß durch einen besondern am Corset angebrachten Mechanismus das Mangelhafte ersetzt, und Auge und Gefühl dadurch getäuscht werde. Es ist nur zu bedauern, daß dieses bequeme und gefällige Mieder nicht auch für jene Frauen brauchbar ist, die gewohnt sind, den allzugroßen Umfang ihres Körpers gewaltsam zusammenzupressen, und eine beständige Tortur ausstehen müssen, um schlanker oder vielmehr minder dick zu scheinen.

Gewöhnlich tragen die heutigen Frauen einen flachen Stab von Fischbein oder Stahl (*busc, planchette*), wodurch das Mieder gewissermaßen in zwei Theile getheilt, und die beiden Halbkugeln der Brust von einander geschieden werden. Dieses

Werkzeug entspricht weder den Forderungen der Schönheit, nach der Bequemlichkeit, und es wäre zu wünschen, daß die Mieder von Delacroix bald allgemein verbreitet würden.

Schönheit.

Wahre Königin ist des Weibes weibliche Schönheit
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet blos, weil sie sich zeigt.
Schiller.

Eben weil der Begriff schön sich nicht definiren läßt, haben die Philosophen seit Plato darüber

Definitionen mit großer Kraft gegeben
Göthe.

Plato faßte das Schöne nach metaphysischen und religiösen Ansichten auf, und definirte Schönheit als besondere Erscheinung der Vollkommenheit. Er suchte besonders die Begriffe von Gut und Schön zu vereinigen, und nahm deshalb auch die Begriffe: Liebe und Schönheit für verwandt. Wir haben bereits im Artikel: Platonische Liebe darüber ausführlicher gesprochen. Auch Plutinus, ein neuplatonischer Philosoph, hielt die Schönheit für überirdische Vollkommenheit, die sich doch aber auch zuweilen im Irdischen zeige. Baumgarten gab eine menschlichere, und dem Sprachgebrauch mehr zusagende Definition, indem er die Schönheit sinnliche Vollkommenheit nannte. Kant stellte die merkwürdige Definition auf: Schönheit sei Zweckmäßigkeit ohne Zweck, d. h., sagt er, wenn wir irgend etwas schön finden, so haben wir Ahndung einer gewissen Zweckmäßigkeit, die wir indeß nicht klar erkennen: es kommt uns vor, als hätte sie ein bildender Geist zu einem ganz bestimmten Zweck geschaffen. Die neuern deutschen Naturphilosophen schließen sich wieder mehr an Plato an, wenn sie die Schönheit als Erscheinung des Unendlichen im Endlichen definiren. Alle diese Definitionen führen nicht eben zur Klarheit, die man nur erhält, wenn man das Schöne in seine Elemente zerlegt. Bouterweck nimmt als solche die Harmonie, die Grazie, den Ausdruck und das Erhabene an. Wir müssen auf dieses Schriftstellers vortreffliches Werk: Aesthetik verweisen, wenn unsre Leser sich eine gründliche, klare Idee über das Schöne und die Schönheit verschaffen wollen.

Man hat oft bemerkt, daß wirkliche Schönheit oder idealische Harmonie in Form und Ausdruck bei Frauen gern mit einer gewissen Kälte, mit einem Gleichmuth des Geistes vergesellschaftet ist, den man auch kurzweg dumm genannt hat, daher ein Cotterie-Wort: „schön aber dumm.“ Jean Paul sagt einmal in dieser Beziehung:

> Sie hatte jenes regelmäßige Statuen- und Madonnen-Gesicht, das nicht selten hohle Weiberköpfe zudeckt.

Es ist bei solchen Frauen fast, als habe die Natur nicht allzuverschwenderisch sein wollen, und drum dem Geist entzogen, was sie überschwenglich dem Körper gab. Wir für unsern Theil gestehen gern, daß, wenn nicht eine geistig wie körperlich schöne Frau — wie Ninon famösen Andenkens — alle Wahl aufhebt, wir bei einer etwanigen Wahl einer geistig-angenehmen, reizenden Brünette mit treffendem Blick und pikantem Ausdruck ohne Bedenken den Vorzug einräumen würden vor jenen Schönheiten mit Madonnengesichtern und — hohlen Schädeln. Aber — *de gustibus non est disputandum!*

Schönpflästerchen.

Die Zeit ist vorüber, wo dieser Ungeschmack galt, und die Clarissen und Pamelen locken nicht mehr durch meilenbreite Reifröcke, thurmhohe Coeffüren und Schönpflästerchen ihre Seladons zu süßen Tändeleien schwärmerischer Empfindsamkeit. Aber die Mode der Schönpflästerchen hatte so etwas ganz Absurdes, daß wir glauben, es werde besonders den Leserinnen interessant sein, zu hören, wie ein geistreicher Franzose sich ihren Ursprung zusammenreimt. Die Erzählung findet sich in einem Alt-französischen, cosmetischen Werkchen. Die Scene bildet der Leibarzt Abdecker, der sich bei der Toilette der Favorit-Sultanin Fatme befindet.

„Kaum hatte er ausgeredet, als sich eine Fliege am äußern Winkel des Auges von Fatme niederließ. Die Sultanin bemerkt sie im Spiegel: sieh, rief sie aus, das vorwitzige Thier — aber — ich will sie nicht bestrafen — mich dünkt sogar ihre Schwärze hebt das Roth, das du auf meine Wangen getragen hast. — Ich finde noch mehr, sagte der Arzt,

diese Fliege giebt deinem Auge ein mehr leidenschaftliches Ansehn. Fatme, neugierig auch diese Wirkung zu sehen, wendet sich, aber in demselben Augenblick entflieht das furchtsame Thierchen. — Das schadet nichts, rief der Arzt, ich habe ein Mittel, den Verlust zu ersetzen. Und er nimmt ein Stückchen mit Gummi überzogenen Tafft, und er schneidet ein kleines Stück in Gestalt einer Fliege heraus, und bringt es da an, wo das Thierchen saß. Fatme bemerkte die von Abdeker entdeckte Wirkung. Ich werde, sprach sie, dies Pflästerchen dort sitzen lassen, weil deine geliebte Hand, Theurer, es gemacht hat. Gieb mir deine Scheere, daß auch ich dir meine Geschicklichkeit beweise. Und sie schnitt ein halbmondförmiges Stück aus dem Tafft, und brachte es an ihre Schläfe. Dies, sagte sie, zum Zeichen, daß meine Liebe immer noch zunehmen wird, wie der Halbmond, wenn irgend sie noch einer Zunahme fähig ist. Und sie schnitt einen ganzen Mond aus, und setzte ihn auf die Stirn, und sagte: so wie dies Gestirn in der Nacht, so herrschest du in meinem Herzen."

„Abdeker war entzückt über diese Reden, und suchte seinerseits seine Empfindungen allegorisch wiederzugeben; er schnitt einen Stern aus dem Tafft aus. Erlaube, schöne Fatme, sagte er, daß ich dies Gestirn auf deine Wange bringe, denn du bist ein solcher Polarstern, der alle meine Gefühle beherrscht. Bald aber sah Fatme, daß man nicht zu viele solcher Pflästerchen aufbringen müsse, und sie gab ihnen nun Benennungen je nach der verschiedenen Wirkung, die sie in ihrem Gesichte hervorbrachten. Sie nannte Assassine das Pflästerchen im Augenwinkel, Magestueuse jenes auf der Stirn, Enjouée das in den Fältchen der Wange, Galante das Pflästerchen in der Mitte der Backe, Coquette jenes an den Lippen, und dann taufte sie noch einige Andre mit den Namen Gracieuse und Friponne." —

Die Künstelei wird stets das Ziel
Der reizenden Natur verrücken.

Bürger.

Schürze.

Jenes bekannte Kleidungsstück des weiblichen Geschlechtes, besonders der untern Klassen, das Anlaß zu einem eben so be-

kannten Sprichwort gegeben hat, indem man von einem Manne, der eine etwas rege Sinnlichkeit äußert, die überall in ihrer Auswahl nicht sehr delikat ist, sagt: er läuft jeder Schürze nach. So sehr ist dies Kleidungsstück zu Ehren gekommen, daß es als *pars pro toto*, als Theil fürs Ganze gebraucht wird. Bemerkenswerth ist noch, daß das erste Bekleidungsstück des Menschen — eine Schürze war. Auch am weitesten über die Erde verbreitet ist dies uralte Kleidungsstück, denn Neger und andre nackt einhergehende Völker, die also gar keine Trachten, keine Schneider und keine Mode kennen, tragen doch wenigstens ein — Schürzchen um den Leib.

Selbstbefleckung.

Wir haben leider schon oft in diesem Werke den Menschen mit den Thieren um den elenden Preis wetteifern sehen, wer wohl am tiefsten in der Wesenreihe stände, und wir kommen hier auf ein Laster, welches in dieser Hinsicht schwer in die Wage fällt, welches die Natur betrügt, empört, die Menschheit schändet und sich sicherer, wie wenig Andre, an ihr rächt.

Es kann nicht unsre Absicht sein, zu erklären, was Selbstbefleckung sei, und worin dies Laster bestehe: ach! es ist nur zu allgemein unter Jünglingen und — Mädchen bekannt, und die es nicht kennen, mögen diesem verführerischen Feinde ewig fern bleiben! Wenigstens wollen wir nicht die Schmach auf unser Gewissen laden, sie darüber belehrt zu haben. Alt ist das Laster, wohl so alt als die Welt. In den ältesten heiligen Büchern wird seine Erfindung dem Onan zugeschrieben, der die nichtswürdige Ehre hat, seinen Namen bis heute daran geknüpft zu sehn. Griechen und Römer schreiben es dagegen dem listigen Merkur zu, der es zur Entschädigung des Pan, der seine Geliebte, die schöne Echo verlor, erfunden haben soll.

Schauderhaft ist es, aber wahr, daß dieß gefährliche Laster meist noch eher geübt wird, als sogar die Natur den Menschen auf Geschlechtsgenüsse hinweist, daß also dem Körper wie dem Geist dadurch vorgegriffen wird. Der Grund zur Verderbtheit liegt oft sehr weit weiter und an andern Orten,

als es die Eltern wohl ahnen mögen. Wer weiß nicht, wie die sogenannte Kinderfrau, ja selbst oft schon die Amme beim Knaben die ersten Funken einer Leidenschaft entzündet, die ihn später verzehrt? Die Eltern sind leider hier nicht vorsichtig genug, und besonders die Mütter, welche kaum dem Wochenbette entstanden, wieder ihrem Geschäfte oder schlimmer noch, ihrem Vergnügen, ihrer Lust nachgehen, und ihre unschuldigen Kleinen oft ganz allein fremden Händen anvertrauen, und so den Grund zu ihren Lastern und ihrem Untergange legen. Die Alten waren in mancher Hinsicht hierauf aufmerksamer und Juvenal sagt:

Maxima debetur puero reverentia, siquid
Turpe paras; nec tu pueri contempseris annos.
Große Achtung gebühret dem Kind, so du Böses gewahrest:
Blick leichtsinnig nur nie herab auf die Jahre des Kindes.

Unser sociales und gesittetes Leben giebt späterhin noch häufiger Gelegenheit das Laster auszubilden. Das Kind wird bei weitem mit jener Schonung nicht behandelt, die Juvenal so naturgemäß und moralisch verlangt, und es sieht und hört Dinge, die seine lebendige Phantasie um so tiefer treffen, da sein Verstand, seine Erfahrung sie noch nicht zu rektificiren vermögen. Wie nun vollends erst später, wenn neue Gefühle in der Brust des jungen Menschen, und mit ihm die Ahnung eines andern Geschlechtes außer dem seinigen erwachen? Der Jüngling fühlt seine Brust voll Sehnsucht, ohne Gegenstand — es überströmen ihn Gefühle, für die er keinen Namen hat. Alles erscheint ihm anders; die ganze Natur redet für ihn eine Sprache, die sein Herz erhebt und heiligt, und die er vorher nicht verstand. Alles hat für ihn eine höhere Bedeutung, als früher; die Lehren und Beispiele der Geschichte sprechen ihn an; was vorher sein Gedächtniß aufbewahrte, rührt nun sein Herz. Seine Phantasie zeigt ihm das Ideal, nach dem er zu ringen hat, und er sehnt sich danach ein Mann zu sein. Aber ähnliche Gefühle erwachen in dem früher selbst noch schlummernden Busen des Mädchens. Was nun zu thun? Bald vertraut man sich einem Freunde, einer Freundin — unsere Schulen geben Gelegenheit genug, Gefühle gegen Gefühle bei Gleichgesinnten auszutauschen: hier finden sich die Kinder Gebildeter mit Kindern weniger Gebildeter, und mit

aller Erziehung entbehrenden, Kindern zusammen, und bald — lernt der junge Mensch den noch nicht klar erkannten, aber schon deutlich gefühlten Drang stillen — er fühlt sich nicht unangenehm davon ergriffen — die Leichtigkeit der Befriedigung übertrifft alle seine Erwartungen — Furcht entdeckt zu werden wird leicht beseitigt — die Schaam ist einmal besiegt — die Bahn gebrochen — und das Laster ist in vollem Schwunge und wirkt, wie jeder böse Dämon, langsam aber sicher zu der Zerstörung desjenigen, der sich ihm einmal ergab!

Es ist hier das Einzigemal in unserm ganzen Werke, wo der pathologische (krankhafte) Zustand so innig verwebt ist mit einem Thema, das durchaus zum Bereich unsrer Betrachtung gehört, daß wir jenen pathologischen Zustand hier nicht ganz ausschließen können, denn wie könnten wir warnend von dem Laster der Selbstbefleckung reden, ohne der Folgen dieses scheußlichen Vergehens zu erwähnen. Wir wollen daher diese in großen Zügen, und ohne zu sehr in's Einzelne zu gehen, hier erzählen unsre Leser auf die Schriften von Tissot, Salzmann, Faust, Meißner, verweisend, welcher letztere der neueste Autor ist und sehr klar und einfach spricht.

Ganz verschieden müssen nothwendig die Folgen dieser unnatürlichen Geschlechtsanreizungen nach dem Lebensalter sein, und ganz verschieden sich in späterer Zeit nach dem Geschlechte selbst gestalten. In der ganz früheren Zeit, bis zu den Jahren, welche der Pubertät näher kommen, sind die Einflüsse und Nachtheile der Onanie sich gleich, mag sie von einem Knaben oder Mädchen geübt werden; die Folgen davon sind nämlich augenblickliche Exaltation, folgende Depression und endlich gänzliche Verstimmung des Nervensystems, daher alle Funktionen gestört, vorzüglich aber Heere verwüstender Nervenkrankheiten hervorgerufen werden.

Hat das Kind einige Zeit hindurch dem erwähnten Laster angehangen, wobei es anfangs selten, nach und nach immer öfterer, endlich täglich, ja sogar mehrere Mal täglich diese Manipulationen vornimmt, so fängt sich ohne sonstige Krankheit auffallend das sonst gesunde und muntere Aeußere des Kranken nachtheilig zu verändern an. Die Gesichtsfarbe wird blaß und ins Grünliche fallend, vorzüglich um die Augen herum, die Augen selbst liegen tief und die Lippen verlieren ihre

lebhafte Röthe. Wie auffallend die Gesundheit leidet, erkennt man also an der äußerlichen Veränderung, noch mehr aber, wenn man das Kind genauer betrachtet; es bemeistert sich nämlich desselben eine auffallende Trägheit und Stumpfheit des Geistes, welche für die Zukunft die schrecklichsten Aussichten giebt. Den Kopf läßt es oft niedergeschlagen herabhängen, sitzt wie im tiefen Nachdenken da, starr vor sich hin auf einen Punkt sehend, ohne ihn zu betrachten und ohne, wenn man es schnell und unverhofft fragt, über etwas nachgedacht zu haben: nachlässig und faul erhebt es sich bei gegebenen Aufträgen von seinem Ruheplatze und geht langsam und schleppend weiter. An den Spielen seiner Jugendgenossen, an denen es sonst in ausgelassener Freude willig Theil nahm, findet es jetzt Widerwillen und zieht das Stillsitzen ohne alle Beschäftigung unschuldigen Jugendfreuden vor: ja es äußert sich überhaupt in dem Charakter des Kindes auffallend die von dem örtlichen Reize weiter verbreitete Affektion des Nervensystems. Das sonst frohe und gute Kind wird eigensinnig und ärgerlich, so daß es leicht durch den unschuldigen Scherz eines andern boshaft gemacht, zum Weinen gereizt und überhaupt höchst unverträglich wird. Sehr gern schleichen solche Kinder an einsame Orte, und überlassen sich dort ihrer sündigen Beschäftigung; sie schlafen gern lange und fühlen dennoch eine unübersteigliche körperliche Abmattung, welche durch den langen Schlaf nur noch vermehrt zu werden scheint, und daher stehen sie gewöhnlich, ohne erquickt oder gestärkt zu sein, eben so ermattet wieder auf, als sie sich niederlegten. — Nach und nach leiden alle übrigen Funktionen des noch zarten Körpers, ganz vorzüglich aber die Verdauung: es zeigt sich nämlich Verschleimung, vorzüglich auch im Munde und auf den Zähnen sichtbar, Unverdaulichkeit jeglicher, auch der leichtesten Speisen, Blähungsbeschwerden, Leib- und Magendrücken, Kolik und dgl. m., das Kind zehrt ab, und mit dieser körperlichen Abzehrung verbindet sich noch ein immer bedeutender werdendes Rückschreiten der Geisteskräfte und Fähigkeiten. — Was dem Kinde früher leicht wurde aufzufassen und zu begreifen, wird ihm jetzt schwer und kurz, es bildet sich jetzt völlige Stumpfheit des Geistes, es bemeistert sich seiner sichtbare Dummheit und Verschlossenheit, ohne daß es diese Veränderung an sich selbst bemerkt, oder sich außerdem nur im geringsten Grade

unwohl fühlen sollte. Das Uebelste ist dabei, daß sich diese psychischen Einwirkungen Jahre lang, ja sogar während der ganzen Lebenszeit wirksam erhalten, wenn schon das Laster selbst unterlassen und alles Mögliche zur Wiederherstellung des Patienten angewendet wurde. — Trifft zufällig eine Krankheit in diese Periode seines Lebens, so liegt ein solcher Patient oft sogleich schwer darnieder, das geringste Katarrhalfieber nimmt leicht einen nervösen Charakter an, und der schon in einem hohen Grade geschwächte Körper kann gewöhnlich nicht lange das Wüthen eines solchen Uebels ertragen.

Auf eine so traurige Weise endet gewöhnlich solches Leben, noch ehe es aufzublühen begann, wie die junge Pflanze verwelkt, wenn ein feindlicher Wurm an ihrer Wurzel nagt und so ihre Gesundheit stört. — Auf eine solche Weise werden alle Bemühungen und Sorgen, alle Aussichten der beklagenswerthen Eltern in die Zukunft für ihr Kind zerstört, auf diese Weise Alles vernichtet, wovon sie sich das höchste Erdenglück und die sicherste Stütze im Alter versprachen. — Auf eine solche Art werden endlich dem Staate die gesündesten und kraftvollsten Unterthanen geraubt, die für seine Erhaltung die stärkste Schutzmauer hätten bilden können.

In der zarten Jugend ergeben sich mehr Knaben als Mädchen dem Laster der Selbstbefleckung, wahrscheinlich weil der Knabe mehr etwas Selbstständiges hat, seinen Weg gern ohne Aufsicht geht, gern eigenmächtig handelt, deshalb aber auch mehr der Verführung ausgesetzt ist. Bei Mädchen kommt dieß ungleich weniger oft vor, indem sie in diesem Alter mehr an der Mutter hängen, ihr alles mittheilen, sie fragen, was sie thun und lassen sollen, überhaupt im Gegensatze von dem Knaben ungleich mehr abhängig gewöhnt sind.

Wir haben in frühern Artikeln dieses Werkes gesehn, wie in der Zeit der eigentlichen Jugend im männlichen Geschlecht die befruchtende Flüssigkeit abgesondert wird, die dem Körper Kraft und Muth und Fülle giebt. Aus diesem Gesichtspunkt müssen die Folgen der Onanie bei dem reifenden Jünglinge betrachtet werden, wenn man einsehen will, wie sie oft zerstörend auf denselben einwirken können. Nothwendig muß die durch Wollust veranlaßte Verschwendung der besten und nöthigsten Säfte des Körpers ihren nachtheiligen Einfluß zuerst auf den Körper selbst äußern, die männliche Gestalt bildet sich

nicht aus, der Körper schrumpft zusammen, und wirklich sehen wir in kurzer Zeit ihn so zu Grunde richten, daß man darin die verkümmerte Bildung der Natur nicht leicht verkennen kann. Der Körper wird abgezehrt, je mehr die noch unreife Saamenflüssigkeit verschwendet wird, das Gesicht fällt ein, es bilden sich Ringe um die Augen, die Kräfte schwinden, es fließt endlich ohne irgend einen Reiz nach übertriebener Manustupration diese Flüssigkeit von selbst aus, was in häufigen Fällen gar nicht verhindert werden kann, und in Folge dieses unwillkührlichen uud steten Saamenflusses entsteht eine andre fürchterliche, immer tödtlich endende Krankheit, die Rückendarre. — Die Geschlechtstheile werden schlaff, hängen herab, zeigen Ausschläge, Jucken u. s. w. Die Bewegungen des Kranken werden unsicher und schwankend, die Körperhaltung gebückt, die Arme zittern und alles Arbeiten wird, der immer zunehmenden Abmattung und Abmagerung wegen, unmöglich. Auch die Werkzeuge des Athemholens werden heftig ergriffen, es folgt trockner Husten, kurzer Athem, eine heisere und schwache Stimme, und bei jeder nur mäßigen körperlichen Bewegung ein beängstigendes Keichen. Mit diesen körperlichen verbinden sich gar bald mannigfaltige Nervenleiden, besonders anfänglich heftige periodische Kopfschmerzen, am meisten des Morgens: später tritt Stumpfheit des Geistes, Unfähigkeit zum Denken und zu Kopfarbeiten überhaupt hinzu, die Sinne werden schwach, besonders die Augen, ja in seltenen Fällen folgt sogar Blindheit.

Ausgezeichnet ist noch die bei eingefleischten Onanisten obwaltende Scheu, mit Frauenzimmern umzugehen oder zu sprechen, „

Und fliehen jedes Weibsgesicht
Und zittern, es zu sehen.

Schiller.

gleichsam als befürchteten sie mit ihrem Laster hier entlarvt zu werden, oder als hätten sie sich am ganzen Geschlecht versündiget. Einsamkeit ist dem Kranken am liebsten, er läßt den Kopf träge herabhängen, ist niedergeschlagen, wird durch Nichts aufgeheitert, verfällt in Geisteskrankheiten, besonders leicht in Melancholie, wobei er sich die gräßlichsten Vorwürfe macht und

wohl gar, wie mehrere Beispiele vorhanden sind, im Anfalle seines Tiefsinns zum Selbstmörder wird.

In andern Fällen leiden mehr die Nerven des Unterleibes und es zeigen sich Hypochondrie, allerhand Unterleibskrankheiten, Konvulsionen und Epilepsie, die hier auf keine Weise gehoben werden kann. Der ganze Körper krümmt sich endlich zusammen und es tritt ein schleichendes aus- und abzehrendes Fieber hinzu, das gewöhnlich in sehr kurzer Zeit den noch übrigen geringen Theil der Kraft aufreibt!

Quaeque ipse miserrima vidi

Virgil.

Ich selbst hab' das Elend geschaut —

und mit mir tausend andre ärztliche Beobachter, und leider! nur mehr als zu oft.

Etwas verändert, aber nicht mehr gemildert, stellen sich die Folgen der Selbstbefleckung bei dem Mädchen dar.

Durch die Onanie, oder durch die verschiedenartige Manustupration, sucht das Mädchen im Ganzen dasselbe zu bezwecken, wie der Knabe, nämlich wollüstige Reizung der Genitalien; aber sie erreicht ihren Zweck nicht, so wie dieser durch den entschiedenen Verlust einer dem männlichen Sperma ähnlichen Feuchtigkeit, sondern blos durch Anreizen der Nerven und Exaltation des Geschlechtssystems. Die ersten Folgen der Selbstbefleckung bei der Jungfrau sind also nicht die, vergeudeter Nahrung, sondern die eines aufgeregten und sodann in Folge der Aufregung deprimirten Nervensystems; und aus diesem Grunde äußern sich eben so schnell als bei dem Knaben die Folgen solcher unnatürlichen, wollüstigen und unter strafbarer Einbildung geschehenen Geschlechtsaufregungen, als Kopfschmerz, Niedergeschlagenheit, Eigensinn, Wehmuth, Abgestorbenheit gegen die Welt und alle ihre Reize und Annehmlichkeiten, endlich sogar als Geisteskrankheit, z. B. als Melancholie, was der größren Feinheit der Nerven wegen im erhöhten Grade statt findet. Auch die Sinne werden abgestumpft, besonders die Augen, welche roth und trübe werden, und einen scheuen oder stieren Blick haben. —

Bei dem allgemeinen Leiden der Nerven kann es nicht feh-

len, daß nicht gar bald auch die Verdauung die schädlichen Folgen der Onanie erfahren sollte, und in Folge dieses Leidens zehrt endlich, unter gleichen Symptomen wie der Knabe, auch das erwachsene Mädchen gänzlich ab: besonders werden aber die krampfhaften Beschwerden in kurzer Zeit noch weit mehr als bei jenem gesteigert, denn Zuckungen, Magenkrampf, Convulsionen, Veitstanz und Epilepsie wechseln immer fort mit einander ab. Alle Reize der Jungfrauen schwinden in kurzer Zeit und von der frühern Schönheit bleibt keine merkliche Spur mehr übrig, sondern ein bleifarbenes und mageres Gesicht, spröde mit rothen Blüthen bedeckte Haut, trübe Augen, blasse Lippen, lange, schlechte Zähne u. dgl. m. treten an ihre Stelle: der ganze Körper schrumpft zusammen, und unheilbare Gelbsucht und eine rothe, schmerzende Nase machen das äußere Ansehen noch mehr widrig.

Außer allen diesen erscheinen aber bei der Jungfrau noch mehrere andre von der örtlichen Sünde abhängige Nachtheile. Durch das Frottiren und die unnatürliche Wollusterregung, durch die der Zweck, nämlich die Zeugung, nicht erreicht wurde, wird in den Geschlechtstheilen eine unnatürliche Absonderung erzwungen, nämlich die Absonderung eines weißen Schleimes, der hier nach und nach Wundsein, Mutterkrämpfe u. s. w. veranlaßt. Dieß ist jedoch noch der unbedeutendste Nachtheil von dieser Seite: mehr zu fürchten sind die sich innerlich bildenden Nachtheile und Folgen: durch diese ungewöhnliche Absonderung werden nämlich die Geschlechtstheile selbst nachtheilig verändert, sie bilden Verhärtungen, und aus solchen Verhärtungen geht das fürchterlichste Uebel, welches das weibliche Geschlecht befallen kann, hervor, ich meine den Mutterkrebs, ein höchst schmerzhaftes, die Lebensruhe raubendes Leiden, das nach und nach die benachbarten Theile, besonders die Harnblase ergreift, die auffallendste Abmagerung veranlaßt, einen pestartigen Geruch verbreitet und den Kranken das Leben zur Last macht, das aber nur langsam und unter den schrecklichsten Erscheinungen und größten Qualen aufgerieben wird. —

Dies sind Naturschilderungen, Leser und Leserinnen — blickt sie an — studirt sie und schaudert! Die gütige Natur hat Euch so viele erlaubte Freuden bewilligt, warum wollt Ihr mit thierischer Gier zu unerlaubten greifen, die sich so fürchterlich an Euch rächen? (Vgl. **Unmäßigkeit.**)

Serail.

Das Schloß, der Pallast des türkischen Sultans, dessen einer innerer Theil den Harem, oder den Wohnort der Frauen des Großherrn bildet. Es enthält die abgesonderten Pavillons der sieben Rhadunns, wie man die rechtmäßigen Frauen des Sultans nennt, die von einer Menge Sclavinnen oder sogenannten Odalisken bedient werden. Jede dieser Sultaninnen hat in dem Serail also gleichsam ihren eigenen Pallast, Keine kommt zur Andern, Keine kennt die Andre, was ein guter Zügel für die neidisch-eifersüchtigen Weiber sein mag. Außerdem unterhält Se. Majestät noch mehr als tausend andre Favoritinnen im Serail, und über Einförmigkeit im Genuß wird er sich daher wohl nicht zu beklagen haben! Der Harem wird von Verschnittenen bewacht (S. diesen Art.) die ungemein schlau und eifrig dafür sorgen, daß ja kein Fremder die geweihten Pforten des Harems durchbreche. Von solchem Eunuchen sagt Piron sehr witzig

— C'est l'Eunuque au milieu du Serail,
Il n'y fait rien, et nuit à qui veut faire
Es ist der Eunuch im Serail
Er wahrlich thut hier nichts, doch hindert er, daß ein Andrer etwas thue!

Jeder orientalische Despot, ja jeder Reiche und Vornehme im Orient hat seinen Harem. Eine kurze Beschreibung des Harems des Schachs von Persien dürften unsre Leser hier nicht ungern finden. Für diesen Harem werden die schönsten Mädchen aus Georgien und Circassien, welche Länder an sich bekanntlich schon die schönsten Weiber liefern, zusammen geschafft. Wenn man erfährt, daß sich in einer Stadt oder in irgend einer Familie ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit findet, so bitten die königlichen Bedienten sich dieses ohne weitere Umstände für den Harem des Königs aus, und die Eltern geben ihre Töchter gerne her, oder suchen sogar durch allerlei Wege sie in den Harem des Königs zu bringen, weil sie alsdann eine mit dem Glücke ihrer Töchter steigende Pension empfangen, und überdem hoffen können, andre Beweise von der Gnade ihres Königs zu erhalten. Sobald die neuen Schlachtopfer in den Harem des Königs eingetreten sind, so sehen sie,

außer ihrem Gebieter, kein männliches Gesicht mehr; denn in dem Harem werden alle Handwerke, alle Hofdienste und Wachen, selbst alle gottesdienstlichen Verrichtungen von weiblichen Personen vollzogen. Nicht einmal weiße Verschnittene dürfen sich diesem Harem nähern, damit ihr Anblick die eingeschlossenen Mädchen nicht lehre, daß es noch andre ihrem Könige ähnliche Männer gebe. Nur die häßlichsten und ältesten Neger aus Afrika, oder von der Küste Malabar, denen man alle Zeichen und Ueberbleibsel von Mannheit gänzlich geraubt hat, nur diese dürfen in den Harem kommen, und einer derselben ist der oberste Aufseher der Weiber, vor welchem selbst die Günstlinge des Königs zittern müssen, indem er, wenn er es nöthig findet, geißeln und tödten kann. Eine jede Bewohnerin des Harems hat ihr abgesondertes Zimmer, oder höchstens wohnen zwei in demselben Gemach, eine junge und eine alte. Keine darf ihre nächste Nachbarin oder ihre nächste Freundin besuchen, ohne Erlaubniß vorher erhalten zu haben. Eine jede erhält täglich ihr Essen, und zu gewissen Zeiten so viel Kleider und Gehalt, als ihr ausgesezt sind. Auch wird eine jede von ihren besondern Sclaven und Sclavinnen bedient, unter welchen die erstern nicht nur entmannt, sodern unter zehn oder über funfzig Jahre sind. Ihre einzigen Beschäftigungen sind Gesang und Tanz vor dem Könige, und einige Stickereien; die meisten aber bringen ihr Leben in einem gänzlichen Müssiggange zu. Auf weichen Sopha's hingestreckt rauchen sie vom Morgen bis an den Abend Taback, und lassen sich von ihren Sclaven und Sclavinnen reiben, worin eins der vorzüglichsten Vergnügungen der Asiaten besteht. Unter allen Schönen, die dem Könige gefallen, hat nur allein diejenige, die so glücklich ist, den ersten Sohn zu gebähren, Ursache, ihr Schicksal zu segnen, weil sie hoffen kann, einst den Rang und das Ansehen der Königsmutter zu erhalten, die neben dem obersten Verschnittenen die größte Gewalt im Harem und außer demselben ausübt. Sie vergiebt nicht nur die Würden, zu welchen man im Serail erhoben werden kann, wählt nicht nur diejenigen, die verheirathet werden sollen, und hat nicht nur das Leben der Mätressen des Schachs in ihrer Hand, sondern sie steht auch immer mit den Ministern in Verbindung, die ihrem Willen meistens eben so blindlings, als dem Willen des Königs gehorchen. Alle übrigen Mädchen, die nach der

Erscheinung des erstgebornen Sohnes Kinder zur Welt bringen, werden in abgesonderte Theile des Harems gesteckt, wo sie viel strenger als die übrigen bewacht werden, und in unaufhörlicher Gefahr schweben, sammt ihren Kindern von dem regierenden Könige oder dessen Nachfolger hingerichtet zu werden. Unter allen Weibern, die Kinder am Leben oder geboren haben, oder die nur schwanger sind, hat keine jemals Hoffnung herauszukommen, und an vornehme Staatsbediente verheirathet zu werden, welches der sehnlichste Wunsch von allen ist. Besonders werden sie nach dem Tode des Königs, dessen Mätressen sie waren, in ein entferntes Quartier des Harems verschlossen, wo sie auf ewig von dem Harem und von der übrigen Welt getrennt sind. Um der Gefahr dieser rettungslosen Sclaverei zu entgehen, weichen alle Schönen des Harems den Umarmungen des Königs so viel als möglich aus, oder suchen wenigstens Schwangerschaften und Geburten durch alle Arten von bösen Künsten zu verhüten; hierin liegt der Grund der häufigen Fruchtabtreibungen in den Harems der Könige. Die schönsten Mädchen brauchen allerhand Vorwände, am häufigsten den Vorwand der monatlichen Unpäßlichkeit, um die Begierden des Königs zu vereiteln, auf welche Täuschungen aber die grausamsten Strafen folgen, wenn sie entdeckt werden. Abes der Zweite, König von Persien, ließ ein Mädchen, das sich seiner Liebe entzogen hatte, in einem Schornstein festbinden und durch unten angezündetes Holz langsam verbrennen. Ungeachtet die Weiber des Harems ihren Aufenthalt als einen Verdammungsort, und die Liebe des Königs als ihr größtes Unglück ansehen, so beneiden und verfolgen sie sich doch gegenseitig auf das feindseligste; sie mögen die Hoffnung, aus dem Harem herauszukommen, haben, oder nicht haben. Die Veranlassungen dazu sind bald größere oder häufigere Gunstbezeugungen des Königs, und besonders reichere Geschenke; bald das ehrgeizige Streben nach höhern Würden, bald die Begierde, vor der andern, außerhalb des Serails, vermählt zu werden, bald verzehrende Eifersucht der Tribaden unter einander. Die Morgenländerinnen buhlen um die Gunst von schönen Mädchen mehr, als um die Gunst von Männern, und lieben sich unter einander feuriger, als sie ihre Männer und Geliebten lieben. Diese unnatürlichen Neigungen bringen Haß gegen das männliche Geschlecht hervor, so wie die unnatürliche

Liebe der Männer Gleichgültigkeit gegen Weiber hervorbringt. Hieraus entstehen unaufhörliche Verläumdungen und Vergiftungen, und diese ziehen beständige Untersuchungen, schimpfliche Geißelungen oder fürchterliche Todesstrafen nach sich. Einige werden in die entlegensten Theile des Harems verwiesen und zu den niedrigsten Arbeiten verdammt; andere werden mit Ruthen gepeitscht, und noch andere erdrosselt, verbrannt oder lebendig begraben. Durch alle diese harten Strafen aber kann der mächtigste König es nicht verhüten, daß ihm nicht bald ein geliebtes Weib, und noch öfter seine Kinder durch Gift oder auf andere Art getödtet werden. Die Königin Mutter läßt von Zeit zu Zeit mehrere Kinder ihres Sohnes ersticken, wenn die Zahl beschwerlich groß zu werden anfängt.

Welch' schauderhaftes Gemälde von Gewaltthaten, Leidenschaften und Lastern! Und wie fürchterlich, daß dies Gemälde wahr ist, daß es sich nicht nur in den Harems der Despoten, sondern auch in mehr oder weniger verkleinertem Maaßstabe in allen morgenländischen Harems, bis zu denen reicher Privatleute herab, wiederhohlt!

Seufzer.

Der Seufzer ist eine lange, tiefe, kräftige Inspiration, die physiologisch zum Zwecke hat, die Lungen auszudehnen und so die Circulation zu erleichtern. Man pflegt daher bei allen Gelegenheiten, die den Blutumlauf erschweren oder behindern, zu seufzen, und Jeder weiß, wie bei solcher Gelegenheit ein Seufzer erleichtert. Von physischen Ursachen, die zum Seufzen nöthigen, nennen wir nur Verdauung, schwere Luft, körperliche Anstrengungen, gewisse Nervenzufälle, und vollends Krankheiten der Brustorgane. Von moralischen Ursachen brauchen wir nur jeden geistigen Schmerz anzuführen, er mag durch Trauer oder Liebe, oder ungestilltes Verlangen u. s. w. erregt werden. Daß die Liebenden häufig seufzen, das sagte von ihnen schon Ovid: *ducere suspiria ab imo pectore* (aus tiefster Brust seufzen) und von August's Zeitalter bis heute ist ein tiefer Seufzer noch immer das beste Erleichterungsmittel geblieben für eine Brust, die Amor's Pfeil verwundet hat. Wohl zu merken, seufzen aber nur die unglücklich Liebenden, so daß man annehmen darf, daß in der glücklichen Liebe die Circulation des Blutes — nicht eben behindert wird.

Sexualorgane.

S. Geschlechtstheile.

Shawl.

Wir könnten hier in Bezug auf Verschönerung und Putz nur wiederhohlen, was wir bereits im Art. Putz gesagt haben. Da aber die Mode nicht hört, und die Kultur und Luxus längst gewohnt sind, sich von der Natur zu entfernen, so haben sie denn auch die Shawls zu einem der wichtigsten Modeartikel erhoben — — wie mancher seufzende Ehemann dies am besten weiß — und man weiß, wie viel Coketterie die europäischen Schönen und Nichtschönen heut zu Tage mit ihren Cachemirs und Bagdads (sind wir nicht gut unterrichtet?) treiben. Wie oft schon war nicht ein Shawl zur rechten Zeit angebracht, das beste Sturmmittel einer unüberwindlichen Festung? Und doch wie sehr wahr sagt ein französischer Kenner in Bezug auf dies Kleidungsstück:

Je ris du qu'en dira-t-on
Et, sans mystère,
Je préfère
A nos dames du grand ton
La simple et gentille Marton.

Pour nous cacher un joli sein,
Leur cachemire
Qu'on admire,
Ne vaut pas un lin
Bien fin.

Je ris du qu'en dira-t-on,
Et, sans mystère
Je préfère
A nos dames du grand ton
La simple et gentille Marton.

Que j'aime à voir son fichu vert
Sur sa peau blanche,
Le dimanche,
Par un souffle d'air
Ouvert!

Désaugiers.

(Ich mach' mir nichts aus dem Gered' der Welt, und gradheraus, ich ziehe unsern großen Damen, die kleine nette Marton weit vor. Um einen hübschen Busen zu verbergen, taugt ihr bewunderter Shawl wahrlich nicht so viel als ein feines Linnen. Wie lieb' ich dagegen Martons grünes Tüchlein auf der weißen Haut, wenn Sonntags ein Lüftchen es öffnet!)

Sinne.

Ja die Sinne! Wir dürfen keine moralische Predigt über die Macht oder — Ohnmacht der Sinne geben — wir dürfen nicht untersuchen, ob Epicur Recht hat, der etwa mit Faust denkt:

Aus dieser Erde quillen meine Freuden
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden
Kann ich mich erst von ihnen scheiden
Dann mag was will und kann geschehn —

Göthe.

oder ob die Stoa Recht hat, die in das andre Extrem fällt, daß sie alle Sinnenherrschaft, alle Macht der Leidenschaft ganz verwirft —

O, glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!

Göthe's
Mephistopheles im Faust.

— Ueberlassen wir also diesen Streit, den gefährlichen, der Moralphilosophie, die sich ferner daran üben mag! Man vergleiche aber dafür, was über die Sinne, die zum Thema dieses Werkes gehören, gesagt ist in den Artikeln: Auge, Geruch, Hand.

Sinnenkälte.

So wie es eine Geschlechtshitze giebt, so giebt es auch offenbar eine Geschlechtskälte, eine Sinnenkälte, in welcher der Mensch gleichsam unempfindlich zu sein scheint für den lebhaftesten erregendsten Trieb, der nur irgend im Thierreiche geschaffen ist. Wenn Lais eine ganze Nacht in der verschwen-

derischsten Enthüllung aller ihrer Reize beim Philosophen Xenocrates zubringt, und dieser nicht aus dem Phlegma seines störrischen Schlafes zu erwecken ist, was ist dieses anders als jene Apathie, jene Kälte, deren sich namentlich die Philosophenschule der griechischen Stoa so vorzugsweise rühmte, daß man seitdem den Begriff stoische Apathie als Kunstausdruck in die Philosophie aufgenommen hat. Ist es nicht eine bewundernswerthe Sinnenkälte?, wenn Rousseau, der doch sonst — nicht eben von Holz war, obgleich er mehr als leicht brannte — wenn Rousseau einmal von sich und seiner Geliebten erzählt: „Seit sechs Monaten lebte Madame d'Houdetot allein, fern von ihrem Mann und ihrem Geliebten (St. Lambert). Seit drei Monaten nun sah ich sie täglich, und immer stand die Liebe als dritter Mann zwischen ihr und mir. Wir hatten *Téte-á-téte* zu Nacht gespeist, wir waren allein — in einer Laube — im Mondschein — und nach zwei Stunden der lebhaftesten, zärtlichsten Unterhaltung trat sie heraus aus der Laube mitten in der Nacht, eben so unberührt, so rein an Körper und Geist, als sie hereingekommen war." —

Ganz verschieden ist diese Geschlechtskälte von jenem Unvermögen den Geschlechtstrieb naturgemäß zu befriedigen, denn bei diesem kann der Trieb in seiner ganzen Energie wirksam sein — wie er es denn leider! meistens ist, und der Geist gewöhnlicher um so williger, je schwächer das Fleisch ist! — während bei jener Apathie, bei jener Sinnenkälte die Sexuallust ganz zu schlummern scheint.

Zuweilen ist ein solcher Zustand angeboren. Diese Menschen pflegen dann wohl fett und weichlich, von träger Complexion zu sein; Männer sind dann gewöhnlich wenig behaart, Weiber unfruchtbar, mit kleinen, schlecht entwickelten Brüsten, schwacher Perspiration u. s. w. Solche angeborne Geschlechtskälte verdanken diese Menschen gewöhnlich sehr alten, oder durch frühere Ausschweifungen geschwächten Eltern. Das sind dann die Generationen, die solche entnervte, alle ihre Säfte und Kräfte vergeudet habenden Wüstlinge zum brandmarkenden Zeugniß ihres Wandels der Nachwelt hinterlassen!

Aber auch erworben kann jene Apathie werden, wenn sie auch nicht angeboren war. Hier wirken dann ungünstig in dieser Beziehung, also schwächend, eine knappe, kühlende Diät, die lange fortgesetzt wird, Misbrauch geistiger Getränke (so

wie einige auch Misbrauch des Kaffees angeschuldigt haben) Anwendung gewisser Arzeneimittel, wenn sie in unvernünftigem Uebermaaß gebraucht werden, ganz vorzüglich erlöschen aber das Feuer des Sexualtriebes Ausschweifungen, besonders Selbstbeflekkung. Nichts verursacht so häufig jene Sinnenkälte, als dieses Laster: allen natürlichen Reizungen entfremdet, für alle natürliche Lust abgestumpft, schleichen die hohlwangigen Sünder herum:

Und fliehen jedes Weibsgesicht,
Und zittern, es zu sehn —

Schiller.

und bei jugendlichem Leibe ist ihr Sinn erkaltet, und wie Narciß lieben sie nur noch sich selbst in schnöder Brust! (Vgl. Geschlechtstrieb, Nestel, Selbstbefleckung.)

Sohle.

So wird die untere Fläche des Fußes genannt, die in ihrer Mitte mehr oder weniger ausgehöhlt ist. Hier findet sich unter allen Theilen des Körpers dickste Oberhaut, besonders an der Ferse (oder dem Hacken) des Fußes. Diese Dicke wird hauptsächlich durch den Druck erzeugt, welchem die Füße beim Gehen und Stehen beständig ausgesetzt sind; doch ist die Oberhaut an diesem Theil gewöhnlich bei dem weiblichen Geschlecht, noch um ein beträchtliches dünner, als bei dem männlichen, wahrscheinlich deshalb, weil das erstere sich im Allgemeinen einer weicheren Fußbekleidung bedient, und die Füße weniger zum Gehen anzustrengen nöthig hat. Indessen sind die dünnen Schuhsohlen häufig Schuld daran, daß bei Frauenzimmern die Oberhaut, besonders am Ballen der großen Zehe und an der Ferse zuweilen verhärtet, und die schwielige Beschaffenheit annimmt, welche man bei den Hühneraugen beobachtet, — ein unangenehmer Zufall, zu dessen Entstehung in großen Städten öfters ein schlechtes Straßenpflaster mit beitragen mag.

Man hat die Sohle von jeher als einen der verborgensten Theile des Körpers betrachtet. Achilles war nur in der hintern Gegend der Sohle, d. h. an der Ferse verwundbar, und *Ninon de l'Enclos* wußte keinen schicklichern Ort, wohin sie

die Runzeln des Gesichtes verbannen konnte. Auch Kostbarkeiten hat man dieser niedrigsten Stelle des Körpers anvertraut, indem verschmitzte Diebe und Diebinnen zuweilen gestohlenen Diamanten und Gold unter der Sohle im Schuh verbargen, und auf solche Art damit in Sicherheit kamen. (Vgl. Fuß.)

Sonnenjungfrauen.

S. Nonne.

Sopha.

Der Sopha — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Was in Bezug auf das Thema dieses Werkes über den Sopha zu sagen ist, schließt sich an das an, was wir im Artikel: Bett mitgetheilt haben.

Crebillon der Jüngere hat in einem schlüpfrigen Mährchen, *le Sopha*, das er sehr aminös: *Conte moral* nennt, sich ausführlich über diesen Gegenstand mit Witz und Laune ausgesprochen. Die unsittliche Frau von Squanderfield in Hogarth's *Mariage à le mode* hat dies famöse Buch auf ihrem Sopha, und Lichtenberg sagt bei dieser Gelegenheit, das Buch grade so in eine Damenbibliothek gehört, wie übergoldete Stechäpfel oder überzuckerte Tollbeeren an einen Christbaum.

Crebillon's Mährchen beruht auf folgender Idee: Amami, eine Art von Hofjunker an Schach Baham's Hofe ward einmal zur Strafe in einen Sopha verwandelt, und erzählt nun, was er als solcher gesehn und gehört hat.

Die Bedingungen des Zaubers und der Erlösung sind: er kann sich Form, Stoff, Farbe, Bordirung nach Belieben wählen: er kann eben so nach Belieben dienen, wem er will, nur Sopha muß er bleiben, so lange er eine Begebenheit erlebt, die freilich in den höhern Regionen der gesitteten Welt so etwas sein mag, wie die große Conjunction aller Planeten in den Regionen des Himmels, nämlich: Unschuld gegen Unschuld wechselseitig verloren.

Spa=

Spadonen

nannten die Alten Männer, die nur von Einer Seite entmannt waren, im Gegensatze von Castraten, die ganz unfähig sind zu einer fruchtbaren Ehe. Da dies bei den Spadonen nicht der Fall ist, so verbot ihnen auch das römische Gesetz nicht, sich zu verheirathen. (Vgl. Castraten, Verschnittene.)

Statur.

S. Wuchs.

Stirn.

Einer der edelsten, schönsten Theile im menschlichen Gesichte, weshalb er auch oft in gewissen Sprichwörtern für Gesicht im Allgemeinen, ja für geistige Eigenschaften genannt wird. Wie einnehmend ist nicht eine sanft gebogene, offene, freie, nicht von Runzeln durchfurchte Stirn! Wie vielversprechend eine hohe, gewölbte? Der Witz der Physiognomiker hat sich an diesem Theile des menschlichen Kopfes auch fast am meisten geübt. Je gedrängter, kürzer, fester die Stirn, sagt Lavater, desto gedrängter, unlustiger, fester der Character des Menschen; je bogenlinigter, eckenloser die Umrisse, desto zarter und weicher, je grader, desto fester und härter der Character. Rückwärtsliegende Stirn bedeutet nach ihm Imagination und Witz. Stirnen, sagt er, die oben rund und vorstehend, unten grade, im ganzen perpendiculär sind, sind sehr verständig, lebhaft, empfindlich, sehr heftig, und — eiskalt. Die bläulichten Adern auf der Stirn, die an weißen Stirnen von Kennern sehr geschätzt werden, will Lavater nie als an Menschen von sonderbaren Talenten und feurig edlem Character gefunden haben. Dagegen warnt er davor Freundschaft zu machen mit kurzen, runzlichten, knotigen, irregulären Stirnen, die sich immer anders falten. Und da wir den Lesern auch überall in ähnlichen Artikeln Proben von dem alten Physiognomiker Johannes von Indagine geliefert haben, so stehe auch eines von dessen Urtheilen über die Stirn hier:

„Und so die Styrn verrunzelt, und in mitten als gebo-

gen, zusammengezogen, bedeutt wol zwe herrlicher tugent des menschens, als grosszmütigkeit und ein scharpffe Synnylichkeit. Hat aber darzu eine starke neygung zur grymmigkeyt. Wenn die Styrn des menschens ist vast grossz, rond um onhärig das zeigt an einen kühnen und darbey lygenhafftigen menschen. Ist die Styrn lang, mit einem langen Antlit und einem kleinen kinn, so ist der mensch ein grymmiger tyrann." (Vergleiche Gesicht.)

Strumpf.

Dieses wesentliche Stück der weiblichen Bekleidung, welches bestimmt ist, Füße und Waden zu verhüllen, und das durch sein Anschmiegen uns zunächst die Form dieser Theile zu erkennen giebt, (vorausgesetzt, daß keine falschen Waden täuschen) scheint bei den Egyptiern, Griechen, Römern und den meisten Völkern des Alterthums nicht gebräuchlich gewesen zu sein. Bei einigen nordischen Nationen, wie z. B. bei Galliern und Germanen, war es hingegen Sitte, die Schenkel mit eng anpassendem Leder oder mit Leinwand zu bedecken, welche bis zum Fuß herabreichte, und an der Sohle desselben befestigt wurde. Späterhin sah man die Strümpfe bald einen Theil der Fußbekleidung, bald einen Theil der Hosen ausmachen, bis man (es ist ungewiß zu welcher Zeit,) den Strumpf zu einem besondern Kleidungsstück erhob, und ihm jene Form gab, die wir noch heute an ihm gewohnt sind. Bis auf Franz den Ersten, König von Frankreich, wurden die Strümpfe aus sehr verschiedenem Zeuge verfertigt, erst unter diesem Monarchen fing man an, Strümpfe zu stricken — eine Epoche, die durch diese Erfindung gewiß zu den wichtigsten in der Geschichte der Frauenwelt gehört, und wobei man nichts so sehr zu bedauern hat, als daß der Name derjenigen, welche die Kunst zu stricken erfand, nicht auf die Nachwelt gekommen ist. König Heinrich der Zweite trug zuerst bei der Hochzeit seiner Tochter seidene Strümpfe.

Seit jener Zeit hat man diesen Kleidungsstücken eine verschiedene Länge gegeben, und sie aus den mannigfaltigsten Stoffen verfertigt. In Frankreich tragen die Frauenzimmer durchaus sehr lange Strümpfe, die sie hoch über den Knien festbinden, in Deutschland scheint man hier und da aus Sparsamkeit die

kurzen Strümpfe vorzuziehen, welche etwas über, oder auch auf der Wade befestigt werden. Weil aber durch die letztere Befestigung die Wade sehr häufig verunstaltet, und durch einen mehr oder weniger tiefen Eindruck getheilt wird, so muß man der französischen Art unbedenklich den Vorzug geben, besonders da lange Strümpfe auch weit besser vor Erkältung schützen.

Ein feiner weißer Strumpf, der vermöge seiner Elasticität die Wade und den Fuß so genau umschließt, daß die schöne üppig schwellende Form dieser Theile in sanfter Rundung sich ausspricht, ist am besten geeignet, auf das Auge und so weiter einen sehr angenehmen, ja sogar bisweilen bezaubernden Eindruck zu machen. Dunkle und schlotternde Strümpfe bewirken grade das Gegentheil.

Es wollte sogar Jemand behaupten, daß man aus der Beschaffenheit des Fußwerkes bei einem Frauenzimmer einen ziemlich sichern Schluß auf Geschmack, Ordnungsliebe und Reinlichkeit zu machen befugt sei. Die Strümpfe sollten hierbei hauptsächlich zu berücksichtigen sein. Wir lassen es aber dahingestellt, ob solch ein Schluß sich jederzeit in der Erfahrung bewähre. (Vgl. Strumpfband, Fuß, Wade.)

Strumpfband.

Dieses kleine Bekleidungsstückchen hat viel Lärm in der cultivirten Welt gemacht, und sogar das stolzeste Volk der Erde schämte sich nicht seinen größten Orden auf — einen Strumpfband zu gründen, welches die Gräfin Salesbury an einem Gallatage verlor, und der König Eduard der Dritte aufhob. Man darf sich nach solchem Vorgang nicht wundern, wenn das Strumpfband bald bei den Frauen von Stande ein Emblem wurde, ein Pfand ihrer Achtung oder ihrer Liebe. Die Farbe desselben drückte allegorisch aus, was im Herzen der schönen Besitzerin vorging. Glücklich der Ritter, der ein grünes Strumpfband von seiner Schönen empfing, glücklicher der, von dem sie ein rosenfarbenes annahm, am glücklichsten gar der, der es befestigen durfte!

Nun schlinget meine kühne Hand —
O Liebe, Liebe, welche Gnade!
Ein sanft geflammtes Rosenband
Ihr zierlich zwischen Knie und Wade!

Bürger.

Viele Leser kennen auch den altfranzösischen Gebrauch, einer Neuverehelichten das Strumpfband zu lösen (*dénouer la jarretière de la mariée*). Noch jetzt hat sich in vielen Gegenden diese Sitte erhalten, nur daß die Schicklichkeit jetzt statt eines wahren Strumpfbandes ein rosenfarbenes Band nimmt, das um den Fuß an seinem untern Theil geschlungen wird. Gegen das Ende des Hochzeitmahles schleicht sich ein Kind, gewöhnlich ein Verwandter, unter den Tisch, um dies Band bei der Braut zu lösen, und es überreicht darauf dasselbe dem Junggesellen, der des Bräutigams nächster Verwandter ist.

Superfötation.

S. Ueberfruchtung.

Schwangerschaft.

Sehr gemüthlich sagt unser deutsches Volkswort von einer Schwangern, sie sei „guter Hoffnung.“ Gewiß! es ist eine gute Hoffnung, daß man zu dem großen Geschäfte der Fortsetzung der Schöpfung nach dem heiligen Willen der Gottheit demnächst auch sein Schärflein beitragen werde! Unsre Leser werden es uns danken, wenn wir ihnen über den geheimen Vorgang der Menschwerdung, oder über die physiologischen Vorgänge der Schwangerschaft, so viel sie überhaupt dem menschlichen Verstande bis jetzt bekannt sind, eine kurze Belehrung geben. Was ist dem Menschen wichtiger, worauf hat er mehr Recht wißbegierig zu sein, als auf das Geheimniß seiner Entstehung? Ist es nicht eine der frühesten kindlichen Fragen schon? Und wie lange dauert die Zeit, daß wir uns mit „Mutterchens Klapperstorch“ abfertigen lassen? — Was wir daher hier zu sagen nöthig finden, wird hoffentlich nicht für überflüssig gehalten werden; verständlich wird es nach den Belehrungen, die wir in den Artikeln: Befruchtung, Begattung,

Beischlaf, Geschlechtstheile gegeben haben, wohl überall sein.

Vom Augenblick der Schwängerung an befindet sich der Uterus, nebst dem ganzen System der innern weiblichen Geschlechtstheile, in einem entzündungsähnlichen Zustande, woher die Uebelkeit und ähnliche Zufälle, durch deu veränderten Nervenreiz, sich leicht erklären. Durch diesen entzündungsähnlichen Zustand erfolgt eine Ausschwitzung aus den Wänden der Mutterhöhle, welche eine Haut bildet, die nach der Geburt zottig aussieht und Hunters Haut (*decidua Hunteri*) genannt wird. Mittelst derselben ist das Ei an die Mutterhöhle angewachsen.

Das Ei hat zwar keine Kalkschale, wie ein Vogelei, doch eine harte Haut, die es umschließt und Chorion heißt. Innerhalb dieser ist eine zweite Haut, genannt Amnion.

An einer Stelle, meist ganz im Muttergrunde, ist ein fleischiger, gefäßreicher Klumpen ganz fest an die Gebärmutter gewachsen. Ein zweiter, eben so gefäßreicher Klumpen liegt innerhalb des Eis auf diesem, doch haben beide keine unmittelbare Gemeinschaft mit einander, außer daß sie fest auf einander liegen. Aus der Mitte des nach dem Ei zugekehrten Klumpens gehn drei Gefäße nach dem Nabel des Fötus, eine ziemlich gerade Blutader und zwei sehr gewundene Schlagadern. Dieser Klumpen ist verhältnißmäßig um so größer, je jünger die Frucht ist, und nimmt ab gegen Ende der Schwangerschaft. Man nennt ihn Mutterkuchen, und den Gefäßstrang aus ihm Nabelschnur.

Innerhalb der Eihäute ist eine bedeutende Menge Wasser, in welchem die Frucht schwimmt, genannt das Kindswasser, von Farbe gelblich, gerinnbar. Gegen Ende der Schwangerschaft wird auch dessen immer weniger.

Die Frucht des Menschen (denn bei jeder Thierart ist der Verlauf anders) zeigt sich zuerst gegen das Ende der dritten Woche der Schwangerschaft wie zwei Bläschen, von welchen das eine größer als das andere ist. Nach der vierten Woche bemerkt man im ameisengroßen Fötus schon das Herz als einen hüpfenden Punkt, (*punctum saliens*) und noch im Laufe des zweiten Monats werden alle Theile sichtbar, sogar die Knochenbildung beginnt. Endlich im vierten Monat ist eine menschliche Gestalt vollendet.

Die Frucht athmet nicht, wird auch nicht durch den Darmkanal ernährt, und wächst doch äußerst schnell, besonders im Anfange. Die Quelle ihrer Ernährung ist ohne Zweifel das mütterliche Blut im Mutterkuchen, dennoch findet keine unmittelbare Verbindung der Muttergefäße mit den Kindesgefäßen statt, sondern es geht aus jenen in diese und aus diesen in jene durchaus nichts über, was nicht in Form eines bloßen Hauchs übergehen kann.

Wie das Ei wächst, dehnt der Uterus sich aus, allein er wird nicht etwa dünner dadurch, sondern er vergrößert und verdickt sich in allen Richtungen, und zwar zuerst in seinem Grunde, dann auch in seinem unteren Theil. Indem dieser sich entwickelt, verschwindet der Mutterhals gänzlich, so daß innerer und äußerer Muttermund eins sind. Bis zum zweihundert und achtzigsten Tage hat der Uterus gewöhnlich seine höchste Ausdehnung erreicht, und ist dabei an Substanz am dicksten und festesten.

Der Fötus hat im Ei gewöhnlich die Lage, daß der Kopf nach unten, der Rücken nach vorn, nach den Bauchdecken der Mutter hin steht. Die ganz gekrümmten Schenkel sind an den Unterleib, die gleichfalls gekrümmten Arme über die Brust bis gegen das Gesicht gezogen und gekreuzt.

Zwischen der achtzehnten und siebenundzwanzigsten Woche fühlt die Mutter die ersten Muskelbewegungen der Frucht. Bewegt hat sich diese von ihrem Beginnen an; jetzt sind die Bewegungen stark genug, um empfunden zu werden.

Endlich, wenn die Ausdehnung des untern Theils der Mutter in der vierzigsten Woche der Schwangerschaft den höchsten Grad erreicht hat, erwacht plötzlich im Muttergrunde ein entgegenstrebendes Zusammenziehn. Eine Menge Schleim sondert sich ab und fließt aus, die äußern Geburtstheile werden groß und erweitern sich. Einige Zusammenziehungen des Muttergrunds erweitern allmälig den Muttermund, wodurch der abfließende Schleim ein wenig blutig gefärbt wird. Die Eihäute treten durch den Muttermund in die Scheide vor, zerspringen endlich, und der Kopf der Frucht folgt dem sich jetzt ergießenden Fruchtwasser bald nach. Endlich kommt der Hinterkopf hinter den äußern Geburtstheilen zum Vorschein, und unter den heftigsten, schmerzhaftesten Zusammenziehungen ent-

ledigt sich der Uterus des ganzen Eies, erst der Frucht, dann ihrer Häute und Nachgeburt.

Dies ist der Eintritt des Menschen in die Welt, schreiend beginnt er zu athmen, weinend und mit Widerwillen vertauscht er seinen warmen bisherigen Wohnort gegen die kalte feindliche Welt. Aber bald nimmt ihn der Schlaf in seine nährenden Arme, und die Liebe der Mutter schützt seine Hülflosigkeit, der Mutter, die ihre Schmerzen schnell vergessend mit Wonnethränen den neugebornen Liebling anschaut.

Nicht immer geht alles ganz nach der Regel, auch nicht immer wird die Schwangerschaft vollendet. Mancherlei Zufälle können den Tod der Frucht veranlassen, welchem sodann die Geburt gleich nachfolgt; auch können die Fruchthäute bersten, worauf dasselbe geschieht. Man nennt dies Abortus oder unzeitige Geburten, wenn die Frucht noch nicht lebensfähig ist, frühzeitige Geburten, wenn sie schon lebensfähig ist, d. i. nach dem zweihundertundzwanzigsten Tage. Sehr selten hat man auch Spätgeburten beobachtet, weswegen das Preußische Gesetz eine nach dreihundert und zwei Tagen erfolgte Geburt noch als legitim anzusehn befiehlt.

Sybarit.

Die Stadt Sybaris lag am tarentinischen Meerbusen, zweihundert Stadien von Kroton. Ihre Bewohner waren in eine solche weichliche Ueppigkeit versunken, daß man, nach spartischen Begriffen, einen Menschen nicht mehr beschimpfen konnte, als wenn man ihm den Namen eines Sybariten beilegte. Selbst die Regierung autorisirte Körper und Geist entnervende Sitten. Sie duldete in der Stadt keine Profession, deren Geräusch ihren zarten Nerven empfindlich war, und verbot sogar Hähne zu halten, weil deren Geschrei den Schlaf störte. Nur die Künste des verfeinerten Luxus wurden in Sybaris geschätzt. Juvelirer und Fischer sahen sie als die wichtigsten Stützen des Staats an, und diese waren daher von allen Abgaben befreit. Ihre Mahlzeiten waren mit einem unglaublichen Aufwand von Verschwendung und Luxus begleitet; sie waren die vornehmsten Gegenstände, welche den sybarischen Senat beschäftigten u. s. w. (Vgl. Wollust.) Bekanntlich wird noch heute ein Wollüstling, ein Weichling, mit dem Namen Sybarit bezeichnet.

I.

Tändeleien.

Die kleinen Vorläufer und Trabanten der Liebe! Schon die Alten gaben dem Liebesgott Amorinen und Amorettchen zu Begleitern, weil sie, als erfahrene Sachkenner wohl wußten, wie sehr neckende Scherze, flüchtige Anreitzungen den Werth und die Kraft der Liebe erhöhten. Ja dies scheint auf einem Naturgesetze zu beruhen, denn auch die Thiere haben unter sich ihre Tändeleien, wie denn überhaupt:

dans les mouvemens des plus tendres amours
Les bêtes ne sont pas si bêtes qu'on pense.
in dem Genuß der schönen Liebe
Das Vieh so dumm nicht ist, als man wohl glaubt!

Wie oft hat man nicht Hunde und Katzen förmlich sich necken und tändeln gesehen. Von dem Schnäbeln der Tauben zu geschweigen, welches den bekanntesten und sprechendsten Beweis für die Behauptung giebt, daß den Thieren das Tändeln nicht unbekannt sei.

Was Tändeleien sind, darüber ist schwer zu streiten. Während der gebildeten Weltdame ein Rebus, das der Seladon geschickt überreicht, das Verstecken des Nähkästchens, ein geschicktes Hineinprakticiren einer überraschenden Kleinigkeit in ihren Pompadour u. s. w. schon Tändeleien sind — während eine Klasse tiefer herab ein gestohlenes Küßchen, ein sanfter Druck, der heimlich unter dem Tisch angebracht wird, ein leichter Schlag auf die Schulter gern gesehene Tändeleien sind — tändelt man noch weiter herab, tändelt der schrötige Colas mit der feisten Röse eben so verliebt, aber etwas derber und handfester etwa folgendermaßen:

Colas d'sa belle un soir s'approche,
Lui lâche un' taloche;
Thérès' lui décoche
Un grand soufflet bien tendrement
V' là c'que c'est que l'sentiment!

Désaugiers.

Calas nährt sich seiner Lieben
Reicht ihr eine Kopfnuß hin:
Sie, nicht faul, versetzt geschwind
Zärtlich ihm 'ne große Watsche —
Seht! das nenn' ich Zartgefühl!

Vortrefflich erklärt dieser witzige Dichter den Grund der Liebesändeleien:

l'amour nous étouff' rait,
Si quelque jour il ne transpirait.

Würd' uns denn die Liebe nicht ersticken,
Machte sie sich nicht zu Zeiten Luft?

Taille.

S. Wuchs.

Tanz.

Cahusac, der eine lehrreiche Geschichte des Tanzes geschrieben hat, erklärt sich folgendermaßen über den Ursprung desselben: der Mensch hat seine allerersten Empfindungen durch verschiedene Töne ausgedrückt, und durch Bewegungen seines Gesichtes und des ganzen Körpers. Jene Töne wurden Sprache und Musik nach weiterer Ausbildung, die Bewegungen Gebehrdensprache und Tanz. Der Tanz ist also dem Menschen eben so natürlich als Gebehrden und Sprache.

Da Gesang und Tanz einmal bekannt waren, war es natürlich, daß der Mensch sich ihrer zunächst bediente, um jenes Urgefühl auszudrücken, das vor allen andern im menschlichen Herzen lebt, das Gefühl der Bewunderung der Gottheit und ihrer Schöpfung. So finden wir es auch in der Geschichte bestätigt, daß der religiöse Tanz der älteste aller Tänze ist.

Als man die wohlthätigen Folgen beobachtete, die eine gemessene Körperbewegung, wie sie der Tanz mit sich führt, auf das Wohl und die Gesundheit übt, wurde er Gegenstand der Gesetzgebung und z. B. Lykurg, dem es so sehr um ein gesundes und kräftiges Volk zu thun war, verordnete, daß die jungen Bewohner von Sparta vom siebenten Jahre an vor dem Altar Diana's im Tanze unterrichtet und geübt werden sollten. Der Tempel Diana's wurde unstreitig zum Schau-

platz gewählt, weil der weise Gesetzgeber alle jene Ausschweifungen verhüten wollte, zu denen der Tanz so leicht Gelegenheit giebt, und die den Griechen schon bekannt genug waren, da sie die Tanzkunst bereits so vervollkommt hatten, daß die Geschichte bei ihnen hundert und neunundachtzig verschiedene Tänze zählt.

Schon das Alterthum also kannte die wollüstigen Tänze, und die Tänze der Bacchantinnen sind berüchtigt genug. Schon jene Zeiten hatten den Tanz zu einem der Hauptmittel Wollust anzufachen und rege zu erhalten erniedrigt, und in der Geschichte der Ausschweifungen hat der Tanz von jeher eine wichtige und scandalöse Rolle gespielt.

Noch heut zu Tage spielt er sie unter dem wollüstigen Himmel des Orientes. In allen großen Reichen Asiens und Afrika's finden sich Gesellschaften von Tänzerinnen, die besondere Zünfte ausmachen, und deren Hauptgewerbe wahrlich nicht der Tanz ist! Am bekanntesten sind unter diesen orientalischen Tänzerinnen die Bajaderen, über die wir hier einiges einschalten müssen.

Die Bajaderen in Hindostan sind junge Mädchen von zehn bis siebzehn Jahren, die tanzen, singen und kleine Schauspiele aufführen lernen. Sie stehen unter der Aufsicht einer Matrone, die sie in allen weiblichen Künsten, und namentlich in der Kunst zu gefallen, unterrichtet. Diese wählt sich aus den niedrigsten Volksklassen die schönsten Mädchen in einem Alter von sieben bis acht Jahren, läßt sie zur Erhaltung ihrer Schönheit inokuliren, und lehrt sie dann zu den Kenntnissen und körperlichen Fertigkeiten ihres nachherigen Standes an, dessen Zweck und Bemühung auf nichts anders gerichtet ist, als den Reichen und Vornehmen des Landes, Unterhaltung und sinnliches Vergnügen zu verschaffen. Anfänglich wenigstens mag blos dies ihr Zweck gewesen sein; allein in der Folge ist es zugleich ein Gegenstand des Luxus geworden, wie denn Sinnlichkeit fast überall zur Verschwendung leitet. Nicht nur an den Hoflagern regierender Herren werden gewöhnlich jeden Abend zur Unterhaltung des Hofes, Schauspiele und Tänze von solchen Bajaderen aufgeführt, sondern es giebt auch in jeder Stadt mehrere dergleichen Trupps von jungen Mädchen, die bei Gastmahlen reicher Privatpersonen, bei Familienfesten, bei Empfang und Bewirthung eines Frem-

den, kurz bei der geringsten Veranlassung erscheinen, um die Gesellschaft durch ihre Künste und Reizungen zu vergnügen. Für ein Mädchen der besten Art erhält die Matrone, der sie angehört, für die Unterhaltung eines Abends hundert Rupien (oder Gulden), und oft werden zur Musik bei der Tafel, zu kleinen Zwischenspielen und Tänzen, zwanzig solcher Personen erfordert, das ist denn eine reine Ausgabe von zwei tausend Gulden für einen Abend! Bei gesellschaftlichen Zusammenkünften erscheinen die Bajaderen, gleich zu Anfang in dem Versammlungszimmer, begrüßen jeden ankommenden Gast mit Tanz, und überreichen ihm im Namen des Wirthes auf einem silbernen Teller Betel, Rosenwasser, Erfrischungen, auch wohl Geschenke, die der Wirth den Gästen macht; dann singen, spielen und tanzen sie wechselsweise, bis die Gesellschaft auseinander scheidet. Hat einer oder der andere Lust die Talente einer von diesen Bajaderen näher kennen zu lernen, und sie zu dem Ende bis zum folgenden Morgen bei sich zu behalten, so kostet es ihm gemeiniglich nur einen Wink. Die Matrone, welcher die Bajadere angehört, rechnet den Werth der Unterhaltung, die ein solches die Nacht hindurch, mit jener, welche sie den Abend über gewährt, zu gleichem Preise; eins wie das andere gilt hundert Ruppien, davon bekommt das Mädchen nichts, sondern der, dem sie zu Gebot gewesen, muß ihr am Morgen noch ein besonderes Geschenk machen, und das besteht, je nachdem sie seine Erwartungen mehr oder weniger befriedigt hat, oder je nachdem er weniger freigebig oder reich ist, in einer Juwele oder einem Stück reichen Zeuges. Gastfreiheit und gute Lebensart gehen in Indien so weit, daß der Wirth dem Gaste, den er aus der Fremde bei sich beherberget, und dem er eine gute Aufnahme beweisen will, die Bajadere, welche demselben am besten gefallen hat, ins Schlafzimmer schicken, und nicht nur die Matrone dafür bezahlen, sondern auch dem Gaste des Morgens beim Aufstehen das Geschenk zuschicken muß, das dieser seinem Mädchen, der Gewohnheit zufolge, zu überreichen verbunden ist. Ungeachtet die Matrone dem Mädchen nichts als Unterhalt und Kleider giebt, die freilich schon an sich kostbar sind, so erwerben diese doch, durch die sogenannten freiwilligen Geschenke, oft sich beträchtlichen Reichthum. Es ist nichts seltnes, eine Bajadere der ersten Klasse zu sehen, die für zwanzig und mehr

tausend Rupien Juwelen an sich trägt; denn sie sind gleichsam damit behangen. Solche Tänzerinnen und Sängerinnen giebt es indeß auch von geringerer Gattung, sogar welche, die auf Verdienst im Lande umherziehen, die dann aber auch nicht so kostbar sind. Nach dem siebzehnten Jahre, wenn die ersten Reize verblühet sind, pflegen die Bajaderen nicht mehr als Schauspielerinnen ihre Reize öffentlich feil zu bieten, sondern sich in eine Pagode (Götzentempel) unter den Schutz eines Braminen zu begeben, doch nicht, wie in Europa, um aus Buhlerinnen alte Betschwestern zu werden, sondern um hier ihre vorige Lebensart fortzusetzen. Was sie im Tempel mit ihren Reizungen gewinnen, gehört den Braminen, die ihnen dafür einen Aufenthaltsort und Unterhalt geben. Für unanständig wird übrigens dies Gewerbe in Indien weder für die Bajaderen, die es treiben, noch für Personen, welche Genuß daran haben, gehalten; denn die Mädchen tanzen den Götzen zu Ehren vor ihren Bildnissen in den Tempeln an Festtagen und bei feierlichen Processionen. Man glaubt, daß die Götter an den schamlosen Tänzen öffentlicher Weiber ein eben so großes Wohlgefallen als die Könige und Großen, finden, und selbst die feurigen und wollüstigen Braminen, die diese Mädchen in den geheimen Künsten der Liebe vollends einweihen, stehen im Rufe besonderer Heiligkeit.

Alle Reisebeschreiber versichern, daß diese bezaubernden Tänzerinnen die ungeheure Ueppigkeit der Morgenländer und den schleunigen Untergang ganzer Familien befördern, die so lange der Raubsucht der großen und kleinen Despoten entgangen sind. Sie richten nicht blos Jünglinge, sondern die vornehmsten Männer häufig zu Grunde; sie verstricken selbst Könige, geben ganzen Völkern nicht selten künftige Regenten, und reizen durch ihre wollüstigen Tänze und Schauspiele die Sinnlichkeit der Orientaler bis zur Wuth. Chardin kannte viele vernünftige Männer, die einer oder der andern Tänzerin so ergeben waren, daß sie es selbst für unmöglich hielten, sich ihren Fesseln zu entreißen. Diese unglücklichen Neigungen entschuldigten sie damit, daß sie von ihren Geliebten bezaubert seien. Solche Sclaven der Liebe werden an den Brandmalen, die sie am ganzen Körper, besonders an den Armen und in den Seiten haben, erkannt. Die Perser machen diese mit einem glühenden Eisen, und zwar um desto mehr und tiefer,

je verliebter sie sind, und je mehr sie ihre Gebieterinnen von ihrer Leidenschaft überzeugen wollen. Alle Reisebeschreiber haben mit dem größten Erstaunen die Stärke und Zauberkraft des Spiels dieser Buhlerinnen, und die Heftigkeit der durch sie erregten Begierden gesehen. Oft erscheinen sie ganz unbekleidet bei ihren pantominischen wollustathmenden Tänzen; sie suchen nicht nur durch Blicke, Mienen und Stellungen des Körpers den Zuschauern die Entzückungen der Liebe stufenweise auszudrücken, sondern sie erhitzen sich selbst dergestalt, daß ihre Tänze in wollüstige Convulsionen ausarten. Die Begierden mancher indischen Großen werden hierdurch so aufgereizt und unersättlich, daß sie oft in einer Nacht vier bis fünf Gesellschaften von Tänzerinnen kommen lassen, und wenn sie dann fast ganz vernichtet sind, sich dennoch in die Arme eines habessinischen Sclaven werfen.

In Egypten giebt es gewisse Tänzerinnen, die sich außer ihren Künsten, andere angenehme Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben suchen. Man nennt diese Sängerinnen Alme oder Gelehrten, und diese Alme nehmen keine unter sich auf, die nicht eine liebliche Stimme hat, eine gewisse Kenntniß der Sprache und der Regeln der Dichtkunst besitzt, und aus dem Stegreif dichten, oder auf gegenwärtige Personen und Umstände Verse machen kann. Eben diese Alme wissen die schönsten Gesänge auf die Unfälle von Liebenden, oder auf den Tod von Helden auswendig, durch deren Absingung sie die harten Türken bis zu Thränen rühren können.

So verführerisch indeß alle Reitze und Künste der Tänzerinnen für den weichlichen Orientalen sind, so wenig Eindruck würde ihr übertriebener Putz, oder die unzähligen Ringe, Bänder und Ketten, womit Ohren, Nase, Hals, Brust, Hände, Arme, Finger, Füße und Zehen behangen und bedeckt sind, auf den gesunden Geschmack eines Europäers machen; die ekelhaften starkriechenden Schmierereien, womit sie Wangen, Lippen, Augen, Augenbraunen und selbst Hände und Nägel zu verschönern suchen, würden vielmehr eher anekeln als reizen. Sie punktiren sich sogar allerlei Blumenwerk auf Gesicht und Arme, oder nähen mit einem geschwärzten Faden einen schwarzen Ring um die Augen herum, wodurch das Feuer derselben, ihrer Meinung nach unendlich erhöhet wird. Die sinnreiche Art, wodurch sie die Reitze ihres Bu-

sens, den vorzüglichsten Schatz ihrer Schönheit, zu erhalten bemüht sind, verdient noch bemerkt zu werden. Um dessen ungestaltete Vergrößerung zu verhüten, umgeben sie denselben mit zwei Futteralen von sehr leichtem Holz, die vermittelst eines Charniers zusammengefügt und hinten befestigt sind. Das Aeußere derselben ist mit einer Goldplatte belegt und mit Brillanten besetzt, das Ganze ist so glatt und elastisch, daß es die geringsten Bewegungen des Busens nicht verbirgt und diese Kapsel wissen sie mit einer gleich geschickten Leichtigkeit ab- und anzulegen. (Vgl. Brust.)

In Europa ist das System der Tanzkunst nicht zu solchen Ehren (!) gelangt. Nur in Spanien erlaubt der wollüstige Fandango einen Vergleich mit den liederlichen Tänzen der Orientalen. Kenner versichern, man könne sich keine ausdrucksvollere Einladung zur Wollust denken, als diesen Fandango, besonders wenn ihn die Andalusierinnen, die an sich schon so bezaubernd sind, tanzen. Der Fandango nimmt nach den Orten, wo er getanzt wird, nach der Erzählung eines glaubwürdigen Schriftstellers, verschiedene Charaktere an. Das Volk verlangt ihn oft von den Schauspielern, und er beschließt fast immer die Privatbälle. In diesem Falle drückt er seine Absicht nur obenhin aus. Allein wenn eine kleine Gesellschaft sich damit vergnügen will. so wird auf alle Bedenklichkeiten Verzicht gethan. Das Blut des Jünglings und des Mädchens entglühet dann von Wollust, und die abgestumpften Sinne des Greises empfangen neues Leben. Der Fandango wird immer nur von zwei Personen getanzt, die sich niemals mit der Hand berühren. Wenn man aber sieht, mit welchen verführerischen Lockungen sie sich einladen, wie sie sich einander allmälig nähern und wieder entfernen, wie die Tänzerin in dem Augenblicke, da sie in schmachtende Wollust hinzusinken scheint, plötzlich von neuem erwacht, dem Sieger entschlüpft; wie dieser sie, und sie dann ihn verfolgt, wie sich die verschiedenen Empfindungen, die sie beide durchglühn, in all ihren Blicken, Gebehrden, Stellungen und in der ganzen Haltung ihres Körpers ausdrücken, — wenn auch der strengste Moralist dies alles sieht, so müssen ihm unwillkührlich seine Sinne übergehen. Ein Beispiel von der alles besiegenden Macht dieses Tanzes giebt folgender Vorfall. Der römische Hof ward einst verdrüßlich darüber, daß man in einem der Reinigkeit sei-

nes Glaubens wegen bekannten Lande, nicht schon lange den gottlosen Fandango abgeschafft habe; er beschloß denselben förmlich in den Bann zu thun. Ein Konsistorium versammelt sich und der Prozeß des Fandango wird in den Weg Rechtens eingeleitet. Schon soll ihm der Bannfluch zuerkannt werden, als auf einmal einer von den Richtern sich gravitätisch erhebt, und die Bemerkung macht: man müsse keinen Verbrecher ungehört verurtheilen. Das Kollegium billigt diese Erinnerung. Sogleich erscheint ein spanisches Paar, unter einer zauberischen Musik die Grazien des Fandango seinen Richtern zu zeigen. Die Strenge der Archonten hält diesen Beweis nicht aus. Ihre finstern Gesichter erheitern sich, sie stehen von ihren Sitzen auf, ihre Knie und Arme bekommen ihre Jugendkraft wieder, der Saal des Konsistoriums wird ein — Tanzsaal, — alles tanzt mit, und der Fandango wird — losgesprochen. Man kann denken, wie stolz er nach diesem Triumphe sein Haupt erhob!

In Deutschland haben wir unsern Walzer, der zwar von dem griesgramen Moralisten so nicht angeschwärzt werden könnte, als der Fandango, der doch aber auch sein gutes Theil Wollust in und mit sich führt, und sittsameren Nationen, wie z. B. den Engländern, deshalb oft ein Skandal gewesen ist.

Und wie ich sie denn fassen darf
Im luft'gen deutschen Tanz
Das geht herum, das geht so scharf
Da fühl' ich mich so ganz!
Und wenn's ihr taumlich wird und warm
Da wieg' ich sie sogleich
An meine Brust, in meinen Arm
'S ist mir ein Königreich!
Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt —
Und dann an meine Brust gedrückt
Und weidlich eins geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh!
Ich bin so schwach, ich bin so stark
Mir ist so wohl, so weh!

Göthe.

Bürger hat folgendes, bitterböses Anathem gegen unsern Walzer geschleudert, mit dem er sich eben nicht viel Freunde gemacht haben wird; das aber ganz hierher gehört.

Gebt Acht auf meinen deutschen Wink
Ihr jungen Herrn nnd Damen!
Nicht immer führt dasselbe Ding
Bei uns denselben Namen.

Und heißt es gleich: der Name thut
Am Ende nichts zur Sache:
So ist es dennoch immer gut,
Daß man ihn kund sich mache.

Ein kleiner Buchstab ab und an
Nimmt oder giebt viel Ehre
Und macht zum wackern Edelmann,
Was sonst ein Roßknecht wäre.

Der Ausbruch wilder Aurhahnsbrunst
Heißt, zum Exempel — Falzen.
Thut eben das mit Schwabenkunst
So heißt die Sache — walzen.

Was würde Bürger erst gesagt haben, hätte er nicht im kleinstädtischen Göttingen, sondern in einer luxusreichen Residenz gelebt, und unsere Operntänze gesehen, die in der That ein nicht schwacher Ueberrest jener orientalischen Tänze sind. Man weiß, was Kenner oft von dem Opern-Ballet fordern, und viele Leser kennen bestimmt den pikanten Rath, den ein Sachverständiger dem berühmten Vestris gab — — —

Tastsinn.

Ueber diesen Sinn, in so fern er Bezug hat auf die erotischen Empfindungen, haben wir bereits im Artikel Hand gesprochen.

Teint

Teint.

Die Haut erscheint mit verschiedener Farbe. Wir meinen hier nicht die schwarze Färbung der Neger, die kupferrothe der Amerikaner, die gelbe der Mongolen, sondern richten unser Augenmerk ausschließlich auf die Nüancen der europäischen Hautfarbe. Diese Verschiedenheiten der Farbe machen eigentlich das aus, was gewöhnlich Teint genannt wird, obgleich man häufig unter diesem Wort außer der Farbe der Haut auch noch die größere oder geringere Feinheit derselben zu verstehen scheint.

In Europa kann man überhaupt vier Arten von Teint unterscheiden: den weißen, rosenrothen, braunen und gelben, die aber noch viele unmerkliche Abstufungen und Uebergänge zwischen sich lassen.

Der weiße Teint, der insgemein für den schönsten gehalten wird, und immer Feinheit der Haut voraussetzt, findet sich am häufigsten bei blonden und rothhaarigen Menschen, jedoch bei den letzteren meistens mit braungelben Punkten oder Flecken untermengt. In seiner höchsten Reinheit hat er völlig das Ansehn des weißen Wachses, doch spielt er öfters ins Röthliche und Gelbliche hinüber. Bisweilen kommt er noch ziemlich blendend bei braunen, am seltensten bei kohlschwarzen Haaren vor. In dieser letzten Verbindung wird er von Vielen wegen der Seltenheit am höchsten geschätzt.

Der rosenrothe Teint kommt vorzüglich bei etwas vollen und blutreichen Frauenzimmern vor, und ist um so schöner, je feiner zugleich die Haut ist. Er entsteht dadurch, daß sich in und unter der Haut mehr Blut befindet, welches hindurchscheint, und besonders am Lichte jene Rosenfarbe hervorbringt. Er findet sich am häufigsten bei dunkelhaarigen Personen, und nähert sich durch leise Uebergänge dem weißen und braunen Teint. Soll er in seiner höchsten Reinheit erscheinen, so darf er keine dunkler gefärbte Flecken bilden, wie sie oft in sehr großer Anzahl bei rüstigen Landmädchen beobachtet werden.

Der braune Teint findet sich meist bei den Menschen, die anhaltend der Luft und den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, besonders bei den schwarzhaarigen und den Südeuropäern. In Verbindung mit schönem Haar und Feinheit der Haut macht er ebenfalls einen sehr angenehmen Eindruck, be-

sonders wenn er sich dem rosenrothen nähert, und die Gesundheit übrigens blühend ist. Im Allgemeinen steht er jedoch den beiden ersten Arten nach.

Am wenigsten wird der gelbe Teint geschätzt, obgleich er nicht immer, wie man vermuthen sollte, die Wirkung eines krankhaften Zustandes ist. Er ist vorzüglich Personen von cholerischem Temperament, und solchen, die einen reizbaren Charakter besitzen und zum Aerger geneigt sind, eigen.

Jede dieser verschiedenen Arten des Teints kann durch gewisse Ursachen, z. B. Krankheiten, monatliche Periode, vorgerücktes Alter, sich in einen andern, meistens minder schönen verwandeln. So geht der weiße in den gelben, der rosenrothe in den braunen über. Bei den meisten Menschen, vorzüglich der niedern Stände, stellen sich überdies diese Arten nicht rein dar, sondern bilden ein zusammengesetztes Gemisch, das oft schwer zu beschreiben ist, und bisweilen sehr unangenehm ins Auge fällt.

Eben um das Unangenehme des Teints oder der Hautfarbe zu verbergen, dazu sind vorzüglich die Schminken erfunden. (S. Schminke.) Aber keine Kunst ersetzt den zarten Farbenschmelz der Haut, den Jugend und Gesundheit bereiten, und künstlicher Teint — geschminkte Haut — kann bei alten Coquetten sogar ungemein widrig werden.

Madame Gertrude
Veut, à soixante ans,
Faire encor la prude
Mais il n'est plus tems.
En vain elle farde
Son teint suranné —
C'est de la moutarde
Après le diné.

Desaugiers.

(Frau Gertrud will zu sechszig Jahren noch schön thun — doch die Zeit für sie ist vorbei! Vergebens schminkt sie ihren alten Teint — das ist doch nur Senf, der nach der Mahlzeit kommt!)

(Vergl. Haut.)

Temperament.

Die ursprüngliche Grundlage der Lehre von den Temperamenten ist die alte Lehre von den vier Elementen, woraus die Lehre von den vier Ur-Eigenschaften der körperlichen Dinge, nämlich der Wärme, Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit entstand. Aus diesen Ur-Eigenschaften wurden von den Physikern die physischen Verschiedenheiten der Dinge, von den Aerzten aber seit Hippokrates die vier Hauptsäfte des menschlichen Körpers abgeleitet, welche aus dem Blute, der Galle, der schwarzen Galle und dem Schleim bestehen, und deren verschiedene Verhältnisse zu einander die Quellen der Gesundheit und der Krankheiten ausmachen sollen. Durch Galen erhielt die Lehre von den Temperamenten indeß erst die Ausbildung, auf welcher sie sich fast noch bis heute erhalten hat. Nach ihm beruht der Unterschied der vier Temperamente darauf, daß in jedem Temperamente eine andere Mischung der vier Hauptsäfte Statt findet, und einer dieser Säfte über den andern das Uebergewicht hat. Galen war es auch, der zuerst lehrte, daß jedes Temperament mit besondern Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten der Seele in Verbindung stehe, und also auf die psychischen Eigenthümlichkeiten des Menschen vom größten Einfluß sei. In spätern Jahrhunderten bildeten noch Stahl und Haller sehr an dieser Temperamenten-Lehre.

Gewöhnlich werden, wie bekannt, vier Temperamente angenommen. Das sanguinische, phlegmatische, cholerische und melancholische.

Sanguiniker nennt man, wenn man überhaupt an jenen Einfluß der Temperamente glaubt, jene Menschen, die einen lebhaften, leicht fassenden, hellsehenden Geist, die Witz, Talent, ja Genie besitzen, fröhlichen, cordialen Gemüths sind, die sorglos, oft leichtsinnig und unklug handeln, und die gewaltig den irdischen Genüssen nachhängen. In der Liebe sind sie eben so heiß als — flatterhaft. Sie lieben Alle und — keine auf die Dauer. Der Trieb zur Wollust ist vorzugsweise das Erbtheil des sanguinischen Temperamentes, und hier ist auch der Grund, weshalb das Wort: Temperament überhaupt die Nebenbedeutung von Neigung zur Geschlechtslust bekommen hat.

Der Phlegmatikus dagegen ist schläfrig zur Arbeit, zum

Denken, zur Liebe, und träge und verdrossen zieht er sich langsam durch seine Lebenszeit hin.

Glühende Einbildungskraft, heftiger Feuereifer, leicht aufschäumende Gemüthsart, schnell erregbarer Zorn und Haß, aber Beständigkeit in allen seinen Neigungen bezeichnen den Choleriker.

Das melancholische Temperament dringt schwer, aber um so sicherer mit dem Verstande durch, kann mit holländischer Genauigkeit und unermüdlichem Fleiße sich seinen Geschäften widmen, liebt und haßt, wenn es einmal liebt und haßt, ewig mit gleicher Ausdauer. In diesem Temperamente stecken die tief-innigst Liebenden, die Werthers und Consorten. Rose, in dem wenig bekannten Buch: über die Krankheiten der Gesunden giebt interessante Aufschlüsse über die Temperamente.

Thierliebe.

Das abscheuliche Verbrechen der Sodomie ist vielleicht die niedrigste Erfindung auf die der ausschweifende Geschlechtstrieb des Menschen nur verfallen konnte. Ursprünglich schreibt es sich von rohen Hirten her, die, getrennt von weiblicher Gesellschaft, auf diese ekelhafte Art, ihren Drang zu stillen kamen. Noch heut zu Tage sollen, wie Metzger versichert, die Ziegenhirten in Sicilien im allgemeinen Ruf stehen, daß sie sich mit ihren Ziegen abgeben. Auf der Küste von Guinea, erzählt Blumenbach, ergeben sich die Weiber gern den Affen, und die Perser sollen sich mit Eselinnen abgeben, um sich vom Hüftweh zu befreien. Daß das verderbte Alterthum, das alle möglichen Geschlechtsverbrechen erschöpft hat, auch dies nichtswürdige Laster trieb, haben wir bereits erzählt (s. Ausschweifung, Wollust) wie ja die in ihrem Sündenpfuhl versunkene Stadt Sodom sogar den Namen zu dieser Schanderfindung hergegeben hat.

Toilette.

S. Putz.

Tribaden.

Wir haben die Unnatur des tiefentarteten Weibes, das sich in seiner wilden Lust zum — Weibe wendet, bereits in dem Artikel: lesbische Liebe geschildert. Die alten Philoso-

phen hatten zum Theil sonderbare Ideen über die Ursachen dieses Lasters: so meint Parmenides unter andern, jene weibischen Wesen entständen schon durch die Zeugung selbst. Wenn die Eltern sich nämlich vollkommen und gleichmäßig beim Zeugungs-Akt vermischen, so entständen wohl constituirte Nachkommen. Wenn aber eins der Geschlechter thätiger ist, so würden Wesen von demselben Geschlechte gebildet; wenn sich die Keime beider nicht gehörig mischten, so entständen Nachkommen, welche in der Folge den Umgang mit ihrem eigenen Geschlechte suchen, um sich gleichsam zu ergänzen. Die weibischen Männer suchen andere Männer, um sich männlicher zu machen, die männlichen Weiber andere Weiber auf. — Diese in mancher Hinsicht sinnreiche, obgleich unhaltbare Hypothese, hat man mit einiger Veränderung selbst in neuerer Zeit wieder in der Zeugungstheorie als Grund der verschiedenen Geschlechtsbildung aufgestellt. — Andere Schriftsteller betrachteten dieses bei den Alten so gewöhnliche Laster, gleichsam als von den Eltern ererbte Krankheit. (Vgl. Lesbische Liebe. Vestalin.)

Troubadours.

Der mit Religionsschwärmerei vermischte romantische Geist des Ritterwesens erzeugte diese von ihren poetischen Erfindungen sogenannte Dichter, die mit Pfauenfedern geschmückt, sich oft an den Höfen der Großen in poetische Wettstreite einließen, und die bald in Ritterromanen oder Epopöen die Thaten tapferer Ritter besangen, bald in kleinern Liedern ihre eigenen Empfindungen, die ihnen die Reize des schönen Geschlechts einflößten, schilderten. Beide Gattungen hatten aber immer die lebhafteste Schilderung des weiblichen Geschlechts mit einander gemein, und ihre Gesänge athmen nur gar zu oft südliche Ueppigkeit und naive Begierde. Für die Geschichte der Liebe im Mittelalter sind die Troubadours höchst wichtig; das Conversationslexicon liefert über sie eine ausführliche und genügende Abhandlung. (Vgl. Minne.)

Diesen Troubadours besonders verdankte das Mittelalter jene berühmten Gerichtshöfe der Liebe (*Cours d'amour, Parlements d'amours, de courtoisie et Gentillesse*). Diese Gerichtshöfe hatten nicht blos Präsidenten, welche fast immer Könige, Fürsten oder berühmte Prinzessinnen waren, sondern sie waren überhaupt wie die ersten Parlementer der Na-

tion organisirt. Ihrer ursprünglichen Bestimmung nach sollten sie eigentlich nur über die Proben der Liebe sprechen, die sich Liebende einander aufgelegt hatten. Aber ihre Gerichtsbarkeit erweiterte sich allmälig so weit, daß sie über die Rechte der Männer und Weiber entschieden, neue Gewohnheiten einführten, und andere als Mißbräuche abschafften; insbesondere aber beschäftigten sie sich damit, die Natur und das Wesen der Liebe, die Vollkommenheiten und Gebrechen der Schönen, die Rechte, Verbindlichkeiten und Aufopferungen der Liebenden mit einer Spitzfindigkeit und Feinheit zu untersuchen, die selbst den geübtesten Dialecktikern Ehre gemacht hätte, und die als eine Wirkung der scholastischen Philosophie angesehen werden kann. Die Fragen, die in dieser Absicht aufgeworfen wurden, nannte man *Tensons* oder Tenzen, und die darüber entstandenen Prozesse *jeux-mi-partis*. Als Beispiel einer solchen Untersuchung kann der Streit angeführt werden, der darüber entstand: Ob ein eifersüchtiger Liebhaber, der durch den geringsten Anlaß beunruhigt wird, oder ein zuversichtlicher, der gar kein Mißtrauen in seine Geliebte setzt, eine wärmere Liebe gegen diese hege? Die Aussprüche dieser Gerichtshöfe wurden *Arrets d'amour* oder *Arresta amorum* genannt, und hatten das unverdiente Glück, im sechszehnten Jahrhundert von berühmten Rechtsgelehrten mit der größten Ernsthaftigkeit komentirt zu werden. Eine Nachahmung von diesen *Cours d'amour* war die vom Kardinal Richelieu errichtete Akademie der Liebe, deren lächerliche Beschäftigungen indeß bald aufhörten. (Vgl. Verlieben.)

U.

Ueberfruchtung.

Die fleischfressenden und die Nagethiere gebären viel Junge auf einmal, die grasfressenden fast immer nur eins. Der Mensch gleicht hierin den letzteren, doch zuweilen werden auch dem Menschen zwei und mehrere Kinder geboren, niemals zwei in einem Ei, sondern jedesmal liegt jede Frucht in ihrem besondern Ei, hat ihren besondern Mutterkuchen u. s. w. Man hat berechnet, die fünfundsechszigste Geburt sei eine Zwillingsgeburt, doch bei uns in Norddeutschland sind sie selten.

Drillinge gehören vollends unter die Seltenheiten, Vierlinge und Fünflinge noch mehr; kaum unter einer Million Geburten findet einmal eine solche Ausnahme statt. Am schlimmsten gings der Gräfin Margarethe, Tochter des Grafen Florens von Holland, welche, laut Schenks Bericht, im zweiundvierzigsten Jahre ihres Alters ein Weib schalt, das sie um Almosen ansprach, um ihre vielen Kinder zu ernähren. Das Weib erwiederte, sie wolle, die Gräfin möchte so viel Kinder bekommen, als Tage im Jahre, und da das Jahr gerade ein Schaltjahr war, wurde Margarethe vierzig Wochen nach diesem Segen von dreihundert sechsundsechzig Kindern entbunden, wovon die Knäblein sämmtlich Johann, die Töchterlein aber Elisabeth getauft wurden. — —

Es fragt sich: werden die doppelten und mehrfachen Früchte auf einmal, oder werden sie zu verschiedenen Zeiten erzeugt, so daß, im letzteren Falle, die schon schwangere Mutter noch einmal schwanger wird? Man nennt diese zweite Schwängerung **Ueberfruchtung** oder **Superfötation**, und hat viel über ihre Möglichkeit oder Unmöglichkeit gestritten.

Die Gründe wider ihre Möglichkeit sind: 1) der innere Muttermund ist nach der Schwängerung geschlossen. 2) Die *decidua Hunteri* (s. Schwangerschaft) bekleidet die Höhle des schwangeren Uterus und verhindert ein neues Anwachsen eines zweiten Eis.

Diese Gründe sind indeß gänzlich unhaltbar. Denn daß der innere Muttermund nach der Schwängerung anfangs nicht geschlossen ist, erhellt theils aus dem öfteren Erscheinen der Monatskrise nach der Schwängerung, theils daraus, daß eine Schwangere den Beischlaf mit derselben Empfindung und demselben Erfolg ausübt, als vor der Schwängerung, nämlich in den ersten Monaten der Schwangerschaft. Und Hunter selbst hat bewiesen, daß die *decidua* niemals überall in ihren Punkten der Mutterhöhlenwände, besonders nicht an den drei Oeffnungen der Mutterhöhle anhängt.

Desto wichtiger sind die Gründe für die Superfötation.

1) Sie wird durch das Beispiel der Thiere bewiesen. Eine Hündin wird von sechs Jungen schwanger, die alle verschiedene Väter haben, wie man ihnen auf den ersten Blick ansieht.

2) Hufeland und andere sehr glaubwürdige Zeugen führen Fälle an, die unumstößlich die Superfötation beweisen.

Die weißen Frauen der Neger, die nebenher auch einen weißen Liebhaber haben, gebären recht oft zugleich einen Mulatten und ein weißes Kind.

3) Selten sind Zwillinge von gleicher Ausbildung, sondern gewöhnlich ist der eine nur völlig reif, während der andre die Kennzeichen der Zeitigung noch nicht völlig hat.

4) Besonders auffallend ist diese Erscheinung, wenn Zwillinge von verschiedenem Geschlecht geboren werden. Alsdann ist gewöhnlich das eine sehr viel schwächer, als das andere, und offenbar unzeitig.

In der gerichtlichen Medicin kann die Frage, ob Ueberfruchtung überhaupt möglich sei? wichtig sein, wegen der zweifelhaften Vaterschaft eines der beiden Kinder.

Unfruchtbarkeit.

Ein wichtiges Kapitel im Fache der Sexual-Physiologie! Wichtig, in so fern sein Thema oft das tiefste Unglück in Familien und Ehen bereitet! Haben wir nicht den Helden des Jahrhunderts sich sogar über den Segen oder den Bann des Pabstes hinwegsetzen, und einer zweiten Gemahlin Hand und Krone reichen gesehen, weil Unfruchtbarkeit das Loos seiner ersten Ehe war, und es dieser Dynastie, mehr noch als Hundert andern, auf die Erzielung eines Thronerben ankam? Und wie oft hat Unfruchtbarkeit nicht auch Ehen weniger höhern Ranges gestört, weil dem einen oder dem andern der Gatten Liebe ohne Frucht nicht genügte? — Wir wollen daher in diesem Artikel noch einen Nachtrag zu den Belehrungen liefern, die wir in den Abhandlungen Befruchtung, Begattung, Ehe, Fruchtbarkeit und Unvermögen gegeben haben, welche wir zu vergleichen bitten.

Unter allen gesellschaftlichen Einrichtungen hat keine einen größern Einfluß auf die Staaten als die Ehe. Da Staaten aus Familien, und diese wieder aus ehelichen Verbindungen bestehen, so wird die Wohlfahrt der Staaten immer durch die Vollkommenheit der Ehegesetze bedingt sein.

Die Fortpflanzung ist der wesentliche Zweck der Ehe. Um sein Geschlecht fortzupflanzen, muß man mit den nöthigen Fähigkeiten zur Fortpflanzung begabt sein; aber es ist nicht genug, daß die Organe, welche bei diesem Akte mitwirken, die

normalen Formen, Verhältnisse und erforderliche Stärke haben, es muß auch zwischen beiden Gatten eine gewisse besondere Beziehung dieser Organe statt finden, deren Gesetze die Natur in einen undurchdringlichen Schleier verhüllt.

Die Unfruchtbarkeit der Ehen ist ein Gegenstand, welcher die ganze Aufmerksamkeit des Publizisten, wie des Arztes verdient. Man nimmt im Allgemeinen das Verhältniß der unfruchtbaren Ehen zu jenen, welche es nicht sind, wie zehn zu tausend an, allein dieses ist keineswegs überall der Fall. Hedin, ein schwedischer Geistlicher, fand in seinem Sprengel, der aus achthundert Seelen bestand, eine unfruchtbare Frau auf zehn fruchtbare; und Frank versichert, daß man bei einiger Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand, in den meisten Gemeinden, wenn sie auch nur drei- bis vierhundert Paar enthielten, wenigstens sechs bis sieben unfruchtbare antreffen würde, ohne daß sich aus ihrer physischen Beschaffenheit diese Thatsache erklären ließe. Um die Ursachen der ehelichen Unfruchtbarkeit besser zu würdigen, wollen wir sie in moralische und physische eintheilen. Unter der erstern bemerken wir zunächst: die Furcht Kinder zu zeugen. Ohne gerade die Ehe immer ganz unfruchtbar zu machen, verhindert sie, daß daraus jene Anzahl von Kindern entspringe, welche jedes Paar zu erzeugen fähig gewesen wäre. Diese Furcht rührt oft weniger von wirklicher Armuth oder Dürftigkeit, als von einem hohen und strafbaren Grade von Eigennutz her, welcher bei dem civilisirten Menschen durch die künstlichen Bedürfnisse, die er sich schafft, noch täglich sich vermehrt. Mit dem täglich wachsenden Luxus wächst auch täglich die Zahl der Bedürfnisse, und es ist leider! etwas alltägliches, daß Gatten sich keine, oder ferner mehr keine Kinder wünschen, weil pecuniäre Umstände sie drängen! Auf der andern Seite hat jene Furcht, besonders in den großen Städten, jene Weichlichkeit und Eitelkeit der Weiber zum Grunde, wornach diese das Schwangerwerden und dessen Folgen fürchten, weil es ihre Reize zerstören, oder sie verhindern möchte, die Zeit, welche die Mutterpflichten in Anspruch nimmt, zu eitlen Vergnügungen zu verwenden. Schon die Nationen des Alterthums fürchteten dergleichen Mißbräuche. Nach Valerius Maximus waren deshalb die Römer, wenn sie sich verehelichen wollten, verbunden, vor den Censoren sich eidlich zu verpflichten, daß ihre

Absicht sei, Kinder zu zeugen. Jede Frau, welche überwiesen wurde, den Zweck des Beischlafs vereitelt zu haben, wurde für ehrlos gehalten, und durfte nach einem alten Gesetze, welches dem Numa Pompilius zugeschrieben wird, vor dem Altar der Juno nicht erscheinen, bevor sie ihr Verbrechen durch das Opfern eines weiblichen Lammes gebüßt hatte, ein Opfer, dem sie mit zerstreuten Haaren beiwohnen mußte. (S. Begattung.)

Ein zu lebhaftes Verlangen, Kinder zu zeugen, wird, im Gegentheil, nach Theden, bei Gatten, welche übrigens alle nöthigen Fähigkeiten zur Zeugung besitzen, auch oft eine Ursache der Unfruchtbarkeit. Weniger Heftigkeit in dem Zeugungsakt, und besonders eine nicht so tiefe Introduktion in dem entscheidenden Augenblicke, würden den Zweck vieler achtungswürdigen Eheleute weit sicherer erfüllen, deren innere Ruhe und häusliches Glück durch Kinderlosigkeit gestört wird.

Antipathie, oder Unverträglichkeit zwischen Ehegatten, die leider! gar zu leicht entsteht, wenn die Ehe nach Alter, Constitution und Temperament der Gatten unharmonisch ist — also in Ehen zwischen einem sehr alten Mann und einer sehr jungen Frau, oder umgekehrt, oder zwischen einem sehr kalten Mann und einem sehr feurigen Weibe u. s. w. — ferner Sittenlosigkeit und Ausschweifungen der Gatten führen sehr oft den Mann zum Unvermögen, das Weib zur Unfruchtbarkeit.

Die physischen Ursachen der Unfruchtbarkeit sind nicht allein bei dem weiblichen Geschlechte zahlreicher und häufiger als bei dem männlichen, sondern auch überdies schwerer zu bestimmen. Die vorzüglichsten sind: daß viele Frauen sich überhaupt verehelichen, wenn sie schon zu alt sind; verschiedene Arten von Brüchen, welche häufig von Unvorsichtigkeiten herrühren, die während der Schwangerschaft, und bei der Niederkunft begangen werden; Unordnungen in der monatlichen Krise, die eiterigen und schleimigten Ausflüsse, unordentliche Lebensart, Nachtwachen, sitzendes Leben, zu häufiges Fahren, übermäßige, und mit ihren Kräften im Mißverhältniß stehende Arbeiten, zu langes Stillen der Kinder rc. Man begreift, daß unser Plan hier nur sein kann, nur jene Ursachen der Unfruchtbarkeit zu bezeichnen, welche in das Gebiet der öffentli-

chen Gesundheitslehre gehören; für speciellere Nachrichten müssen wir überall auf die Lehrbücher der Pathologie verweisen.

Um die Hindernisse gehörig zu würdigen, welche in einem Staate der Bevölkerung entgegen stehen, muß man vor allen Dingen die Basis ausmitteln, nach welcher sich bestimmen läßt, bis zu welchem Grade in einem Lande die Fruchtbarkeit mehr oder weniger von der gewöhnlichen Regel abweicht. Dieser Zweck kann nur durch genaue Register über die eheliche Frucht- und Unfruchtbarkeit erreicht werden, welche schätzbare Aufschlüsse über das Verhältniß der einen zur andern geben, und zu mehr speziellen Untersuchungen in jenen Gegenden leiten würden, wo bei übrigens ganz gleichen Verhältnissen, die Abnahme oder das Wachsthum der Bevölkerung sich vorzüglich bemerkbar machen. Auf diese Art glaubte man ehemals, die bei den Egyptierinnen beobachtete Fruchtbarkeit dem Nilwasser zuschreiben zu müssen, so wie die größere Fruchtbarkeit der Küstenbewohner dem häufigen Fischessen. Inzwischen sind alle Untersuchungen der Art niemals so angestellt, daß man nützliche Aufschlüsse davon hätte hoffen können; man ließ sich durch die Dunkelheit, die über dem Zeugungswerke waltet, und dessen Geheimniß zu ergründen man verzweifelte, abschrecken, als wenn es hier darauf ankäme, auf die Endursachen zurückzugehen. Wirklich würde eine durch Auszüge aus diesen Registern erhaltene Masse von einzelnen Resultaten zur Kenntniß der verschiedenen allgemeinen Ursachen führen, welche in diesem oder jenem Lande die eheliche Fruchtbarkeit befördern oder hindern. Doch müßten diese Register, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen, weit entfernt blos die Zahl der Kinder, welche aus jeder Ehe entstehen, anzugeben, vielmehr auch die verschiedenen andern Umstände dabei bemerken, die auf den Punkt der Unfruchtbarkeit Einfluß haben könnten.

Das Studium der sinnlichen Neigungen der Völker, um ihre Verirrungen bekämpfen zu können, ist ein mächtiges Mittel, die eheliche Fruchtbarkeit zu befördern, und so der Unfruchtbarkeit entgegen zu wirken. Die Gesetzgeber haben zu dem Ende bald mehr oder minder schickliche Wege gewählt, die sie den Lokalitäten, und dem physischen und moralischen Charakter ihrer Nationen anpaßten. So suchte August zu der Zeit, da die schändlichsten und widernatürlichsten Gelüste einen großen Theil der Römer fast entmenscht hatten, diesen Ausschwei-

fungen durch Institutionen, welche die Ehen beförderten, und durch Auflagen, womit er die Ehelosen belastete, Grenzen zu setzen; Constantin war noch strenger, da er gegen das Laster der Knabenliebe die Todesstrafe aussprach. Die Frauen von Ava kleiden sich in baumwollene Stoffe, von so feinem Gewebe und so leichtfertigem Schnitte, daß bei jedem Schritte ihre Blöße sichtbar wird. Diese unzüchtige Kleidung soll ihnen, wie man erzählt, von einer weisen Regentin aus ihrem eigenen Geschlechte vorgeschrieben worden sein, um zu einer Zeit, wo bei dem unsrigen die Gräuel der Sittenlosigkeit auf das Höchste gestiegen waren, durch diese Verordnung die Entmenschten auf den Weg der Natur zurückzuführen, von welchem sie sich entfernt hatten.

Den innern Frieden in den Haushaltungen zu erhalten, Mißhandlungen und übermäßige Arbeiten, womit die Männer nicht selten ihre Weiber überhäufen, zu verhindern; die Nachlässigkeit der Gatten gegen ihre kranke, oder auch nur an kleinen Unpäßlichkeiten leidende Gattinnen zu bestrafen; ein aufmerksames Auge zu haben auf die ausschweifende Lebensweise der Gatten, als eine Folge ihrer Gleichgültigkeit und einer wechselseitigen Uebereinkunft unter ihnen — alles dieses ist weitere Aufgabe für eine wachsame Polizei, die von dem Eifer beseelt ist, die Ursachen, welche der Bevölkerung hinderlich sind, aus dem Wege zu räumen.

Unmäßigkeit.

Cibus, potus, venus, omnia moderata!

Hippocrates.

Speise, Trank, Liebe — Alles genieße mit Maaß.

Balnea, vina, venus corrumpunt corpora nostra.

Martial.

Bäder, Lieb' und Wein zerrütten den menschlichen Körper.

Wie tief der Mensch sinken könne, wenn er unmäßig im Genusse der schönsten physischen Freuden ist, die ihm die Natur bescheert, das haben wir bereits in den Abhandlungen Ausschweifungen und Wollust zur Genüge dargethan. Aber nicht bloß die verscherzte Menschenwürde ist der einzige Fluch, den die Gottheit auf jenen unwürdigen Mißbrauch der

Liebesfreuden gelegt hat, sondern auch der Schaamloseste, Entmenschteste (man erlaube das Wort!) der vielleicht abgestumpft genug ist, um den Verlust seiner Menschenehre mit scheußlichem Gleichmuth zu ertragen, hat andre Strafen zu erdulden, für die er überall empfänglich ist, so lange noch ein Funke von Leben in ihm glüht, Strafen, die sich auf sein Leben, seine Gesundheit beziehen, und die Niemanden gleichgültig sind.

Blicken wir zuerst auf das bessere Erbtheil des Menschen, auf seinen Geist, seine intellektuelle Seite — wie tief sehen wir diese ergriffen, erschüttert, ja zerstört durch Unmäßigkeit in den Genüssen der Venus! Das sind die Schlaffen, Weichlichen, Weibischen, für alle Genüsse Abgestumpften, zu allen Geschäften Untauglichen, die wir überall und täglich zur Schande der Gesellschaft umherschleichen sehen! Ja im höhern Grade ist sogar förmlicher Stumpfsinn und Kretinismus eine leider! nicht so ungewöhnliche Folge übermäßiger Geschlechts-Ausschweifungen, und alle Irrenhäuser zählen in ihren Mauern dergleichen Unglückliche, die ihr edelstes Lebensgut, ihr göttliches Erbe, auf diese Art mit nichtswürdigem Leichtsinn vergeudet haben! Wer Einen dieser Unglücklichen je geschaut hat, der wird gewiß mehr als nach allen Moralpredigten erzittert haben, und gewiß! solche Beispiele sollten der Jugend von Lehrern und Eltern als schreiende Warnungstafeln vorgehalten werden, um ihr zu zeigen, wie weit unmäßiger Geschlechtsgenuß führen könne und führe!

So wie aber durch dieses Unmaaß der Geist ertödtet wird, so erschlafft auch das Gemüth, und man hat sehr richtig gesagt, daß, wie Keuschheit die Stütze aller Tugenden, so Unkeuschheit die Quelle aller Laster sei. Schlaffheit des Charakters und daraus entstehende Feigheit, sind fast überall unzertrennliche Folgen der Wollust-Excesse, Feigheit und Schlaffheit des Charakters aber sind gewöhnlich die Grundlagen der Grausamkeit. Man rächt sich mit um so größerer Wuth und Bosheit an seinem Feind, als man ihn fürchtet, oder sich schwach fühlt; und die Eigenliebe wird um so leichter verletzt, als man sich selbst verächtlich weiß. Dieß ist die Ursach jener befremdenden Bosheit, welche alle ausschweifenden Fürsten gezeigt haben, wie z. B. Tiber, Caligula, Nero, Domitian, Heliogabal, Borgia 2c. Die entnervten Fürsten Asiens verordnen die furchtbarsten Strafen im Schooße

ihres Harems mit der grausamsten Despotie. Die ausschweifende Catharine von Medicis hat die Ermordung der Protestanten in Frankreich angeregt, und viele jener wollüstigen weichlichen Creolen sich den üppigsten Umarmungen entwindend, lassen ihre unglücklichen Negerliebhaber durch Peitschenhiebe vor ihren Augen zerfleischen.

Aber nicht allein Grausamkeit, sondern alle andern Laster eines niedrigen Charakters sind schlaffen, wollüstigen Gemüthern eigenthümlich. Lüge, Falschheit und Treulosigkeit sind die Erbtheile entnervter und furchtsamer Individuen, so wie Freisinn, Muth und Kühnheit nur dem Kräftigen eigen sind. Daher sehen wir ja in der Geschichte, wie eben schon die Anführung jener grausamen Wüthriche beweist, die Jahrhunderte der zügellosesten Ausschweifungen auch durch die üppigste Menge von Lastern aller Art bezeichnet.

Ehebrüche waren im entarteten Rom etwas so gewöhnliches, daß sie weder den Ehebrecherinnen, noch ihren Männern zur Schande gereichten; die Ehe war nicht mehr ein heiliges Bündniß, sie war eine Verbindung von der galt:

Laune löst, was Laune knüpfte

Schiller.

Im Gegentheil war Keuschheit mehr ein Vorwurf als Ehebruch eine Schande. Man heirathete nur, um durch den Mann die Liebhaber zu reizen, und diejenige, die nicht wußte, daß die Ehe weiter nichts, als ein ununterbrochener Ehebruch sei, wurde als ungenießbar und leer von aller Kenntniß der schönen Welt angesehen. Eine Dame, die sich nur mit einigen Liebhabern begnügte, und nicht damit alle Tage, ja selbst alle Stunden wechseln konnte, wurde für elend oder häßlich gehalten. „Der wird, sagt Seneka, für einen ungeschliffenen Bauer und Abgünstigen gehalten, und ist den Damen ein Greuel, wer seiner Ehefrau verbietet, sich in einer Tracht, welche den Augen nichts verbirgt, auf offnem Palankin austragen zu lassen. Wer sich nicht durch eine Maitresse oder Buhlschaft mit der Frau eines andern Mannes einen Namen macht, den halten unsre Damen für niederträchtig, für einen Menschen, dessen Begierden niedrigen Schmutz verrathen, und der für Sklavinnen gut genug ist. Die Verlobung geschieht nach

der Mode durch Ehebruch. Man verabredet erst Wittwenschaft, und so giebts keine Heimführung ohne Entführung." Wenn eine Frau nicht gern einen Theil ihres Heirathsguts einbüßen wollte, oder Schwierigkeiten bei der Ehescheidung fürchtete, so nahm sie ihre Zuflucht zu heimlicher Vergiftung, womit die Römerinnen ihre Männer eben so häufig als ihre Kinder aus der Welt schafften. Manche Eheleute aßen deswegen nie mit einander, weil jede Parthei fürchtete, daß die andre ihr zuvorkommen möchte!

Das Ungeheuer Tiber scheute sich nicht, einen Priester während des Opfers zu schänden, und da dieser und sein Bruder ihm das Abscheuliche seines Verbrechens vorwarfen, so ließ er beiden die Beine zerschlagen. Widersetzte sich eine Römerin seiner unmäßigen Wuth, so ließ er sie alsbald als Majestätsverbrecherin bestrafen. Caligula umarmte nie eine Gemahlin oder eine Andre, ohne ihr zugleich zu sagen, dein Kopf muß doch herunter, so bald ich nur will. Und zu Drusilla sagte er nach Sueton's Versicherung: Ich hätte wohl Lust, dich auf die Folter legen zu lassen, um von dir zu erfahren, warum ich dich so sehr liebe. Commodus entehrte erst seine Schwestern, dann tödtete er sie. —

Auch im entarteten Mittelalter waren Meuchelmorde, Ehebrüche und Verletzungen der jungfräulichen Ehre, Vielweiberei und Konkubinat rc. unter Personen vom höchsten Range bis zum niedrigsten Pöbel gleich häufig. Die gewöhnlichen Fragen der Beichtväter waren: ob nicht der Beichtende jemanden umgebracht, einen falschen Eid geschworen oder Ehebruch begangen rc. habe? Und bei den weiblichen Sünderinnen erkundigten sie sich, ob sie nicht ein Kind umgebracht hätten? rc. Heinrich der Vierte der vielgepriesene „*roi bon et vaillant*," dieser „*diable à quatre*" war zugleich der größte Verführer der Unschuld und der grausamste Vollstrecker seiner Lüste. Oft ließ er Männer, die ihn ihre Frauen oder Töchter verweigert hatten, Meuchelmördern überliefern. Will man aber mit Einem Blicke übersehn, wie tief in moralischer Hinsicht eine Unmäßigkeit in den Ausschweifungen des Wollusttriebes der Menschen hinabstürzen kann, so lese man die derbe Schilderung, die Juvenal von dem Betragen der unzüchtigen Messalina macht:

Intravit calidum veteri centone lupanar,
Et cellam vacuam, atque suam; tunc nuda papillis
Prostitit auratis, titulum mentita Lyciscae,
Ostenditque tuum, generose Brittanice, ventrem.
— — — — — — Tamen ultima cellam
Clausit, adhuc ardens — — — — — —
Et resupina jacens multorum absorbuit ictus;
Et lassata viris necdum satiata recessit.

(Im schlechten Gewande betrat sie ein leeres Zimmer, das ihrige, in einem öffentlichen Hause, und hier gab die vornehme Buhlerin unter dem Namen Lyciska mit entblößtem Busen den Leib Preis, der dich, hochherziger Brittanicus getragen..... Nur als die Letzte schloß sie ihre Zelle, noch glühend in der Brunst, und ging endlich mehr ermüdet als gesättigt!)

Nicht weniger schrecklich ist das Heer der körperlichen Uebel und Gebrechen, die der sexuellen Unmäßigkeit folgen. Wir haben bereits in der Abhandlung Selbstbefleckung die Wirkungen erzählt, die ein unsinniger Genuß der Geschlechtsfreuden auf die zunächst dabei interessirten Organe, die Geschlechtstheile, des Mannes wie des Weibes, äußert, und wie diese Schwäche auch nothwendig auf das Zeugungs- und Fortpflanzungsgeschäft vom allerwesentlichsten, nachtheiligsten Einfluß wird. (Vgl. Unfruchtbarkeit, Unvermögen.) Wir wollen nun hier noch kurz einige der wichtigsten Krankheiten als warnendes *Memento* aufführen, von denen die Erfahrung gelehrt hat, daß sie unwiderruflich mehr oder weniger rasch, und in größerer oder geringerer Intensität auf die Unmäßigkeit in den Opfern der Venus folgen. Die beständige Reizung des Blasenhalses, an welchem die Geschlechtsorgane liegen, und der mit ihnen gemeinschaftliche Nerven hat, führt örtliche Anschwellung seiner Blutgefäße und die ganze Gruppe von Symptomen herbei, die als Folge der Blasen-Hämorrhoiden entstehen, namentlich Steinkrankheit und Diabetes, eine der schrecklichsten und unheilbarsten Krankheiten, in welcher die Harnabsonderung über alles Maaß vermehrt und dabei in Qualität so verändert ist, daß der Harn einen honigähnlichen Geschmack annimmt, und ein süßes Extract aus ihm bereitet werden kann. Fast alle Fälle der Harnruhr, die bisher

beob-

beobachtet worden sind, kommen bei Menschen vor, die der Venus unmäßig geopfert hatten.

Gicht ist eine der gewöhnlichsten Folgen der Wollust. Sie ist als Krankheit unvollkommnen Productionsvermögens, wesentlich nur die Begleiterin des höheren Alters, in welchem dies überhaupt von seiner Energie verliert, entsteht aber bei jüngern Menschen auch alsdann, wenn sie durch Geschlechtsausschweifungen dies Produktionsvermögen frühzeitig schwächen. Gicht, die vor dem vierzigsten Jahre eintritt, ist das sicherste Zeichen kurzer Lebensdauer und frühen Greisenalters. Aber auch andere Menschen werden oft darum gichtisch, weil sie ihr Produktionsvermögen durch Wollust geschwächt haben, und würden von den Schmerzen, die sie quälen, durch bessere Bezähmung ihrer Sinnlichkeit frei geblieben sein.

Gichtkranke fühlen sich nicht selten troz ihrer Gebrechlichkeit und ihres Alters zu fortwährenden Geschlechtsausschweifungen gereizt, und vermehren dadurch ihre Leiden.

Hypochondrie entsteht am häufigsten aus sinnlichen Ausschweifungen, indem die Reizung der Darmnerven durch den Beischlaf allmälig deren Schwächung herbeiführt. Daraus folgt dann träge Verdauung und Flatulenz, nebst Säureerzeugung in den ersten Wegen, daraus krankhafte Reizbarkeit des Nervensystems und die ganze wunderbare Reihe der hypochondrischen Symptome. Es geht den Hypochondristen oft wie den Gichtkranken: ihre reizbaren Nerven verleiten sie zu dem Glauben an Bedürfnisse, die sie eigentlich gar nicht haben; ihre thätige Phantasie fällt auf Zerstreuungsmittel, da sie um so gewisser die Krankheit verschlimmern, als sie schon Folge der Phantasie und ihrer unregelmäßigen Befriedigung ist. Sie fahren fort, wollüstig zu sein und machen ihre Leiden unendlich und unheilbar, wenn sie nicht dem ganz entsagen, was sie selten gestehn, und wohl gar, besonders in der Ehe, als Pflicht betrachten.

Epilepsie und Convulsionen gehören leider sehr zu dieser Reihe von Krankheiten. Alles, was die Hirnthätigkeit schwächt, disponirt zu dieser fürchterlichen Krankheit: jede Gelegenheitsursache, die in den Muskelnerven einen starken Reiz hervorbringt, reicht dann hin, ihren Ausbruch zu veranlassen.

Schwäche der Sinne, besonders des Gesichts, tritt nicht selten ein. Der Sehnerv ist der höchste unter den Sinnen-

nerven, das Auge das nervenreichste und zarteste Organ des Körpers; es ist daher ganz natürlich, wenn sich eine allgemeine Uebereitzung und Schwäche des ganzen Nervensystems ganz vorzüglich im Auge reflektirt, und viele unsrer jungen bebrillten Herrchen geben täglich neue Beweise für die Wahrheit dieser Krankheitserscheinung.

Auffallend ist es, daß das Weib, wie überhaupt den Begattungsact, so auch das Uebermaaß im Genusse desselben viel besser erträgt, als, unter übrigens gleichen Umständen, der Mann. Wie viele Weiber gehen nicht in Fülle der Gesundheit herum, die der Wollust zahllose Opfer bringen! wie viele alternde Messalinen, die ein Leben voll Unsauberkeit in aller Lust und bei guter Gesundheit durchschwelgt, selbst im Alter noch der Nachahmung der Jugendgenüsse nicht entsagt haben und doch noch wohl und kräftig bleiben! Warlich man würde versucht, mit der Natur zu hadern, wenn sie nicht dennoch zuweilen die weibliche Wollust, und dann schrecklich genug, bestrafte.

Die Fälle von öffentlichen Buhldirnen sind nicht ganz selten, wo sie unter den viehischen Umarmungen ihrer Liebhaber den Geist aufgaben. Aber auch andre Leiden, als ein solcher unnatürlicher Tod sind unmäßig ausschweifenden Weibern aufbewahrt.

Die körperlichen Hauptübel, die sie bestrafen, sind Ausflüsse, Scirrhus und Krebs des Muttermundes und der Brüste. Freilich entstehen diese furchtbaren Uebel auch ohne selbstverschuldete Ursache, aber in den meisten Fällen sind diese Folge übermäßiger Ausschweifungen. O! daß viele unsrer Leserinnen einmal das scheußliche Bild einer der schmerzlichsten und sicher tödtlichen Krankheiten ihres Geschlechtes, des Krebses der Gebärmutter oder der Brüste, zu sehen Gelegenheit gehabt hätten! Wir halten ungemein viel auf eine praktische Moral, und sind überzeugt, daß Manche von dem verderbenathmenden Abgrunde, den unmäßige Geschlechtsausschweifungen ihr bereiten, gerettet würde, die Lehrer und Mutter und Arzt nicht zu heilen vermögen, sähe sie die giftigen Zerstörungen, hörte sie die herzzerreißenden Klagen über die wüthenden Schmerzen solcher Kranken, die ihr

Gift unter den Rosen der Lust

Göthe.

geholt haben, und in unmäßigen Zügen den Becher zu leeren nicht müde wurden, von dem einmal die Natur uns nur nippen lassen wollte!

(Vgl. Ausschweifung, Unfruchtbarkeit, Unvermögen, Wollust.)

Unschuld.

Die schönste Blüthe, die ein unverdorbenes, menschliches Gemüth treibt, eigenstes Attribut einer menschlichen Seele, denn ein vernunftloses Wesen kann keine Unschuld besitzen, in dem (moralischen) Sinne, wie man das Wort gewöhnlich nimmt, obgleich in einem andern (religiösen) Sinne grade alle Thiere unschuldig sind, weil sie keinen Theil haben am Sündenfall.

Die erste Bedeutung des Wortes: Unschuld ist die Naivetät, die Einfalt des Gemüthes, wie wir sie bei Kindern, und bei kindlichen Völkern finden. Kant definirt ganz vortrefflich diese Unschuld also: „Etwas aus dem animalischen Gefühle des Vergnügens und dem geistigen Gefühle der Achtung zusammengesetztes findet sich in der Naivetät, die der Ausbruch der, der Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur andern Natur gewordne Verstellungskunst ist. Man lacht über die Einfalt, dies es noch nicht versteht, sich zu verstellen, und freut sich doch auch über die Einfalt der Natur, die jener Kunst hier einen Queerstrich spielt. Man erwartete die alltägliche Sitte der gekünstelten, und den schönen Schein vorsichtig angelegter Aeußerung, und siehe! es ist die unverdorbene, unschuldige Natur, die man anzutreffen gar nicht gewärtig, und der, so sie blicken ließ, zu entblößen auch nicht gemeint war." — Dieser philosophischen Deduction gegenüber stellen wir einen poetischen Spruch über dasselbe Naturgefühl von dem größten Dichter:

Wo Lieb' und Einfalt nicht zu reden sich erdreisten,
Da, dünkt mich, sagen sie, im Wenigsten am Meisten.

Shakespeare.

Eine zweite Bedeutung hat das Wort: Unschuld angenommen, indem man es von reiner, unbefleckter Jungfräulich-

keit gebraucht, und von einem jungen Wesen, dem die Geheimnisse der **Venus** noch unbekannt sind, sagt, daß es noch unschuldig sei. Von **dieser** Unschuld haben wir schon des Weiteren in dem Art. **Jungfrauschaft** und **Keuschheit** gesprochen. Hier daher nur die schönen und berühmten Verse **Catull's** auf die jungfräuliche Unschuld:

Wie die Blume, — die frisch im umzäunten Garten empor steigt,
Keiner Heerde bekannt ist, von keinem Pfluge verletzt wird,
Die der Regen erzeugte, die Sonne stärket, die Luft kühlt, —
Viele Jünglinge reizet, von vielen Mädchen gesucht wird;
Aber wenn sie, vom scharfen Nagel gebrochen, verblühet,
Keinen Jüngling reizt, von keinem Mädchen begehrt wird;
So die Jungfrau, die, unberühret, den ihrigen werth ist;
Aber wenn sie, befleckt, die Blume der Keuschheit verloren,
Bleibt sie den Jünglingen nicht, noch bleibt sie den Mädchen dann reizend.

Unterrock.

Ein sehr bekanntes, weibliches Kleidungsstück, das wir hier nur erwähnen, weil die Franzosen ein sehr gebräuchliches Sprichwort haben: *aimer le cotillon* (den Unterrock lieben) welches so viel bedeutet, als unser „Jeder Schürze nachlaufen.“ — Einem gravitätischen Herrn warf man es vor: *d'aimer le cottillon.* Wie, rief er aus, *quelle calomnie! je voudrais qu'aucune femme n'en portât!*

Shakesspeare braucht einmal das Wort **Unterrock** als *pars pro toto* für: **Weib.** Eines seiner Mädchen verkleidet sich als Mann, und sagt bei Gelegenheit einer kühnen That, die sie unternehmen will: „Wams und Hosen müssen sich gegen den Unterrock herzhaft beweisen.“ —

Unvermögen.

Seid fruchtbar und mehret Euch lassen die ältesten Urkunden die schaffende Gottheit zu dem Menschen sprechen. Eine Fortsetzung des Menschengeschlechtes durch Zeugung, Empfängniß und Geburt liegt also im Plane der Vorsehung. Indessen treten bei einzelnen Individuen Verhältnisse ein, die diesem Zwecke der Natur entgegenstreben, oder ihn ganz verei-

teln. Sie bewirken den Zustand, den man beim Weibe Unfruchtbarkeit, beim Manne Unvermögen nennt. Unvermögen (Impotenz) ist also der Mangel der Zeugungskraft, der Mangel der Fähigkeit einen fruchtbaren Beischlaf, oder auch, wenn das Unvermögen vollkommen ist, eine Begattung überhaupt zu vollziehen. Im allgemeinen giebt es weniger unvermögende Männer als unfruchtbare Weiber, und es scheint, daß das schwächere Geschlecht auch den natürlichen Unvollkommenheiten mehr unterworfen sei.

Bei den Männern müssen ohne Zweifel die Geschlechtsorgane wohl gebildet sein. Wenn die Testikel geschwunden oder verstopft sind, wenn die Nebenhoden, so wie die zuführenden Samenröhrchen verstopft sind, wenn die Saamenbläschen fehlen, wenn die Ejaculation nicht gehörig geschieht, wenn die Saamenflüssigkeit nicht hinlänglich verarbeitet ist ꝛc., so kann keine Schwängerung statt finden. Auch wenn die Erektion nicht geschehen kann, wenn der Harngang sich unterwärts oder oberwärts öffnet, oder ein andrer, ähnlicher Bildungsfehler da ist, so sind dies nothwendige Hindernisse einer fruchtbaren Begattung.

Doch kann der Mann wohl gebildet und doch mehr oder minder fruchtbar und ganz unvermögend sein. Es giebt gewisse phlegmatische Temperamente, gewisse Zustände von Sinnenkälte, von Erschöpfung, Nervenschwäche u. s. w. die alle Sexualität ertödten. Vorzüglich sind übermäßige Geschlechtsausschweifungen (vgl. Selbstbefleckung, Unmäßigkeit) häufige Ursache zum männlichen Unvermögen, und solche ausgebrannte Wüstlinge schleichen dann zur Schande ihres Geschlechtes, kalt und impotent, unfähig, durch eignes, sündenhaftes Verschulden unfähig den edelsten Zweck des physischen Menschen zu erfüllen, in der Gesellschaft blaßwangig und hohläugig, umher!

Ueberhaupt kann alles, was das Nervensystem überreizt, unter gewissen Umständen zur Impotenz führen. So hat man den Misbrauch des Kaffees als hierher gehörig beschuldigt. Adam Olearius schrieb schon 1696: „Wenn man dies Kahwähwasser zuviel gebrauchet, so soll es die fleischlichen Begierden auslöschen.“ So arg ist es indeß doch wohl nicht!

Die Trunkenheit, welche die Muskeln erschlafft, und fast lähmend auf das Nervensystem einwirkt, macht gar nicht selten

unvermögend, und es ist eine bekannte Erfahrung, daß Trunkenbolde keine vorzüglichen Helden in der Liebe sind. Man bemerkt in den Niederlanden und in Holland, daß die starken Branntweintrinker unvermögend werden, und man glaubt, eine merkliche Abnahme in der Fruchtbarkeit zu beobachten, seitdem der Mißbrauch der geistigen Getränke bei den nordischen Nationen, als: Dänen, Schweden, Russen, Deutschen, Engländern ꝛc. sehr überhand genommen hat. Im Gegentheil hat man mehrmals bemerkt, daß die Wassertrinker in den Kämpfen der Liebe tapferer und mannhafter bestanden sind, als die Verehrer des Bacchus. So z. B. die wassertrinkenden Egyptier, Syrer und Chaldäer.

Es ist eine wichtige Bemerkung für diejenigen, welche sich narkotischer Getränke als Reizmittel zu bedienen pflegen, daß zwar z. B. das Opium, mit aromatischen Mitteln verbunden, Anfangs heftig zur Liebe reizt, aber auch bald die Zeugungskraft so sehr schwächt, daß eine absolute Unfähigkeit daraus entsteht. Das unbesonnene Auflegen von betäubenden Mitteln, wie Opium, Nachtschatten oder Giftpflanzen auf die Geschlechtsorgane, führt bald eine fast gänzliche Erschlaffung und Unthätigkeit dieser Theile herbei, erzeugt Entmannung, und eine Art von Eunuchism. Larrey erzählt von Soldaten, die sich an geistige Getränke und an den häufigen Gebrauch solcher betäubenden Mittel gewöhnt hatten, daß bei ihnen die Sexualtheile nach und nach fast verschwunden seien; der Magen so wie der Körper wird in solchen Fällen schwächer, und der Bart fällt aus, die Erschlaffung wird bald allgemein. Diese Beispiele sind vorzüglich in Egypten sehr häufig, wie überhaupt in allen heißen und feuchten Ländern; denn eine solche Temperatur trägt zu dieser Entnervung sehr bei, besonders bei ohnedies feuchten und weichen Konstitutionen. Thurnbull sah sonderbare Beispiele davon auf der Insel Otaheiti: entnervte Schwächlinge, die man Machoos nennt, überließen sich den schändlichsten Handlungen in abergläubischem Sinne, um die verlorne Mannskraft wieder zu ersetzen.

Vorausgegangene Krankheit, Ermattung, Hunger, Frost, sind leicht zu entdeckende Ursachen; eben so alle Leidenschaften, welche wollüstiger Erregung entgegen stehn, als: Aerger, Furcht, Schaam. Letztere ist besonders schädlich, und macht die Verbesserung gewöhnlich unmöglich, wenn der erste Versuch nicht

gelungen ist. Die Liebe selbst, sollte man es glauben? ist nicht selten ihr eignes Hinderniß; vor großer Vergötterung des geliebten Gegenstands kann das Gemüth zu wollüstigen Regungen gar nicht kommen, und ihre physischen Wirkungen erscheinen nicht, bei allem möglichen inneren und äußeren Anlaß.

Manchmal liegt es an einer Abneigung gegen die bestimmte Person, der dieser Dienst geleistet werden soll; sie hat vielleicht eine fatale Gewohnheit, ein Maal, irgend etwas an sich, das widrig auf den Sinn wirkt, oder die Vergleichung zwischen ihr und einer andern ist ihr nachtheilig.

Aber es giebt auch im menschlichen Leben Perioden, wo ohne alle erdenkliche Ursache der kräftigste Mann pausiren muß, und ganz erstaunt ist, sich von seiner gewohnten Rüstigkeit im entscheidenden Augenblick verlassen zu sehn. So ging es Ovid, der warlich sonst nicht impotent war, und so ists manchem gegangen. Solche nennt die lateinische Sprache *frigidos et maleficiatos;* die französische nennt dies Ereigniß *nouer l'aiguillette.* (S. Nestel.) Man hat sehr gewöhnlich Zauberei für den Grund dieses zufälligen Unglücks gehalten, und die Eifersucht oder den Neid eines andern Weibes als ihre Veranlassung angeklagt. Wenn die Periode von kurzer Dauer ist, so wendet sich nachher das Verhältniß zum Guten, allein es giebt Fälle, wo sie Monate lang, ja wohl ein Jahr fortdauert, ohne alle Krankheit, ohne irgend eine denkbare Ursache.

Es giebt noch andre Ursachen, die besonders Ehen unfruchtbar machen, und auf welche wir im Artikel Unfruchtbarkeit zurückkommen wollen. Im Ganzen gilt es glücklicherweise, daß Unvermögen und Unfruchtbarkeit Ausnahmen, seltene Ausnahmen von der großen Naturregel sind, und in diesem Sinne ruft der Dichter scherzhaft:

> Wenn auch nicht alle propagiren,
> Seid unbesorgt, das menschliche Geschlecht
> Stirbt drum nicht aus. —
>
> Wieland.

Hierher gehört ganz die Erwähnung eines gesetzlich bestimmten, öffentlichen Beischlafs, der zum Beweis oder zum Gegenbeweis des männlichen Unvermögens in Frankreich gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts eingeführt wurde.

Einige leiten den Ursprung dieses Gebrauchs von der Frechheit eines jungen Mannes her, welcher des Unvermögens beschuldigt, sich anheischig machte, in Gegenwart von Sachverständigen, das Gegentheil zu beweisen. Dieses Anerbieten wurde angenommen, und in der Folge nun dieser Gebrauch bei den geistlichen Gerichten in Frankreich eingeführt, ja sogar durch Beschlüsse rechtskräftig gemacht.

Obgleich Venette in seinem Gemälde der ehelichen Liebe behauptet, in dem römischen Rechte Spuren davon zu finden, so ist doch fast gewiß, daß vor dem vierzehnten Jahrhundert von der Eheprobe (*Congrès*, denn so wurde dies Verfahren genannt) keine Rede war, wo Guy de Chauliac derselben als eines vor Gericht üblichen Verfahrens erwähnt, wenn das Unvermögen eines Mannes erwiesen werden sollte. Indessen scheint es doch nicht, daß schon damals so viele Formalitäten dabei statt hatten, wie gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts.

Nach Chauliac sollen Mann und Frau mehrere Tage beisammen schlafen, in Gegenwart einer unterrichteten und erfahrnen Matrone, welche ein von der Obrigkeit bevollmächtigter Arzt eigends dazu zu ernennen hat; diese soll beide Ehegatten ermahnen, sich einander zu liebkosen u. s. w.; ihnen einige liebekräftigende Mittel geben, ja die Sexualorgane mit zweckdienlichen Salben bei einem Feuer von trockenen Weinreben reiben, und endlich dem Arzte, von dem, was sie gesehen, treuen Bericht erstatten, damit dieser darüber weiter berichten könne. — Vincent Tagereau, Advokat zu Paris, in seiner Rede über die Unfähigkeit des Mannes und des Weibes, meldet, daß in dem Prozeß des Schatzmeisters de Bray drei Aerzte, drei Wundärzte und drei Hebammen zu Experten ernannt worden seien. Die naive Sprache dieses Schriftstellers macht uns mit der Art und Weise bekannt, wie zu seiner Zeit die benannte Probe ausgeführt wurde.

Nachdem die Parthien, heißt es in dieser Schrift, eidlich gelobt haben, treulich und ohne Verstellung das Ehestandswerk zu vollbringen, ohne daß Eines oder das Andere der Sache Hindernisse in den Weg legte, und die Experten ebenfalls geschworen haben, treuen Bericht zu erstatten, von Allem dem, was bei der Eheprobe vorgehen werde, begeben sich beide Theile in ein besonders dazu bereitetes Zimmer, wo der Mann so

wie die Frau sich einer abermaligen Besichtigung unterwerfen müssen.

In einigen Prozessen, wie z. B. in dem von de Bray, wurden die Parthien nackt von der Scheitel bis zur Fußsohle untersucht, und zwar an allen Theilen ihres Körpers, ob sie nichts an sich hätten, was den Liebesakt befördern oder hindern könnte! Die Theile des Mannes wurden in lauem Wasser gewaschen, und die Frau in ein halbes Bad gesetzt, worin sie eine Zeit lang blieb. Hierauf legen sich Mann und Frau bei hellem Tage zusammen in ein Bett, und nachdem die Vorhänge vorgezogen sind, muß der Mann sich bemühen, Beweise seiner Mannskraft zu geben. Endlich, nachdem die Parthien einige Zeit beisammen im Bette gelegen, ein oder zwei Stunden zum Beispiel, so werden die Experten gerufen; oder sie kommen auch wohl aus eigenem Antriebe, öffnen die Vorhänge, stellen Fragen über das, was zwischen Beiden vorgefallen, und untersuchen abermals das Weib, um zu sehen, *an facta sit emissio, ubi, quid et quale emissum?* wie es die damalige Gerichtssprache erheischte. „Was wohl nicht ohne Licht und Brillen geschieht," setzt Tagereau hinzu, „und nicht ohne schmutzige und ärgerliche Untersuchungen." Nun setzen sie ein förmliches Protokoll, hierauf ihren Verbalprozeß auf, über das was während der Probe geschehen ist, oder besser zu sagen, was sie selbst dem Richter sagen wollen, der in dem nämlichen Hause, in einem anstoßenden Saale oder Nebenzimmer mit den Prokuratoren und Sachwaltern des geistlichen Gerichtshofs das Ende dieser Verhandlungen abwartet.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß vorher nie so viel Ehescheidungen statt gehabt haben, als während dieses Gebrauchs, denn man fand nie einen Bericht, daß ein wirklicher Beischlaf vollzogen worden ist. Wie war es auch möglich, daß ein Mann die feierlichste Handlung der Natur vollziehen konnte, wenn die Liebe, dem Haß und Abscheu gegen die Frau Platz gemacht hatte, wenn überdies die aufmerksamen und neugierigen Blicke der Umstehenden nothwendig Unruhe und Verwirrung erregen mußten. Mehrere aufgeklärte Rechtsgelehrte, besonders Anton Hortmann, Anne Robert scheuten sich nicht, dem Parlament zu Paris mit der größten Freimüthigkeit, die Schande der Nation in diesem abscheulichen Gebrauch

des öffentlichen Beischlafs und der Besichtigung darzustellen. Endlich wurde er durch eine Verordnung vom achtzehnten Februar 1677 in allen Gerichtshöfen abgeschafft. Hierzu gab folgende Geschichte Gelegenheit. Der Marquis von Langey heirathete in seinem fünfundzwanzigsten Jahr das vierzehnjährige Fräulein von Courtomer. Der Anfang der Ehe war glücklich, und durch den zärtlichsten Briefwechsel während einer kurzen Trennung ward die innigste Liebe beider Gatten bewiesen. Nach vier Jahren klagte diese junge Frau ihren Mann als unvermögend an. Der Oberrichter ernannte Kunsterfahrne zur Besichtigung des Ehepaars. Diese erklärten in ihrem Bericht, daß beide in dem Zustand wären, worin Mann und Frau sein müßten. Dagegen wandte die Frau von Courtomer ein, daß wenn sie nicht mehr Jungfrau wäre, dieses von den unvernünftigen Unternehmungen eines Unvermögenden herrühre, dessen unsinnige, aber unfruchtbare Liebe alles anwende, um sich zu befriedigen. Aufgebracht über diesen Vorwurf, verlangte der Herr von Langey die öffentliche Eheprobe, und der Richter verordnete ihn. Die Klägerin appellirte wider diesen Ausspruch, allein er wurde durch ein anderweites Urtheil bestätiget. Sie wählten nun zur Bewerkstelligung dieser Operation das Haus eines Baders. Fünf Aerzte, fünf Wundärzte und fünf Matronen waren dabei zugegen. Der Erfolg fiel für den Beklagten nicht vortheilhaft aus, und die Ehe wurde durch einen Rechtsspruch für null und nichtig erklärt. Zugleich ward der Beklagte verurtheilt, nicht nur die Mitgift wieder herauszugeben, sondern auch zu keiner andern Ehe zu schreiten. Der Beklagte protestirte gegen dieses Urtheil, behauptete seine männliche Fähigkeit und erklärte, daß er sich gleichwohl verheirathen werde, wenn und wie er es für gut fände. Die Klägerin verheirathete sich auch und wurde in dieser Ehe Mutter von drei Töchtern. Zu gleicher Zeit verband sich der Herr von Langey mit einer andern Gattin, mit Diane von Noailles und zeugte sieben Kinder. Nun begann ein neuer Prozeß zwischen den geschiedenen Eheleuten. Die Frau von Courtomer starb unterdeß und fügte ihrem Testament folgende Klausel bei: die Erblasserin verlangt, daß man den unentschiedenen Prozeß zwischen ihr und dem Marquis von Langey in der Güte beilege, und daß man hierin den Vorschlag des Parlamentsadvokaten Caillard befolgen solle, dem sie ihre

Willensmeinung erklärt habe. Hieraus erklärte sich in der Folge, daß die Klägerin durch List und Betrug ihre Richter hintergangen hatte, um von einem Manne getrennt zu werden, den sie nicht mehr liebte. Dieser Vorfall öffnete dem Parlament die Augen, und man verbannte plötzlich aus allen Tribunalen diesen für die Annalen der französischen Justiz ewig schimpflichen Gebrauch. (Vgl. Unfruchtbarkeit.)

Verliebt.

Shakespeare, der sich auf so etwas wohl versteht, giebt folgende Merkmale eines Verliebten an: „Eingefallene Wangen — Augen mit blauen Rändern — ein gleichgültiger Sinn — lose hängende Kniegürtel — ungebundne Mütze — aufgeknöpfte Aermel — nicht zugeschnürte Schuhe — alles muß eine nachlässige Trostlosigkeit verrathen.“ — Ein andermal läßt er einen Narren sagen: „Ich erinnre mich, da ich verliebt war, daß ich meinen Degen an einem Stein zerstieß, und hieß ihn das dafür hinnehmen, daß er sich unterstände, Nachts zu Hannchen Freundlich zu kommen, und ich erinnre mich, wie ich ihr Waschholz küßte, und die Euter der Kuh, die ihre artigen Patschhändchen gemolken hatten. Ich erinnre mich, wie ich mit einer Erbsenschote schön that, als wenn Sie es wäre, und ich nahm zwei Erbsen, gab sie ihr wieder, und sagte mit weinenden Thränen: Trage sie um meinetwillen. Wir treuen Liebenden kommen auf seltsame Sprünge, wie alles von Natur sterblich ist, so sind alle sterblich Verliebten von Natur Narren.“

Wo Shakespeare einen Seelenzustand schildert, da wird ein weiterer Commentar unnütz. Was Verliebtsein heißt, weiß auch ein Jeder, und wenn er auch nur einmal Werther's Leiden gelesen hat. Vielleicht wird uns aber nicht ein Jeder beistimmen, ja Mancher mag uns schrecklich profan schelten, wenn wir uns mit unsrer ärztlichen Ueberzeugung hervorwagen, wie alles Verliebtsein auf — — — dem Geschlechtstriebe beruht, von dessen Macht freilich der Verliebte nicht immer eine klare Idee verspürt. Allerdings giebt es eine Seelenliebe, eine höhere, edlere Liebe, auch zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechtes, freilich so ganz rein und geistig und fleckenlos und milchfarbig

rara avis in his terris
ein seltner Vogel hier zu Lande!

Indeß dies zugegeben, so wird doch eine lange, nach ihrem Ziele schmachtende Liebe — denn jede Liebe schmachtet nach einer recht innigen Verbindung, ja wo möglich nach dem Besitze des geliebten Wesens — eine Liebe, die lange vergebens schmachtet, überall mehr oder weniger und allmälig körperlich, und wir erleben es in täglicher Erfahrung, wie bei jungen, auch den reinsten Liebenden, und bei solchen, denen ein naher Altar schon als Ziel ihrer Wünsche winkt, doch die Anfangs so platonische Liebe sich in den bekannten Dämon verkehrt, der mit den Nerven davon galoppirend, auch die kleine, gesetzmäßige Zeit am Ende noch kurz zu findet, und sie zu überspringen reizt!

So wird denn aus dem Liebenden ein Verliebter, aus der Liebenden eine Verliebte. Und wer wird sich darüber wundern, wer den Gang der Liebe mit naturforschendem Auge verfolgt? Wie sollen alle die heißen und engen Umarmungen und Küsse u. s. w. die Nerven kalt lassen? Und wird nicht selbst bei weniger glücklich Liebenden nicht eben durch das Entbehren die Phantasie nur noch mächtiger angeregt, als bei Jenen? So kommt es denn, daß Shakespeares der Natur so treu abgelauschte „eingefallene Wangen und Augen mit blauen Rändern" eines der Hauptkennzeichen der Verliebten werden — und was bedeutet denn dies Symptom wohl anders?, als daß die Verliebten mit Orlando in: „Wie es Euch gefällt" bei sich denken:

Ich kann nicht länger von Gedanken leben.
Shakespeare.

Wie weit die Thorheit der Verliebten gehen könne, beweisen mehrere gesellschaftliche Institutionen des Mittelalters, deren wir hier erwähnen müssen. Einer der enthusiastischsten und albernsten Ausbrüche, welche der Geist des Ritterwesens im vierzehnten Jahrhundert nahm, war der Orden der verliebten Leidenschaft, den Ritter de la Tour, unter dem Namen der Galois beschrieben hat. Die Ritter und Knappen, Frauen und Jungfrauen, die sich zu diesem Orden ver-

einigten, erhoben die Liebe zu ihrer Gottheit, und die Pflichten und den Dienst der Liebe zu einem wirklichen Gottesdienst. Die Ordensbrüder und Ordensschwestern suchten einander in den Proben ihres Eifers für die Gottheit, die sie verehrten, und besonders in den Proben der Standhaftigkeit zu übertreffen, womit sie die Beschwerlichkeiten der Witterung und Jahreszeiten ertrugen. Männer und Weiber machten aus Sommer Winter, und umgekehrt. Im Sommer trugen sie die wärmsten Kleider, die dicksten Pelze, und heizten ihre Zimmer. Im Winter hingegen hüllten sie sich in die dünnsten Gewänder, schliefen unter den leichtesten Decken, bekränzten ihre Kamine mit Laubwerk und Blumen, und hielten es für eine Schande, bei der strengsten Kälte Feuer anmachen zu lassen, oder sich daran zu wärmen. Wenn ein Ordensbruder eine verheirathete Ordensschwester besuchte, so entfernte sich der Mann augenblicklich, und kehrte nicht eher in sein Haus zurück, als bis der Ordensbruder wieder weggegangen war, woraus eine Gemeinschaft der Weiber entstand. Diese Schwärmer kamen vor Kälte um, und starben, wie der gute Ritter de la Tour nicht zweifelt, in ihren Ordenspflichten als wahre Märtyrer der Liebe. Auf diese Art war bald die ganze Sekte verschwunden.

Die Aehnlichkeit dieser Feste mit den unzüchtigen Festen der Alten leuchtet ein. In dieselbe Kategorie gehört der sogenannte verliebte Hof, *Cour amoureuse*, der gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts als Nachahmung der Liebeshöfe (S. Troubadour) entstand, und von Kammer- und Domherrn, vornehmen Damen, Doktoren, Advokaten u. s. w. gebildet wurde. An diesem verliebten Hofe redete man von nichts, als von Quaalen und Seligkeiten der Liebe, und pries nichts als die Tugenden, Eigenschaften und Liebenswürdigkeiten der Schönen. Ein jeder hatte eine unumschränkte Gebieterin seines Herzens und seiner Gedanken, (*dame souveraine de leurs pensées.*) Diese erhob er in den übertriebensten Ausdrücken, wenn er sie gleich nicht einmal gesehen, sondern nur von ihr gehört hatte, dieser widmete er sein Herz und seine Dienste; ihr schwur er ewige Treue; ihr klagte er seine unerträglichen Leiden; und bei allen diesen platonischen Schwärmereien waren die Liebenden nie einander untreuer, und begehrten nie mit heftigerer Liebe nach dem Ovidischen Genuß

der Liebe, als zu eben dieser Zeit. Man begleitete diese mündlichen Betheuerungen mit unaufhörlichen Verbeugungen, Niederfallen auf die Knie, und selbst Niederwerfen zur Erde, und schloß endlich diesen lächerlichen Pomp von Ceremonien mit den albernsten Spielen.

Verschnittene

Oder Eunuchen. Dies letztere Wort stammt aus dem Griechischen und heißt „Beschützer oder Wächter des ehelichen Bettes" welches bekanntlich das Amt der Eunuchen bei den Orientalen ist — lebendige Null, weder Mann noch Weib, von jenem verachtet, von dieser gehaßt der, nach dem Ausspruch eines geistreichen Dichters — — — — — — — — — — — — — — — —

C'est l'Eunuque au milieu du Serail

— — — — — — — —

Piron.

Sklave des Starken zur Unterdrückung des Schwachen, Tyrann, weil er nicht Herr sein kann, glühend im Herzen nach Begierden, die er nicht zu löschen vermag — das ist das elende, erbarmungswürdige Geschöpf Eunuch!

Wir haben schon im Artikel Castrat den Unterschied zwischen diesem und dem eigentlichen Eunuchen kennen gelernt. Wenn jener noch einer, wenn auch nur unvollkommnen Befriedigung seiner Wollust fähig ist, so daß sogar alte Lehrer behauptet haben, man könne Castraten die Ehe nicht verbieten, und die römischen Frauen nach Juvenal sogar häufig der Umarmung eines wahren Mannes die weichliche Umarmung eines Castraten vorzogen, so ist der Verschnittene, der wahre Eunuch, wie es der berühmte Geliebte der Heloise durch ihres Onkels grausamen Schnitt ward (s. Castrat) aller und jeder Liebesbezeugung unfähig, und er ist nach Montesquieu verdammt — Grade so aber will ihn der eifersüchtige Orientale als Wächter seines Serails: solchen Sklaven will er, der ihn vor aller Eifersucht

bewahrt, — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — und so legt er sich ruhig auf's weiche Pfühl!

Tavernier und Thevenot versichern, daß kaum ein Viertel von denen, die diese Operation, welche alle äußre Sexualtheile amputirt, auszustehn haben, (gewöhnlich Negerknaben) sie überlebt, weshalb die wahren Eunuchen theurer bezahlt werden, als Castraten. Der Eunuch ist welk und schlaff und lymphatisch in seiner Constitution: aller Bart fehlt ihm und seine Stimme bleibt, wie die des Castraten, lebenslänglich der weichliche Knaben-Sopran. Meist sind auch die Verschnittenen fettleibig, besonders am Bauch, an den Schenkeln und Beinen, was sie schwerfällig macht; sie führen ihr elendes Leben nicht lange fort, und man kennt kein einziges Beispiel von einem sehr alten Verschnittenen; sein Charakter ist eben so weichlich und schlaff, wie sein Körper, darum strebt auch der schwache Eunuch sich dem Starken anzuschmiegen, und er ist geborner Sklave. Deshalb nahmen auch die Römer keines Eunuchen Zeugniß vor Gericht an, denn sie nannten ihn treffend nur *semi-vir*: Halb-Mann. Aber indem die Verschnittenen Sklaven werden, verfallen sie auch in alle Fehler der Sklaverei: da sie nichts durch Kraft erreichen können, suchen sie alles durch List und Intrigue durchzusetzen; zu großen Arbeiten unfähig, haben sie natürlich einen schmutzigen Geitz. Eitelkeit und Bosheit sind überdies fast immer unzertrennliches Eigenthum der Verschnittenen.

Es werden noch heut zu Tage viel Eunuchen in der Türkei, Persien und Afrika gemacht, und um so theurer bezahlt, je — häßlicher sie sind, weil dann natürlich aller Reiz zur Verführung von Seiten der ihnen anvertrauten Frauen um so mehr wegfällt. Der Menschenfreund weint eine Thräne des Mitleids dieser Unsitte, die einen Theil seines Geschlechtes auf die unwürdigste, unnatürlichste Art aus dessen Mitte stößt! (Vgl. Castrat.)

Vestalin.

Es giebt nichts Hohes und Schönes, das der menschliche Geist in den Staub zu ziehn sich scheute, ja

es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen,
und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn.

Schiller.

Dieser böse Fleck im menschlichen Geiste findet sich auch wieder, wenn wir die Geschichte der Vestalinnen untersuchen, denn erinnert sich nicht auf den ersten Klang des Wortes Jeder schon, wie oft er dasselbe im Munde von ironischen Spöttern entweihen gehört hat? Und was werden die Leser sagen, denen die Mittheilungen zu Ende dieses Artikels neu sind?

Die Vestalinnen in Rom waren ein Orden, ein Verein von Jungfrauen, die sich dem Dienste des Feuers, der alten Vesta widmeten. Mit dieser Göttin verliert sich auch der Ursprung des Ordens in's graueste Alterthum, aber Numa war derjenige römische Herrscher, der ihnen zuerst eine Constitution gab, und ihre Zahl auf vier bestimmte, eine Anzahl, die später sehr vermehrt ward. Nach Numa's Verordnung mußten diese Priesterinnen beim Eintritt sich zu einer dreißigjährigen Enthaltsamkeit verpflichten, doch waren die Statuten des Ordens nicht so strenge, als Viele glauben, und es scheint, als habe der Richter mehr die Absicht gehabt, Uebertretung des Hauptgesetzes zu bestrafen, als sie strenge zu verhüten. Die Vestalinnen lebten im Ueberflusse und in Weichlichkeit. Nur bei Nacht war es Männern untersagt bei ihnen einzugehen, Frauenzimmern war es aber zu jeder Stunde erlaubt. Man hatte ihnen einen besondern Platz bei den Schauspielen eingeräumt, und diese heilige Jungfrauen weideten ihre Blicke eben so frei an der eben nicht allzukeuschen Bühne, als andre römische Jungfrauen. Ihr Anzug war schon hinreichend Begierden zu wecken, er verrieth die ganze Grazie ihres Wuchses, und schien ihre Schönheit nur zu verhüllen, um sie desto reizender für die Phantasie zu machen. Verschiedene künstlich um den Kopf geschlungene Binden bildeten eine Art von Turban, in dessen Zwischenräumen man das gelockte Haar erblickte. Ihr Unterkleid war blendend weiß, und über demselben trugen sie einen purpurfarbenen Mantel, der, nur die Schulter bedeckend, immer einen Arm halb nackt zeigte. Die Schriften einer Sappho und eines Anakreon versüßten ihnen übrigens die Langeweile des einsamen Lebens, und von dieser Lektüre begeistert, verfertigten sie selbst zärtliche Verse, in denen

denen das stärkste Feuer nach dem Genuß der Liebe athmete. Seneka hat uns folgende Probe davon aufbewahrt:

Felices nuptae! moriar, nisi nubere dulce est. Ihr glücklichen Verehelichten! ich will sterben, wenn es nicht süß ist, sich zu verehelichen.

Die Verrichtungen der Vestalinnen waren von dreierlei Art. Sie mußten erstens das heilige Feuer im Tempel der Vesta beständig brennend erhalten. Das Verlöschen desselben wurde für ein höchst unglückliches Vorbedeutungszeichen gehalten, und diejenige, durch deren Unachtsamkeit es verlöscht war, wurde von dem Oberpriester an einen geheimen Ort geführt, wo er sie ganz entkleidete und mit Ruthen strich. Das zweite Geschäft der Vestalinnen war, das berühmte Palladium, das im Tempel der Vesta aufbewahrt wurde, zu bewachen. Drittens mußten sie auch Opfer verrichten. Sie hatten übrigens das Salz und Dinkelkorn zu bereiten, dessen man sich bei den Opfern bediente, und täglich mußten sie aus einem den Musen geweiheten Brunnen, Wasser holen und den Tempel damit besprengen.

Mit dem Stande der Vestalinnen war ein hohes Ansehen verknüpft. Begegnete ein Verbrecher, der nach dem Richtplatz geführt wurde, zufälligerweise einer Vestalin, so mußte ihm das Leben geschenkt werden. Sie durfte nur betheuern, daß es blos aus Zufall geschehen wäre. Einen Eid konnte man nie von einer Vestalin fordern. Ihre Bekräftigung bei der Vesta war eben so gültig. Von der Zeit an, daß eine bei Anbruch der Nacht nach Hause gehende Vestalin auf öffentlicher Straße geschändet worden war, hatten sie das Vorrecht, von einem Lictor, so oft sie ausgingen, begleitet zu werden.

Die fürchterlichste Strafe stand darauf, wenn eine solche Priesterin das Gelübde der Keuschheit brach. In den ersten Zeiten wurde eine solche Verbrecherin enthauptet, oder nach andern mit Ruthenschlägen getödtet, und ihr Verführer todt geprügelt. Unter Tarquin dem ältern kam aber die Gewohnheit auf, eine solche Unglückliche lebendig zu begraben. Man legte sie auf eine Bahre, umhüllte sie mit Tüchern, befestigte sie mit Stricken und band ihr den Mund zu, damit ihr Geschrei nicht gehört werden konnte. Darauf wurde sie im völligen Leichenpomp von ihren Freunden begleitet, zur Grabstätte hingetragen. Alle, die diesem Gefolge begegneten, gingen

wehklagend vorüber, und ganz Rom trauerte an einem solchen Tage, und betrachtete das Verbrechen als eine Vorbedeutung, die dem Staate ein großes Unglück androhete. So wurde die lebendige Leiche über den Markt bis an das Collinische Thor gebracht, hier war ein Damm, *campus sceleratus* genannt, innerhalb der Ringmauern, aufgeworfen. Auf diesem stand eine kleine Kapelle, in derselben befand sich eine tiefe Grube wohin man auf einer Leiter steigen konnte. In der Kapelle stand ein Bett, ein Licht, etwas Brod und Wasser, nebst Milch und Oel. Wenn die Vestalin hier angelangt war, befreiten sie die Gerichtsdiener von ihren Banden, und ließen sie mit dem Pontifex Maximus und den übrigen Priestern hier zurück. Der Hohepriester verrichtete nun ein Gebet, die Vestalin stieg lebendig in ihr schauervolles Grab hinab, die Leiter wurde in die Höhe gezogen, und die Grube nebst der Kapelle mit Erde überschüttet.

Die römischen Annalen zählen ihrer an zwanzig, die, weil sie bei ihrem Verbrechen auch den Wohlstand verletzten, getödtet wurden. Wie viele mochte es noch geben, die sich ohne Gefahr mit denen strafbar machten, die sie hätten strafen sollen! —

Hatte eine Vestalin dreißig Jahr in diesem Orden gelebt, so erlaubte ihr das Gesetz herauszutreten und sich zu verheirathen. Diese Erlaubniß kam in einem solchen Alter dann freilich wohl meist zu spät, indem die Blüthenjahre und die Zeit der Liebe nun vorüber waren.

Unglaublich ist es, daß vor der Revolution, als die vom Hofe und den höhern Ständen ausgegangene Sittenverderbniß in Paris den höchsten Grad erreicht hatte, es hier eine geheime Gesellschaft ganz schändlich verderbter Weiber gab, die sich dem abscheulichen Laster der lesbischen Liebe (s. dies. Art.) ergeben hatten, und die den nichtswürdigen Uebermuth einer entarteten Geschlechtslust so weit trieb, daß sie ihre Gesellschaft die Zunft der Vestalinnen nannten!! Man erschrickt, wenn man ein wenig in die Statuten dieser saubern Gesellschaft blickt.

Die Vestalinnen hatten zu jener Zeit zwei Versammlungsörter in Paris. Der vornehmste war in dem Hause der

Madame de F., wo die feinste Theorie der sinnlichen Empfindungen mit der ausgeartetsten, wildesten Phantasie vereinigt ward.

Die Verbündeten wurden in *Postulantes* oder Novizen, und in *Femmes* oder Geweihete eingetheilt. Alle vom Gesetz der Vesta ausgeschlossene Frauenzimmer hießen *Profanes*, und diejenigen, die sich zur Aufnahme gemeldet hatten, *Desirantes*. Diese wurden, wenn sie gewisse — leicht zu errathende Eigenschaften besaßen, auf folgende Art eingeweiht. Die Desirante ward in den Versammlungssaal geführt, unterdeß zwei Geweihete Wache hielten. Dieser Saal war sehr schön, und hatte eine völlig runde Form. In der Mitte desselben standen vier Altäre, auf welchen das vestalische Feuer ununterbrochen brannte. Den vornehmsten Altar zierte die Büste der Sappho, als der Schutzheiligen des Tempels; neben ihr prangte der berühmte Ritter d'Eon, (vgl. über ihn das Conversations-Lexicon) dessen meisterhaft gearbeitete Büste von dem berühmten Houdon verfertigt war. Rund umher an der Wand standen die Büsten der Griechinnen, deren Sappho in ihren Liedern erwähnt hat. Die Priesterinnen saßen auf kleinen Ruhebetten; auf jedem derselben eine Geweihete und eine Novize. Die erstern trugen eine feuerfarbene Levite und einen rosenfarbenen Gürtel. Zuerst wurde im Beisein der Desirante, über ihre Zulassung zu den Prüfungen gestimmt. Alsdann wird sie in einen Zustand versetzt, der den forschenden Blicken der geweihten Kennerinnen nichts zu errathen übrig läßt. Eine der ältesten Priesterinnen liest die Uebersetzung jenes lateinischen Gedichts von Nevisan vor, welches wir im Artikel Reiz kennen gelernt haben, und welches das Formular war, wonach die Untersuchungen angestellt wurden. Wenn die Desirante nur sechs zur vollkommenen Schönheit erforderlichen Reize besaß, zehn der, war sie zur Aufnahme fähig. Sie wurde alsdann mit gewissen unbekannten Feierlichkeiten zur Novize geweiht und legte einen Eid ab, dem vertrauten Umgang mit dem männlichen Geschlechte gänzlich zu entsagen, und sich dem Genuß reinerer und gefahrloser Freuden zu widmen!! Den Beschluß der Weihe machte ein Mahl, welches durch Allegorien und Gesang unterrichtend für die Novize wurde. Die Proben für die Postulantes, welche in höhere Klassen aufgenommen werden sollten, waren sehr schwer.

Man verschloß sie in ein Kabinet, worin die mannigfaltigsten Gegenstände die lebhaftesten Vorstellungen an die Liebe männlichen Geschlechts rege machen konnten. Der auffallendste war jene berüchtigte römische Gottheit, die Statue des Priapus, die man in der Mitte des Kabinets in ihrer ganzen Energie aufgestellt hatte. Am Fuße dieser Statue befand sich ein Kohlfeuer von der sonderbaren Eigenschaft, daß wenn man nur einen Augenblick unterließ es durch gewisse Materialien zu unterhalten, oder, wenn man zuviel von denselben hineinthat, es sogleich verlosch. Die Novize war daher genöthiget, von diesen Materialien ununterbrochen etwas hineinzuwerfen; vergaß sie dieses nur einige Minuten, indem sie beim Anschauen so vieler Gegenstände der männlichen Wollust ihrer Phantasie das kleinste Spiel einräumte, so verlosch das Feuer, und gab den Beweis ihrer Zerstreuung und Schwäche. Gewiß die schändlichste Parodie (des vestalischen Feuers) die der menschliche Geist je ersonnen hat! Diese Prüfungen dauerten drei Tage. Bei der Stufenweihe der Novizen hielten die Priesterinnen Reden. Dieser Orden hatte die Ehre, Damen aus den höchsten Ständen in seiner Mitte zu sehen. — *Ce senat auguste,* sagt ein berühmter Schriftsteller, *est composé des Tribades les plus renommées, et c'est dans ces assemblées que se passent des horreurs que l'ecrivain le moins délicat ne peut citer sans rougir.*

Vielweiberei.

Wenn der Hauptzweck der Natur in der größesten Vervielfältigung und möglichsten Fortpflanzung ihrer Wesen besteht, so entspricht ohne Zweifel die Vielweiberei auch der Natur des Menschen. Sie wird daher selbst in unsern Klimaten von Vielen vertheidigt, welche die Ehe nur als eine Anstalt zur Fortpflanzung betrachten, mithin von diesem Verhältniß eine bloße Naturansicht haben. Man beruft sich hierbei noch außerdem auf die größere Stärke des Geschlechtstriebes der Männer, welche bei Kraft und Gesundheit nie aufhören produktiv zu sein, während das Weib in der Zeit der Schwangerschaft, des Wochenbettes, der monatlichen Krise u. s. w. zur Begattung eigentlich unfähig sei. Sobald man von unseren gesellschaftlichen Einrichtungen absieht, scheint daher nach dieser Ansicht die Monogamie (Einweiberei) mit den Gesetzen der

Natur in Widerspruch zu stehn. Man übersieht aber hierbei gänzlich einen hohen und wesentlichen Vorzug der Menschennatur, der darin besteht, daß der Mensch nicht wie die Thiere dem Gesetz der Nothwendigkeit so unbedingt unterworfen, zu gewissen Zeiten Brunst fühlen darf, sondern vermöge der Freiheit des Willens seine Begierden stets befriedigen, aber auch einschränken kann. Es ist auch ausgemacht, daß die Vielweiberei auf keine Weise und nirgend auf der Erde mit der Gleichheit der Rechte zwischen beiden Geschlechtern bestehen könne. Sobald ein Mann in Vielweiberei lebt, erfordert die Ruhe der Familie die Sklaverei der Weiber, wie dieses in allen Ländern der Fall ist, wo dieser Gebrauch herrscht. Bei uns würde die Vielweiberei eben so ungerecht, als thöricht und unausführbar sein. Die Anzahl der Weiber ist in unsern Klimaten überhaupt nicht viel größer, als die der Männer, nur in heißen Ländern scheint das weibliche Geschlecht offenbar zahlreicher, als das männliche zu sein, während im Norden wiederum mehr Knaben als Mädchen geboren werden. Man kann auch beobachten, daß jene Völker, bei denen die Einweiberei herrschend ist, im Durchschnitt kräftiger und geistreicher sind, während die vielbeweibten Orientalen größtentheils sowohl an Geist als Körper stumpf und schwächlich erscheinen.

Die Mehrzahl der Thiere lebt in Vielweiberei. Unter den Affen finden sich zwar einige, die nur mit einem Weibchen vorlieb nehmen, die meisten derselben begatten sich aber, wie der Wolf, der Hund, der Löwe, die Katze u. s. w. mit mehreren Weibchen. Die Nagethiere, insbesondere die Hasen, Meerschweinchen, Ratten u. s. w. halten sich nicht einmal zu einer bestimmten Favoritin, sondern vermischen sich mit allen, deren sie habhaft werden können. Der Elephant, so wie das Rhinoceros und Nilpferd, begnügen sich keinesweges mit einem Weibchen, nur der Biber soll, wie behauptet wird, in Monogamie leben. Von den Wiederkäuern und allen Hufthieren ist es bekannt, daß sie polygamisch sind, die Anzahl der Weibchen ist unter diesen Ordnungen auch größer, als die der Männchen, und eine wunderbare Vorsehung hat gerade hier die Weibchen sehr keusch und begierlos, die Männchen hingegen vorzüglich lüstig und feurig geschaffen, damit alle ihre Befriedigung fänden. Die Seehunde gleichen sogar hierin den

Mohamedanern, indem jedes Männchen sich eine Art von Serail hält, und ein Wächter und Tyrann seiner Weiber wird.

Bei den Vögeln ist die Monogamie schon weit häufiger anzutreffen. Die Tauben, die Störche, und wahrscheinlich alle Raubvögel, z. B. Geier, Falken, leben nur mit Einem Weibchen; hingegen halten sich die Haushähne, die Wachtel, das Rebhuhn u. A. immer eine beträchtliche Menge von Gesellschafterinnen.

Im Allgemeinen sind jene Thiere, die truppweise beisammen leben, der Vielweiberei zugethan, während andre, welche die Einsamkeit lieben, in der Regel auch nur ein Weibchen besitzen. Bei den meisten geht die Vermischung so weit, daß selbst die Eltern, wenn die Gelegenheit gegeben ist, sich wiederum mit ihren Kindern begatten. Doch sagt man, daß kein Hengst dazu gebracht werden könne, seine Mutter zu bespringen.

Viele Insektenweibchen thun den keuscheren Männchen beinahe Gewalt an, indem sie dieselben auf verschiedene Weise necken, um sie zur Begattung zu reizen. In dem wunderbaren Staat der Bienen herrscht sogar eine Vielmännerei, (Polyandrie), so daß wohl vier- bis fünfhundert Männchen auf ein einziges Weibchen oder die Königin kommen.

Die Vielmännerei ist in einigen Gegenden, namentlich in Tibet, Batom, und auf der Küste Malabar auch unter den Menschen gebräuchlich, und man sieht dort eine Frau zu gleicher Zeit mit mehreren Männern leben. Dieser Gebrauch steht mit der Natur in gradem Widerspruch, da ihm keineswegs der Trieb zur Fortpflanzung, sondern nur der Hang zur Wollust zum Grunde liegt, und eine Frau mit mehrern Männern fast niemals Kinder zeugt, während ein einziger Mann sehr wohl mit mehreren Weibern eine fruchtbare Verbindung eingehen kann.

Betrachtet man die Ehe blos von der natürlichen Seite, so scheint die Natur in der kalten und gemäßigten Zone für jeden Mann nur eine Frau geschaffen zu haben, während sie in heißen Ländern mehr weibliche als männliche Individuen hervorbringt, und die Polygamie begünstigt. Mit dieser Produktivität der Natur stehen die Temperamente der verschiedenen Völkerschaften in sehr genauer Uebereinstimmung. Die Bewohner der kalten Gegenden sind auch kälter in der physischen Liebe, ihre Frauen bleiben längere Zeit fruchtbar, und sind weniger, als die Frauen des Südens, den Fehlgeburten ausge-

setzt. Die kalten Länder dürfen überdies nie so stark bevölkert sein, als die warmen, weil sie ihren Bewohnern weit weniger Nahrung darbieten. In heißen Ländern wird der Funken des Gefühles leicht bis zur hellen Flamme angefacht, die Leidenschaften sind heftiger, die Frauen werden bald unfruchtbar und mögen leicht mißgebären; der Reichthum und die Fruchtbarkeit des Bodens ernährt ohne Mühe eine große Anzahl Menschen. Unter einem kalten Himmel erwacht der Geschlechtstrieb erst spät, bleibt aber dafür um so länger, und ist leichter in Schranken zu halten; in südlichen Ländern erwacht die Lust zum andern Geschlecht viel früher, sie lodert mit großer Heftigkeit auf, wird aber bald wieder verlöscht. Ein Südländer, der mit dem zwölften Jahre mannbar wird, ist im dreißigsten impotent, während ein Nordländer, der erst im zwanzigsten Jahre zur Mannbarkeit gelangt, noch im sechzigsten eine fruchtbare Begattung ausüben kann. Eine Indianerin, die mit zehn Jahren schon empfangen kann, ist mit achtundzwanzig Jahren ein unfruchtbares altes Weib, während eine Frau auf Island kaum im zwanzigsten Jahre das Bedürfniß der physischen Liebe kennt, und noch im funfzigsten gebären kann. Wenn also die Geschlechtslust auch im Süden früher erwacht und heftiger ist, als gegen die Pole hin, so ist sie auch von um so kürzerer Dauer. Daher müssen die Männer in südlichen Gegenden mehrere Frauen auf einmal nehmen, weil dort ein Mann in kurzer Zeit mehrere zu befruchten im Stande ist, aber auch bald sein Befruchtungsvermögen verliert. Und da überdies die Frauen der wärmeren Klimate sich sehr bald erschöpfen, und frühzeitig unfruchtbar werden, so muß die kurze Dauer ihrer Fruchtbarkeit durch die größere Anzahl der Weiber ersetzt werden.

Die Generationen folgen überdies in Tropenländern weit schneller auf einander, als an den Polen. Die Frische und Schönheit der Jugend erhält sich längere Zeit bei den Bewohnern des Nordens, weil ihr Leben sich langsamer verzehrt, während dasselbe in Aequatorialgegenden, mit Begierde alle jugendlichen Freuden und Genüsse umfassend, sehr schnell dahinbraust; die Südländer sind daher schon in der Jugend alt, während die Menschen unter kälteren Himmelsstrichen noch im hohen Alter jung zu sein scheinen.

Es ist eine unläugbare Thatsache, daß die heftigen Triebe der südlichen Nationen die Vermehrung des Menschengeschlechtes

weit weniger begünstigen, als die keusche Liebe der nördlichen Völker. Die ersteren gehen stets mehr darauf aus, sich wollüstige Genüsse zu verschaffen, während die andern nur daran denken, in Ruhe ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen. Daher kommt es, daß die Südländer, indem sie den Genuß auf verschiedene Art zu vervielfältigen suchen, sich bald entnerven, während Nordländer bei guter Gesundheit bleiben, indem sie blos einem angebornen Instinkt gehorchen; jene erzeugen daher auch mehr Mädchen, diese mehr Knaben.

Die Ursache der größeren Anzahl der Weiber in warmen Himmelsstrichen, so wie der größern Anzahl der Männer in kalten Ländern liegt hauptsächlich darin, daß die Menschen in jenen Ländern überhaupt schwächer sind und in Vielweiberei leben, in diesen hingegen kräftiger bleiben und nur an einer Gattin sich genügen lassen. Es ist gewiß, daß kräftige Männer in der Regel mehr Knaben als Mädchen zeugen, zumal wenn ihre Frauen eben nicht sehr lebhaft sind. In der heißen Zone werden die Männer durch die große Hitze verweichlicht, ihre Stimme ist schwach, sie haben wenig Bart und Haar, die Muskeln sind schlaff, Brust und Schultern eingefallen. Eine andre Ursache, die in heißen Ländern zur Vermehrung des weiblichen Geschlechtes mit beiträgt, soll darin bestehen, daß durch die Hitze die Geschlechtslust der Weiber verstärkt, die der Männer aber vermindert wird. Seit langer Zeit will man aber beobachtet haben, daß Frauen von kalter Natur im Sommer viel feuriger sind, als im Winter, während hingegen bei den meisten Männern die Energie des Kopfes überhaupt, und insbesondere des Geschlechtstriebes, im Winter am stärksten ist.

Die Vielweiberei wird nothwendig stets durch eben die Vielweiberei unterhalten, wie man dieses schon an den Hausthieren beobachten kann, die immer mehr Kühe, Schaafe und Ziegen, als Stiere, Widder und Böcke zur Welt bringen. Bei den vielbeweibten Vögeln, z. B. bei dem Haushuhn, werden stets mehr Weibchen als Hähne erzeugt. Ein Mann, der mehreren Frauen zu genügen hat, wird durch die oft wiederholten und häufigen Liebesdienste geschwächt, während die Gattin, welche gewissermaßen nur den dritten oder vierten Theil eines Mannes besitzt, sich kräftiger bewahrt, und im Zeugungsakt gewöhnlich die Oberhand behält. Aus solcher

Verbindung gehen dann mehr Mädchen als Knaben hervor, besonders wenn der Mann schon von Natur schwächer ist, als die Frau. Diesen Satz hat auch Forster auf seiner Reise um die Welt bei den Insulanern der Südsee mehrmals bestätigt gefunden.

Wenn ein Volk in höchst beschränkten Verhältnissen, ohne Krieg, ohne Mühsal, ohne Schifffahrt und Handel lebt, so muß die Anzahl der Männer, selbst in kalten Gegenden, und bei der Einweiberei, sehr bald die Anzahl der Weiber um ein Beträchtliches übertreffen. Unter solchen Umständen kommen dann auf eine Frau immer mehrere Männer, und es entsteht eine Vielmännerei, wie bei den Einwohnern von Tibet, Butan, Nepaul im Innern von Asien, und bei einigen Irokesen im nördlichen Amerika. Cäsar erzählt, daß bei den alten Brittaniern sich zuweilen zwei Männer mit einer Frau begnügten, und die Stäiren von Calicut haben so wenige Frauen, daß sie dieselben unter sich verleihen müssen. Wenn also in heißen Ländern einem Manne mehrere Frauen zukommen, so müßte in kälteren Gegenden eine Frau mehrere Männer haben, da ein Ueberfluß von Männern vorhanden ist. Allein die gesellschaftliche Ordnung und die Rechte der Vaterschaft widersetzen sich meistens dieser letztern Anordnung, denn wer würde die Pflichten eines Vaters erfüllen, wenn Niemand wüßte, ob er auch wirklich der wahre Vater sei? Wie können diese Rechte und Pflichten in der Familie geachtet und erfüllt werden, wenn die Frau abwechselnd aus dem Besitz des Einen in den Besitz des Zweiten und Dritten kommt, und auf solche Weise sich wenig oder gar nicht von einer feilen Dirne unterscheidet?

Die Vielweiberei war bei den meisten Völkern der Erde im Gebrauch. Die Athener waren nach ihren Gesetzen verpflichtet, zwei Frauen zu halten, und selbst Socrates, dem gewöhnlich nur eine Xantippe zugeschrieben wird, hatte deren zwei. Unter allen Barbaren, sagt Tacitus, sind die Germanen die einzigen, welche sich nur mit einer Frau begnügen, nur ihre Fürsten und Anführer nehmen mehrere. Im ursprünglichen Naturzustande findet keine bürgerliche Heirath, sondern nur eine freie und wechselnde Verbindung statt, daher wird die Vielweiberei auch von Aristoteles für ein Zeichen eines freien Naturzustandes angesehn. Sie erstreckt sich sogar

bis an das Eis der Pole, denn nach Steller, Krascheninikoff, Pallas u. A. leben die Kamtschadalen, Sibirier und viele Nordamerikaner mit mehreren Weibern.

Die Einweiberei ist im Gegentheil fast nur in Europa und in den europäischen Besitzungen der andern Welttheile zu Hause, wo die Religion darüber, wie über ein Gesetz, wacht, aber grade durch das Verbot der Vielweiberei ihrer eigenen Verbreitung in heißen Ländern ein großes Hinderniß in den Weg legt. Es ist bekannt, daß die christliche Religion vorzüglich in kälteren Gegenden Wurzel faßte, wo beide Geschlechter von Natur mehr gemäßigte Triebe besitzen, während der Islamismus in den heißen Klimaten die reißendsten Fortschritte machte, und sich bald eine größere Anzahl von Bekennern, als das Christenthum erwarb. Auch die Schumanische, so wie die Religion des Dalai Lama, die sich in kältern Gegenden ausgebreitet haben, widersetzen sich keineswegs der Vielweiberei, und selbst die Schumanischen Samojeden und Ostiaken, die im hohen Norden wohnen, nehmen so viele Frauen, als sie kaufen und ernähren können.

Die Einweiberei gründet sich auf die beinahe vollkommene Gleichheit der Geschlechter, die Vielweiberei ist auf die Ungleichheit und Sclaverei der Weiber gegründet. Der Vielbeweibte muß sowohl Güter als Macht besitzen, um Frauen zu kaufen, sie in einem Serail zu bewachen, zu ernähren, und über sie mit strengem Vorrecht zu herrschen. So will es auch der Geist jener religiösen Schriften, die von Zoroaster, Mahomet und Confucius herrühren. Die Frau wird darin nur als ein Eigenthum und als ein Werkzeug betrachtet, dessen man sich zum Vergnügen bedient, und welches man wieder wegwerfen kann, wenn es unbrauchbar geworden. Und so ist die schönste und sanfteste Hälfte des Menschengeschlechtes durch den Mißbrauch der Gewalt zu einem bloßen Mittel des Vergnügens herabgewürdigt.

Die europäischen Sitten sind glücklicher Weise anders beschaffen. Die Gewohnheit, nur eine Frau zu haben, verdanken wir unsrer größeren Lebenskraft, weil die Gelegenheit zur Entkräftung nicht so häufig ist, wir verdanken ihr die Regeln der Galanterie, weil die Frauen bei uns seltener, und mit ihrer Gunst nicht so freigebig sind, und was mehr, wir erfüllen gewiß durch die Monogamie sicherer und gottgefälliger

die Absichten des weisen Weltschöpfers, der das Weib nicht bloß zur Befriedigung männlicher Lust schuf, sondern auch ihre moralische, menschliche Würde anerkannt und geehrt wissen will. Es scheint aber, als ob wir der Einweiberei auch die verderbliche Sitte des Zweikampfes zu verdanken hätten. Bei den Türken, Tartaren, und überhaupt bei allen vielbeweibten Asiaten, ist in der That diese barbarische Ehrensache ganz unbekannt, während eine Frau in England sehr leicht Anstand nimmt, ihre Hand einem Mann ohne Muth zu reichen. Es ist bekannt, wie viele Streitigkeiten und Duelle die Eifersucht erzeugte, zumal wenn es sich um Frauen handelte, von der Gesinnung der *Madame de Sévigné, qui n'aimait rien tant que les grands coups d'epée.* In der Natur der weiblichen Eitelkeit liegt der Grund, daß viele Frauen, wie die Weibchen mancher Thiere, den lebhaftesten und vermögendsten Männern den Vorzug geben, sei es um des größern Vergnügens willen, welches sie sich versprechen, oder weil sie als schwächere Geschöpfe eines unerschrockenen Vertheidigers und kräftiger Hülfe bedürfen. Das Ansehen eines Schlägers giebt noch immer Ansprüche auf Liebe und fast alle Frauen haben eine Vorliebe für Soldaten, wie weiland Venus schon für den Mars.

Aus der Einweiberei läßt es sich vielleicht erklären, daß in nördlichen Gegenden die zahlreichern Männer auch unternehmender sind, und mehr zur Schifffahrt, zur Auswanderung und zum Kriege geneigt sind, als andre Völker. Hingegen ist der Vielbeweibte in den Tropengegenden von Jugend auf mit einer zahlreichen Familie beladen und muß sorgen, wie er im Harem seine Weiber bewache. Ueberdies raubt ihm seine körperliche Schwäche sowohl den Willen als auch die Macht zu kühnen Unternehmungen, und legt ihm das Bedürfniß einer sitzenden Lebensart auf.

Der Despotismus, der aus der Unterwerfung der Frauen des Harems in der Familie des Vielbeweibten nothwendig entstehen muß, verfehlt auch nicht, seinen Einfluß auf die bürgerliche Gesetzgebung jener Staaten auszuüben, in denen die Vielweiberei zu Hause ist. Die Macht des Fürsten muß auch den Unterthanen Gewalt verleihen, um eine ganze Hälfte des Menschengeschlechtes in Sclaverei zu erhalten. Die polygamischen Länder sind daher auch diejenigen, in denen Dienstbarkeit

und Knechtschaft sich am härtesten äußert, während die Achtung und die Freiheit der Frauen ohnstreitig mit zu den sichersten Burgen der Unabhängigkeit und bürgerlichen Freiheit gehören. Aus demselben Grunde erhalten sich auch die Sitten in der Einweiberei viel reiner, denn indem man der Frau Vertrauen und Liebe schenkt, fühlt sie auch das Bedürfniß, Achtung zu erwerben und zu verdienen, während eine gekaufte Asiatin sich durch keine Pflicht an einen Tyrannen gebunden glaubt, der sie nur zum Vergnügen unterhält.

Es ist auch leicht einzusehn, daß das Beisammensein mehrerer Gattinnen in der Regel dem häuslichen und geselligen Glücke zuwider ist. Ungleiche Männerbegünstigung und Sclaverei des Weibes haben unausbleiblich tiefe Zerrüttung des häuslichen Glückes zur Folge. Diese Uebel bei solchen Männerfreiheiten zu verbannen, wird der klügsten Staatskunst ein ewiges Problem bleiben; aber sie zu mindern versuchten einige Gesetzgeber: sie wollten der schwächern Menschenhälfte in ihrem unterjochten Zustande wenigstens die letzten Ansprüche auf die Rechte der Natur vindiciren. Sie bestimmten nämlich, wie oft der Polygam seiner Frau den Beischlaf in einem gewissen Zeitraume zu leisten schuldig sein sollte. In das Heiligthum der Ehe tiefer, oder über die Grenze der weiblichen Delikatesse weiter zu dringen, war unmöglich, ohne die heiligen Altäre im Tempel der Natur vollends zu stürzen, — ob es gleich gewiß ist, daß das schöne Geschlecht unter jenen Völkern, beim Mangel aller feinern Gefühle in der Liebe, durch das Gesetz, die Umarmung des Mannes als einen ehelichen Tribut zu fordern, sich nie beleidigt fand.

Die mosaische Gesetzgebung, nach welcher Polygamie und Konkubinat der Herzenshärtigkeit des Volks wegen, wie sich Moses ausdrückt, erlaubt war, bestimmt zwar nichts Ausdrückliches über diese Schuldigkeit des Mannes. Allein aus mehrern Beispielen geht hervor, daß wenigstens ein alter Landesgebrauch vorhanden gewesen sein müsse, welcher die Frau berechtiget habe, den Beischlaf zu fordern. Hierauf scheint die Stelle zu deuten, wo Moses dem Manne befiehlt, wenn er eine zweite Frau nimmt, der erstern „an ihrem Futter, Decke und Eheschuld nichts abzubrechen.“ Wenn dies von einer dem Sohne beigelegten Sclavin verstanden wird, so mußte um so viel mehr dies Recht und eine darauf zu grün-

dende Klage einer Freien zustehen. Auch beweist die Geschichte Jakobs, daß unter mehrern Mitweibern jede ihre eigene Nacht hatte, denn Rahel verkaufte die ihrige an die Lea, und zwar für die Dudaim, eine Pflanze, die für ein Specifikum zu einem Liebestrank gehalten wurde.

So wenig nun Moses hierüber ausdrücklich festgesetzt hat, desto mehr sagen die Rabbinnen davon. In der Mischnah heißt es: „Wenn es Jemand verredet hat, seinem Weibe ehelich beizuwohnen, so darf er sie nach der Meinung der Schule Schammai zwei Wochen, aber nach der Schule Hillels nur noch eine Woche behalten: die Studirenden, die des Studirens wegen an andere Orte reisen müssen, haben, auch ohne Erlaubniß von ihren Weibern zu nehmen, dreißig Tage Freiheit, Arbeitsleute aber nur eine Woche. Junge Leute, die sonst nichts zu thun haben, sollen die Eheschuld alle Tage, Arbeitsleute zweimal die Woche, Kameeltreiber einmal in dreißig Tagen, und Schiffleute einmal in sechs Monaten leisten. Versagt die Frau dem Manne die eheliche Pflicht, so zieht er von ihrem Heirathsgut alle Wochen etwas ab, und giebt ihr hernach einen Scheidebrief." So lautet der talmudische Text über diese Materie, aber die Rabbinen machen noch mehrere Anmerkungen darüber. Sie geben zwar einem Studirenden die Freiheit, sich seiner Frau zwei bis drei Jahr zu enthalten; rathen ihm aber doch, die eheliche Pflicht wöchentlich zweimal zu erfüllen, wenn es die Umstände litten. Ob die Praxis der heutigen Juden diesem talmudischen Gesetzen gemäß ist, das sind *occulta de quibus non judicat ecclesia.*

Nach Solons ausdrücklichem Befehl war jeder Athenienser verpflichtet, seiner rechtmäßigen Frau in jedem Monat dreimal die Eheschuld zu leisten.

Bei den Mohamedanern soll bis jetzt noch ein Zwangsgesetz vorhanden sein, welches ihnen gebietet, die eheliche Pflicht, gleichfalls wie einen schuldigen Dienst, die Woche wenigstens Einmal zu erfüllen, und im Unterlassungsfall den Weibern gestattet sein, vor dem Kadi eine rechtliche Klage auf die Ehescheidung anzubringen.

Fast in allen morgenländischen Reichen sind die Männer zwar verbunden, ihre Weiber einer gewissen Anzahl von Umarmungen in jedem Monat zu würdigen. Allein wenn diesfalls Klagen vorkommen, so wissen die Männer immer Aus-

flüchte zu finden, womit sie ihre vernachlässigten Weiber selbst vor Gericht täuschen; aus diesem Grunde, und nicht aus Anstoß dieser undelikaten Klage, geschieht es selten, daß die Morgenländerinnen das ihnen gesetzlich zustehende Recht verfolgen.

Bei allen diesen Gesetzen liegt eine gewisse positive Verbindlichkeit, oder das Zu wenig zum Grunde. Die Annalen der Geschichte enthalten nur, so viel mir bekannt ist, ein einziges Beispiel, wo die Verbindlichkeit negativ ist; dies ist die merkwürdige Verordnung einer Königin von Arragonien, vor welcher eine Frau erscheint, und sich über die heftige Begierde ihres Mannes, eines Kataloniers, beklagt, der sogar an einem Festtage mit weniger als zehn Umarmungen nicht befriedigt werden konnte. Die Königin gebot diesem Helden bei Lebensstrafe, von seiner Frau das eheliche Werk des Tags nicht mehr als sechs Mal zu fordern, und erließ zugleich folgendes allgemeine Gesetz: „daß nach reiflicher Ueberlegung, und um ein Beispiel des im Ehestand gebührlichen und sittsamen Betragens, auf alle Zeiten zu hinterlassen, die Anzahl der ehelichen Beiwohnungen des Tags auf sechs festgesetzt, und als billige und nöthige Grenzen angewiesen sein sollten u. s. w.

Die Monogamie scheint daher der angemessenste Zustand für die Kultur, für das Glück, für die Reinheit der Sitten, und für die Gesundheit des Körpers wie des Geistes zu sein. (Vgl. Ehe, Weib.)

W.

Waden.

Die Wade ist mit eines jener charakteristischen Merkmale, das der Mensch vor allen Thieren voraus hat, deren keines eigentliche Waden besitzt. Vielleicht ist es diese Wahrheit, vielleicht die Erfahrung, daß starke, muskulöse Waden, wie sie kräftige Männer oder Weiber haben, die den Fuß vorzugsweise anstrengen, z. B. Tänzer, Fußgänger u. s. w., daß also starke Waden eine gute männliche Vollkommenheit andeuten, — — — — — — — — — — — —
— — — — Ja —

Die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel selbst sich ja erstreckt,

Göthe.

und darum gesteht auch Mephistopheles, mit dessen Waden es bekanntlich nicht so recht richtig ist:

Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden.

Göthe.

Wir haben im Artikel Bein (s. diesen Art.) bereits mehr über die Waden mitgetheilt.

Wange.

Wenn man die Bildung, die Entwicklung und die Färbung der Wangen, von der Kindheit bis in's Alter, bei beiden Geschlechtern, bei den verschiedenen Temperamenten :c. betrachtet, so zeigen diese Theile eine Menge Verschiedenheiten. In den ersten Zeiten des Lebens, wo das Gesicht noch wenig entwickelt ist, sind die Backen sehr hervortretend, fast hemisphärisch; wie aber die Entwicklung des Gesichtes vorschreitet, verliert sich diese Convexität der Wangen, es zeichnen sich Züge hierin und Grübchen, die Amor so gern hat, erscheinen schon jetzt im Gesichtchen. Nun färben sich auch allmälig die Wangen mehr oder weniger (bei Europäern) mit jenem Colorit, das bei uns einen so wesentlichen Theil der Schönheit des Gesichts ausmacht.

In der ersten Kindheit unterscheiden sich die Wangen im männlichen und weiblichen Geschlecht wenig oder nicht. Schon im siebenten Jahre aber verliert sich bei dem Knaben ein Theil jener Ründung, die des Mädchens Backen noch behalten. Auffallender indeß wird der Unterschied in den Entwicklungsjahren, wo ja bei dem jungen Mann der Bart auf den Seiten der Wangen hervorsprießt.

Was der Arzt auf den Wangen des Erwachsenen zu lesen vermag, das auseinanderzusetzen verbietet der Zweck unsres Werkes. Aber auch für den Moralisten, den Physiognomiker sind die Wangen ein Spiegel des innern Menschen. Wie mahlen sich nicht mit unverkennbaren Zügen Zorn, Schaam, Schreck, Liebe, Haß auf der Wange! Nach Lavater bedeu-

ten fleischichte Wangen ein lymphatisch-melancholisches Temperament und Neigung zu Sinnesgenüssen: im Gegentheil sind ihm magere, eingezogene Backen, Zeichen von Entbehrung; der Gram höhlt die Wange, Weisheit und Schärfe des Geistes zeichnen scharf aber angenehm die Formen. Gewisse mehr oder weniger dreieckige Vertiefungen bedeuten nach Lavater unfehlbar Neid oder Eifersucht. „Eine von Natur graziöse Wange, die einen sanften Hügel bildet, ist mir Bürge, meint er ferner, für ein empfindsames, großmüthiges, keiner Gemeinheit fähiges Herz; wenn sich aber beim Lächeln auf der Backe drei parallele kreisförmige Linien bilden, so könnt Ihr sicher (??) darauf rechnen, daß solche Charaktere eine Spur von Narrheit haben."

Mit dem vorrückenden Alter, so wie durch Leidenschaften, Gram, Krankheiten, verlieren die Wangen ihre Bildung, Festigkeit und Farbe, und besonders dieser Theil ist es, der der ganzen Gesichtsbildung dann den Stempel des Alters aufprägt, weshalb auch die Wange es sich vorzugsweise so oft gefallen lassen muß, durch Kunst zu blenden, (s. Schminke)

pour réparer du tems l'irréparable outrage
um den unersetzlichen Schaden der Zeit zu ersetzen.

Nach dem Verluste der Zähne fallen, bei Magern, die Wangen ein, und das Gesicht wird kürzer; bei mehr Fetten fallen die Backen herab, und bilden sogenannte Beutel, oder Hamsterbacken. (Vgl. Gesicht.)

Wäsche.

Wir begreifen unter diesem Namen blos die aus Leinen gearbeitete nächste Bekleidung des Körpers, sei es unter den Kleidern oder im Bette. Es scheint, als wenn die alten Griechen Wolle auf der Haut trugen, welche ein Oberkleid von Leinewand bedeckte. Pollus redet von einem Unterkleide von Linnen, welches kurz und nur bis zur Mitte der Schenkel herabreichte, es war ohne Aermel und hatte wenig Falten. Die griechischen Frauen badeten sich damit und die öffentlichen Mädchen legten es selbst im Bade nicht ab. Phryne legte das ihrige nicht ab, als am Eleusischen Feste sie sich vor den Augen des versammelten Volks in's Meer stürzte. Diese Unterkleider

kleider waren zuweilen von Baumwolle, oder selbst von Seide. Die schönsten derselben wurden zu Cos gearbeitet, und scheinen nach Properz auch zur Erhaltung der Gesundheit vortrefflich gewesen zu sein.

Die ältern Römer trugen die wollene Toga unmittelbar auf der Haut, wie die Griechen das Pallium. Cato wollte diese schmutzige Sitte in spätern Zeiten bei allen Römern wieder einführen. In spätern Zeiten des römischen Reiches, und besonders zu den Zeiten der Kaiser, trug man allgemein leinene Unterkleider. Festus nennt das Hemde der römischen Damen *Supparus*. Apulejus (etwa zweihundert Jahr vor Christo) nennt diese Unterkleidung *interula linea* oder *byssina*, sie war von Leinewand oder auch von Baumwolle. Die kürzern der Männer nannte man *subucula*, die längern der Frauen *indusium*. Die Frauen trugen sie von sehr feinem Gewebe und schürzten sie vorn mittelst Schnüren zusammen, *interuli nexus*. Dies Hemde bildete zugleich das Morgenkleid der Damen, welche sich jedoch auch am Tage von ihrem drükkenden Brustgürtel (*Strophium*) losmachten, und im Hemde erschienen. Diese Unterkleider bedeckten einen Theil der Arme, und waren lang genug, die Schenkel neugierigen Augen zu verbergen.

Bei den Soldaten nannte man dies Unterkleid Camisia.

Linteo succinti sagt Sueton von den Senatoren, welche Caligula zwang, kurze faltige Unterkleidung zu tragen, wie man sie den kleinen Sklavenknaben gab. Die Illyrier, Gothen, Heruler und Vandalen trugen ein Unterkleid und Hosen von Leinwand. Die Weißagerinnen der Cimbrier hatten ein langes leinenes Kleid an. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert trug man Hemden von Sarsche und nicht von Leinen, auch wurde seit dieser Zeit erst der Hanf in Europa bekannt und angebaut. Tischleinen war damals noch in England sehr selten, während die Litthauer keine andre Kleidung als von Leinwand kannten. Ihr Herzog Jagello ließ eine große Anzahl wollener Kleider aus Pohlen kommen, und versprach jedem, der sich taufen ließ, ein solches.

In Hinsicht auf Erhaltung der Reinlichkeit, folglich der Gesundheit, ist der Gebrauch der Wäsche sehr ausgebreitet;

wir erlauben uns hier noch ein wenig in Einzelnheiten einzugehen, die unsern Zweck näher oder entfernter berühren.

Die Hemden müssen nicht zu grob sein, weil sie sonst die Haut zu sehr reizen, und nicht zu fein, weil sie sonst von Schweiß durchdrungen werden, und dann leicht Erkältung veranlassen. (Die Königin von Frankreich, Anna von Oesterreich, trug immer ungewöhnlich feine Hemden, und die Uebereinstimmung des Geschmacks in dieser Hinsicht mit der bekannten eisernen Maske bestärkte den Glauben, daß diese ihr Sohn gewesen sei). Die Hemden müssen ferner nicht zu lang sein, besonders bei Männern, weil sie sonst in den Beinkleidern drücken, vorzüglich aber müssen Reiter kurze Hemden tragen, weil sie sich sonst leicht durchreiten. Weiber und alte Männer müssen dagegen längere Hemden tragen.

Reiche Leute wechseln zwar täglich die Hemden, aber dies fördert mehr den Luxus als die Gesundheit. Es ist hinreichend, in gewöhnlichen Fällen zweimal die Woche zu wechseln. Bei nur einmaligem Wechseln wird das Hemde zu sehr mit Schweiß getränkt, und nimmt leicht einen widerlichen Geruch an. — Obgleich in manchen Gegenden viel baumwollene Hemden getragen werden, welche warm sind und im Sommer leicht den Schweiß einsaugen, so sind doch, und besonders zu dieser Jahreszeit, die leinenen vorzuziehn, da jene oft Ausschläge auf der Haut erregen. Die Matrosen, auch die Russen, tragen oft bunte streifige Hemden, und glauben sich dadurch gegen Ungeziefer zu schützen. Der einzige Nutzen, welchen sie jedoch davon haben, ist: daß sie ihren Schmutz besser verbergen.

Der Geruch eines getragenen, mit Schweiß getränkten Hemdes kann, bis auf einen gewissen Punkt eine Sympathie zwischen zwei Personen erregen. So soll Franz der Erste von Frankreich eine große Liebe zu einer Dame empfunden haben, nachdem er sich in der Dunkelheit ihres schmutzigen Hemdes bedient hatte, um sich den Schweiß zu trocknen. Nach einem neuern Reisenden soll im Morgenlande die Gewohnheit bei mehrern Großen herrschen, daß sie eine Menge Sklavinnen, aus denen sie sich eine Favoritin wählen wollen, in eine starke Transpiration versetzen lassen, und dann nach dem Geruche der Wäsche ihre Wahl bestimmen. (Vgl. Geruch.) Beim Niederlegen in's Bett muß das Hemde überall offen sein, um nicht den Umlauf des Blutes zu hem-

men, welche Vorsicht freilich die Völker nicht zu beobachten haben, die, wie die Neapolitaner, sich ohne Hemde niederlegen. Frauen müssen nicht zu enge Hemden tragen, weil dies zu gewissen Zeiten Spannung und große Unbequemlichkeiten verursacht. — Unterbeinkleider und Strümpfe müssen von einem Zeuge gefertigt sein, das leicht durch die Wäsche gereinigt werden kann. Oft haben Damen die üble Gewohnheit, aus Sucht einen kleinen Fuß zeigen zu können, nur sehr dünne Strümpfe und Schuhe zu tragen. Erkältung und Krankheiten aller Art sind die Folge davon, deren Ursprung sie dann freilich nicht zugeben wollen. (Vgl. Hemde, Strumpf.)

Weib.

Mutter der Schöpfung! Krone der geschaffenen Wesen! Lenkerin der Welt — ich fühle es, was ich übernehme, wenn ich über Dich zu reden mich anschicke! Haben nicht Philosophen und Dichter aller Zeiten und aller Völker ihre Seherkraft, ihren Scharfsinn in Urtheilen über das Weib geübt? Und nicht das Weib im Kreise europäischen Volkslebens allein darf ich nach dem Zwecke dieses Werkes betrachten — wir müssen es beobachten, wie es in den Harems orientalischer Despoten schwelgt, und wie es dem rohen Wilden weniger als Gefährtin, denn als Sklavin dient, wir müssen an die Ausschweifungen einer Phryne uns erinnern, während wir an das Muster hoher Weiblichkeit, an die glückliche Mutter, die beglückende tugendhafte Gattin denken, wir müssen des großen Dichters Spruch:

> Gebrechlichkeit! dein Name ist Weib
>
> Shakespeare.

prüfen, und eben so jenes andern großen Dichters Wort:

> Ehret die Frauen! sie flechten und weben
> Himmlische Rosen in's irdische Leben!
>
> Schiller.

nicht weniger beherzigen! Welches Chaos! Zum Glück besteht es aus den interessantesten Materialien, und indem wir diese entwickeln, beginnen wir zunächst bei der anthropologischen

Seite, und betrachten sodann die Form, den Körper des Weibes, der für den Zweck, den wir hier im Auge haben, so wichtig ist.

In den großen Thierfamilien ist das weibliche Geschlecht, bei den Gattungen mit getrennten Geschlechtern, im Allgemeinen schwächer. Es ist dies noch mehr bei jenen Thieren, wo die Männchen in der Vielweiberei leben, wie bei den widerkäuenden vierfüßigen Thieren und den hühnerartigen Vögeln. Geringer ist der Unterschied der beiden Geschlechter, in Hinsicht auf Stärke und Wuchs, bei jenen, die mit einem Weibchen leben, z. B. den Papagayen u. s. w. Doch findet niemals vollkommene Gleichheit statt. Troß dem göttlichen Plato und allen Gründen, welche auch immer die Anhänger der Meinung von der Gleichheit beider Geschlechter anführen mögen, ja wenn auch eine mehr männliche Erziehung und stärkere körperliche Uebungen die physische und moralische Kraft des Weibes erhöhen, kann es doch in dieser Hinsicht mit dem Manne nicht verglichen werden. Niemals erreichten die Mädchen von Sparta mit ihren männlichen Fäusten, wenn sie auf dem Taigetes sich boxten, oder an dem Ufer des Eurotas den pyrrhischen Kriegestanz tanzten, die Stärke des Spartaners. Nie erhob sich ein Weib durch die Ausbildung ihres Verstandes zu den erhabenen Conceptionen des Genies in den Wissenschaften und der Literatur, welche den höchsten Gipfel bezeichnen, den der menschliche Geist erreichen kann. Diejenigen, welche sich in dieser Laufbahn am meisten auszeichneten, haben sich oft den Beinamen *mascula*, den Horaz der Sappho gab, erworben. Die Gesetze der Alten schlossen die Weiber von der Priesterschaft, von bürgerlichen Aemtern, von der Magistratur und von den Ritterorden aus, das alte salische Gesetz der Franken hatte sie vom Throne ausgeschlossen. Man nennt zwar, von der berüchtigten Semiramis an, bis auf die englische Elisabeth und Katharina die Zweite von Rußland, mehrere Weiber, welche glorreich regiert haben; allein ohne den Grund, den man davon anführt, widerlegen zu wollen, daß nämlich die Männer regieren, wo Weiber auf dem Throne sitzen; fragen wir, wann hatte je Rußland z. B. mehr Staatsumwälzungen, mehr Kriege und Elend erlebt, als unter den sechs Weiberregierungen, die es im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts trafen?

Die ältere Geschichte bietet Beispiele von Völkern dar, bei welchen das weibliche Geschlecht die Herrschaft über das männliche ausübte. Auf der nordwestlichen Küste von Amerika, gegen den fünfundfunfzigsten Grad der Breite, sah Vancouver die Weiber in Stärke und Behendigkeit den Männern fast überlegen. Andre Völkerschaften im Norden von Amerika lassen noch heute ihren Weibern viele Superiorität. Man findet davon mehrere Beispiele in Afrika, in Aethiopien u. s. w. In Kongo, zu Monomotapa bilden sie Armeen; zu Malimba regieren die Weiber; desgleichen an der Küste von Angola. Man könnte noch die Amazonen anführen, die in der Gegend vom Don, oder Tanais gelebt zu haben scheinen, so wie die Weiber der heutigen Tartaren und Tscherkassen, die einen kriegerischen Geist behaupten. Hier bietet sich eine allgemeine Bemerkung über diesen Gegenstand dar, nämlich, daß bei dem höchsten Grade der Barbarei der Völker das weibliche Geschlecht nicht so sehr unterdrückt ist, als man glauben möchte, weil es als Mittelpunkt der Familie und als Hoffnung der Nation so wichtig dasteht, indeß sich die Männer draußen mit der Jagd und dem Kriege beschäftigen. Auf diese Art wurden die Weiber angehört in dem Staatsrathe der Germanier und Gallier, unserer wilden Vorfahren. So beobachtete man eine Weiberherrschaft in der Regierung der Allonquier, Huronen, Irokesen, und noch heut zu Tage bei den Indianern der nordwestlichen amerikanischen Küste. Ja, je tiefer die Barbarei ist, desto mehr scheint das Weib vorzuherrschen. So behauptet man von den blutgierigen Anthropophagen, ihre Weiber seien in der Rache viel heftiger, als die Krieger; sie richten ihre Säuglinge schon dazu ab, den Kriegsgefangenen das Blut auszusaugen!!

Wenn der Mann auf der ganzen Erde stärker als das Weib ist, so ist dafür die Liebe das Reich der Frauen. Durch sie wird das Weib die höchste Gebieterin des Siegers, durch sie unterjocht es ihn in seiner Schwäche in eben dem Grade, als gewaltsamer Widerstand ihn empört haben würde. Wenn das Weib nachzugeben scheint, so geschieht dies, um bald nur mit desto mehr Gewalt zu herrschen. In der Sanftmuth liegt seine Macht, in seinen Reizen sein Ruhm. Sie sind die kostbaren Edelsteine, womit es die Natur in aller Pracht und Herrlichkeit ausschmücken wollte.

Dieses ist das wahre und natürliche Verhältniß beider Geschlechter zu einander. Man muß also jene eccentrische Idee aufgeben, die sich nur in einem barbarischen Zeitalter erhalten konnte, daß das Weib nicht zum menschlichen Geschlechte gehöre (*mulieres homines non esse*, eine anonyme Abhandlung von Acidalius,) von der wir hier auch nicht einmal sprechen würden, wäre sie nicht in einem Concilium zu Macon ganz recht verhandelt worden. Es war eine Folge der Erniedrigung, in welcher die Orientalen ihre Weiber hielten, daß der Koran den Männern einen so großen Vorzug einräumte, und jene sogar von dem Paradiese ausschloß. Alte Weltweisen und Aerzte, wie Hippokrates, Aristoteles, sahen sogar das Weib für ein unvollkommnes Wesen, für einen Halbmenschen an. Nach Hippokrates ist das Weib sogar nie im Stande, beide Hände mit gleicher Geschicklichkeit zu brauchen!

Im Vergleiche mit andern thierischen Weibchen, unterscheidet sich das menschliche Weib durch spezifischen Karakter und Eigenschaften, die ihm allein zukommen. Die Affen, die Makis, die Fledermäuse, und selbst der Elephant, welche auch gewöhnlich nur ein Junges gebären, haben zwei Zitzen an der Brust. Diese Eigenschaft, welche Philosophen für das ausschließende Eigenthum des Weibes hielten, um beim Stillen der Kinder desto besser mit den Armen umfassen zu können, ist folglich keineswegs ein Vorzug unsrer Gattung. — Plinius ist der Wahrheit näher, indem er das Weib ein menstruirendes Thier (*animal menstruale*) nennt. Denn obschon mehrere Weibchen von Affen (besonders der Jocko's und Gibbon's) zu unbestimmten Zeiten, hauptsächlich wenn sie erhitzt sind, einen blutartigen Ausfluß aus den Sexualorganen bekommen, und wenn man in der Brunstzeit ein ähnliches Ausschwitzen bei den Kühen und Hündinnen will beobachtet haben, so ist doch kein einziges dieser Thiere einer periodischen monatlichen Blutausleerung unterworfen. Die Gegenwart des Hymens (s. Geschlechtstheile), welches man bei dem unbefleckten Weibe beobachtet, ist nicht das einzige unter den Thieren bekannte Beispiel dieses Gebildes, wie Haller glaubt. Dieser gelehrte Physiologe vermuthet, jenes Häutchen, dessen Nutzen man bis jetzt nicht ergründen konnte, habe einen bloßen moralischen Zweck, nämlich den, die ursprüngliche Reinheit des weiblichen Geschlechts anzudeuten. Cuvier zeigte indessen,

daß die Weibchen der Säugethiere auch eine Art von Jungfernhäutchen haben, und Steller und andere Beobachter hatten dasselbe schon in dem Lamantin (einem großen, lebendig gebärenden Fische in Südamerika), in der Stute und in einigen Affen beobachtet.

Die natürliche, aufrechte Stellung unserer Gattung bringt noch bei dem Weibe Wirkungen zuwege, die sehr von denjenigen abweichen, die von der horizontalen Haltung des Körpers der andern Thiere erzeugt werden. Wenn man die Hämorrhoidalanlage, oder die häufige Stockung des Blutes in den untern Verzweigungen der Pfortader, unserer aufrechten Stellung zuschreiben muß, weil man keine ähnliche Anlage bei andern Thiergattungeu beobachtet, so ist es wahrscheinlich, daß auch der monatliche Blutfluß von dieser Stellung, deren Einfluß man bisher nicht genug berücksichtigt hat, begünstigt werde. Dieser Einfluß ist so reell, daß die Geschlechtsorgane davon einen stärkern Zufluß von Blut und Lebensthätigkeit, und eine größere Lebhaftigkeit erhalten, als man bei den Thieren mit horizontaler Stellung findet; denn die Affen, deren Stellung sich der senkrechten nähert, sind sehr wollüstig, und ihre Weibchen haben, wo nicht monatliche, doch unregelmäßige Ausflüsse. Das Weib verdankt ferner dieser Stellung den unglücklichen Vorzug, mehr, als andere Thiere, der Fehlgeburt, dem Muttervorfall und den Mutterblutflüssen unterworfen zu sein. Die Natur hat indeß zum Theil diesen üblen Verhältnissen dadurch abgeholfen, daß sie der Mutterscheide des Weibes eine schiefe Richtung nach vorn gab, während dieselbe bei den vierfüßigen Thieren mit dem Becken parallel läuft. Daher drückt das Kind nicht senkrecht auf die Scheide, wenn die Schwangere aufrecht steht. Daher fließt auch der Harn nach vorn ab, und nicht nach hinten, wie bei den vierfüßigen Thieren. Eben diese schiefe Richtung macht auch den Beischlaf weniger natürlich, *more ferarum, quadrupedumque ritu*, wie ihn Lukrez und einige Aerzte, z. B. Varol, als mehr zur Fruchtbarkeit beitragend, anrathen.

Betrachten wir nun in diesen Untersuchungen zunächst den Bau, die Form des Weibes, in ihren verschiedensten Modificationen. Wenn das Weib unter rauhen Himmelsstrichen häßlicher wird, und verhältnißmäßig mehr, als der Mann, so sehen wir auch, wie es sich in den fruchtbaren und glückli-

chen Regionen der gemäßigten Zone und unter dem Einflusse der sanftesten Klimaten in allen seinen Reizen verschönert. Venus selbst schien ihr Reich in Zypern, Paphos, zu Korinth und zu Amathunt aufgeschlagen zu haben. Zu Gnidos, zu Miletos, zu Lesbos fanden Praxiteles und Phidias die lebendigen Modelle ihrer Götter. Man könnte noch jetzt zu Argentira, zu Szios, zu Tenedos und auf mehreren Inseln des griechischen Archipels, Helenas und Aspasien finden, welche im Stande wären, trotz dem bizarren Schnitte ihrer Kleider, Kriege um den Besitz ihrer Schönheit anzuzünden. Sie haben besonders sehr große und sehr offene Augen.

Correggio, Alban und Titian nahmen ebenfalls die Modelle der Schönheiten, die sie malten, von den Italienerinnen ihrer Zeit. Rom mit seiner Umgebung bietet, nach Winkelmann, noch auffallende Beispiele der Art dar. Die Römerinnen haben, bei zunehmendem Alter, vortreffliche Schultern. In Sizilien und Toskana aber, zu Florenz, Siena und selbst zu Venedig giebt es die reizendsten Schönheiten von Italien; denn in der Lombardei und in der Nähe der Alpen sind ihre massiven Formen von beträchtlichem Umfang ungleich weniger bezaubernd. Die schönen Französinnen sind bei Avignon, Marseille, und in der alten Provence zu Hause, die ehemals durch eine griechische Kolonie von Phoziern war bevölkert worden. Mehr gegen Norden zu, findet man bei den Frauen der Normandie, der Pikardie und den Belgierinnen ein schöneres Blut und eine glänzendere Weiße der Haut, aber ungleich weniger Feinheit in den Umrissen und Zartheit in der Form. In Paris trifft man überhaupt weniger Schönheit, als Reiz und Grazie im Gange und den Manieren an. Die Marseillerinnen und die Frauen aus Languedoc, haben auch weniger Busen, als die aus der Normandie, aus Belgien und der Schweiz. In Bretagne, oder dem ehemaligen Armorika, haben die Weiber überhaupt zu dicke Gliedmaßen. Die größten Schönheiten von Spanien findet man in Andalusien und zu Kadix. Die Frauenzimmer von Valenzia aber haben weiches Fleisch und keine so zarten Gesichtszüge. Die Stadt Guimanarez und ihre Umgebungen sind von den reizendsten Portugiesinnen bevölkert, die überhaupt mehr Busen haben, während er den Kastilianerinnen fast gänzlich mangelt.

Man kennt den blendenden Teint, die ausdrucksvollen Gesichtszüge, die feine und rührende Physiognomie der Engländerinnen. Mehrere haben den Busen und den zierlichen Leib der Normännerinnen; fast alle sind blond, bisweilen sogar röthlich. In Schottland wird ihre Haut blaßweiß, wie bei den Holländerinnen. Indeß sind die Letztern oft dick, haben viel Busen und ein blasses und weiches Fleisch. Von allen Deutschen gebührt nach dem alten Worte:

In Sachsen,
Wo die schönen Mädchen wachsen,

den Sachsinnen der Preis der Schönheit. Aber auch das Rhein- und Schwabenland zählt schöne Kinder.

Mehr nach Norden hin verdienen die Polinnen die meiste Aufmerksamkeit. Sie sind so weiß wie der Schnee, aber auch eben so kalt in ihren Manieren, und ihre Unterhaltung ist, nach einem Italiener, so erkältend, um Schnupfen zu erregen. Die russischen Weiber hatten ehedem die Gewohnheit, sich mit einem zähen Fette einzusalben. Der Mißbrauch der Dampfbäder erweicht und erschlafft bald alle ihre körperlichen Reize. Unter ihren warmen Pelzen brüten sie hitzige Begierden aus. Man beschuldigt sie selbst, daß sie in der Liebe das physische dem moralischen Vergnügen vorzögen. Sie haben überhaupt männliche Formen und viel Lebenskraft, wie alle Weiber slavischer Abkunft. Die Albaneserinnen sind angenehmer, als die Morlakinnen. Diese haben eine lohrothe Haut, lange und herabhängende Brüste. Im äußersten Norden von Europa, in Schweden und Dänemark, sind im Gegentheil die Weiber fast alle weißblond, mit blauen Augen, und ihre Farbe artet bisweilen in geschmacklose Bleichheit aus. Sie sind aber außerordentlich fruchtbar, besonders um das baltische Meer herum.

In den Gegenden von Asien diesseits des Ganges, die, wie Europa, von derselben weißen Menschenrasse bevölkert sind, bemerkt man noch schöne Gesichtszüge bei dem weiblichen Geschlechte. Die Perserinnen, unter einem fruchtbaren und gemäßigten Himmelsstriche geboren, sind im Allgemeinen sehr angenehm. Bernier rühmt die Reize der Frauen von Ka-

schemir. In Persien zieht man die Braunen vor. Die Türken aber geben den Röthlichen und Blonden den Vorzug.

Die türkischen Weiber überhaupt sind schön, und es giebt im Orient unter dem gemeinen Volke kein Weib, nach Belon, die nicht eine so frische Farbe, wie eine Rose, hätte, und eine so weiße, glatte und zarte Haut, wie Sammet. Dazu wirkt ohne Zweifel der häufige Gebrauch der Bäder. Sie schaffen sich die Haare von allen Theilen des Körpers, die Augenbrauen und das Kopfhaar abgerechnet, vermittelst des Rusma weg (eines die Haare zerstörenden Mittels aus Kalk und Operment) und färben ihre Nägel und Finger mit dem *henné* roth. Indeß machen die Bäder, die Ruhe des Serails, und die Sorgfalt, die sie darauf verwenden, fett zu werden, nach dem Ausdrucke der Türken, ihre Gesichter so rund, wie den Vollmond, und ihre Hüften so weich, wie Kissen. Denn darin besteht in ihren Augen die vollkommene Schönheit, die sie nach Pfunden abzuwägen scheinen.

Die arabischen Weiber, wiewohl sie ziemlich artig in der Jugend sind, und zu allen Zeiten, wegen ihrer großen, schwarzen und feurigen Gazellenaugen gerühmt wurden, entstellen sich dennoch durch einen großen Ring, der durch den Knorpel der Nasenscheidewand gezogen ist, und durch die Zeichnungen, welche sie mit der Spitze einer in mancherlei Farben getauchten Nadel in ihre Haut eingraben. Die Weiber von Hindostan hängen einen ähnlichen Ring in das linke Nasenloch. Die Hitze trocknet und bräunt in gleichem Grade die Weiber der Beduinen und der Hindus. Sie malen sich Stirn oder Wangen bisweilen blau, aber allezeit die Nägel roth.

Fast gleiche Bewandniß hat es mit den Weibern der Mauren und Barbaresken, welche ursprünglich von weißer Rasse sind. Ihre Gesichtszüge gelten für regelmäßig. Diejenigen, welche stets im Schatten des Harems und der Städte sind, behalten, nach dem Berichte von Bruce und Poiret, eine sehr weiße Haut. Sie werden sogar dünn und schmächtig, gleich den Pflanzen, die in der Dunkelheit vegetiren.

In Malabar, Bengalen, zu Lahor und Benares, in ganz Indostan und dem Mongolischen Reiche, oder dem Theile von Asien diesseits des Ganges, sind die Weiber überhaupt angenehm, aber klein und mager, sei es wegen der Hitze des Klimas, die sie entnervt, oder weil sie sich sehr jung, mit

zehn bis zwölf Jahren, schon verheirathen, ehe noch ihr Körper ganz entwickelt ist. Sie bemühen sich, ihre Haut eben so wie das Haar, mit gewürztem Kokusöl zu erweichen, und Alle nehmen sie sich die Haare des übrigen Körpers auf das sorgfältigste, mit eigens dazu gewählten Mitteln hinweg. Man sagt, die Weiber von Malabar hätten von Natur schmale Kinnladen; sie sollen ferner im Verhältniß zum Körper lange Beine, und sehr hochstehende Ohren haben. Alle Weiber des Orients haben, nach den Reisebeschreibungen, ein von Natur sehr weites Becken, und die Armenier und Juden, welche in fast ganz Asien mit den Allerschönsten einen Handel treiben, sollen sich daher Mühe geben, ihnen die Hüften zusammenzudrücken, um ihre Zeugungstheile ein wenig rückwärts zu treiben. Die nächste Wirkung dieser Geräumigkeit des Beckens ist, daß sie glücklicher und leichter gebären, selbst wenn sie schon mit neun bis zehn Jahren Mütter sind, wie alle Reisende erzählen. Die Jaltinnen und die Weiber von Bengalen gelten für die Allerausgelassensten und Wollüstigsten von Indien, uno ziehen die weißen Männer von Europa allen Indiern vor. Es sind braune, kleine, sehr lebhafte Weiber, die gewöhnlich mit viel Emphase sprechen und ein geläufiges Mundwerk besitzen.

Die Bajaderen, Tänzerinnen und Hofdamen von Indien, so wie die Almes und Ghawasies, welche diese Rolle in Egypten spielen, treiben oft die Kunst des ausschweifenden Genusses auf einen Grad, der in unsern kalten, nördlichen Gegenden gänzlich unbekannt ist, wie sie denn auch ihrer Reize wegen von allen Reisebeschreibern gerühmt werden. Von allen Weibern unserer Erdkugel gelten die Georgierinnen, die Cirkassierinnen, die Mingrelierinnen und überhaupt die von ganz Gurgistan, von Imirette und aus der Gegend der kaukasischen Gebirgskette für die reizendsten, wegen ihrer vollkommenen Bildung und Gestalt, des Glanzes ihrer Haut, die Zartheit ihrer Umrisse, der Grazie, die aus ihrem ganzen Wesen auszuströmen scheinen. Man darf aber von ihnen weder die feine Erziehung, noch die vernünftigen Sitten der civilisirteren Nationen verlangen. Hat auch die Natur Alles für sie gethan, so scheint doch der Zustand von Unterwürfigkeit und Räuberei, in dem diese Völker leben, besonders die moralische Seite dieser bewundernswürdigen Schönheiten zu untergraben. Entführt

schon in der zartesten Jugend für die Wollüste der Rechtgläubigen des Islamismus, fahren sie fort, selbst im Schooße der Herrlichkeit Sklavinnen zu sein. Man verlangt nur den physischen Theil von ihnen; sie geben ihn hin, und oft geht diejenige, welche großen Reichen, wie Persien, der Türkei, einen Beherrscher gab, ruhm- und namenlos zu Grunde, wenn ihr Stündchen geschlagen hat.

Betrachtet man die Weiber der schwarzen Rasse genauer, so trifft man bei ihnen überhaupt eine größere Anlage zur Wollust, und sogar eine eigne Beschaffenheit der Geschlechtsorgane an. Da diese Menschengattung zur Entwicklung der geistigen Fähigkeiten weniger geeignet ist, so hat sie auch eine viel größere Anlage zu den blos physischen Verrichtungen, und die meisten Neger sind *bene mutonati* nach Blumenbach. Die Negerinnen sind gleichfalls in demselben Verhältnisse gebildet. Alle haben bekanntlich große und frühzeitig weiche, herabhängende Brüste, selbst in jenen Gegenden, wo man, wie in den vereinigten Staaten, nicht gerade die Hitze des Klimas als einen Grund dieser Erscheinung angeben kann. Was sie aber besonders von der weißen Rasse auszeichnet, ist die natürliche Verlängerung der innern Schaamlippen (Nymphen), und bisweilen des Kitzlers, welche man bei Weißen ungleich seltener, als bei den Negerinnen antrifft. Daher entstand in mehreren Ländern der Gebrauch, oder vielmehr die Nothwendigkeit, diese unbequemen Verlängerungen abzuschneiden. (S. Beschnittene.)

Man hat sich lange gestritten über den sogenannten Schurz der Hottentottinnen, wovon Kolb zuerst sprach. Der Arzt Ten Rhine zeigte zuerst, daß es nur eine Verlängerung der Nymphen sei, die er für künstlich hielt, weil er solche Nymphen gesehen hatte, in welchen Eindrücke von Fingern waren. Banks, der am Kap diese Theile nach der Natur zeichnen ließ, bemerkte bei einer Hottentottin die großen Schaamlefzen in einer Verlängerung von sechs und einem halben Zolle. Diese Weiber haben auch noch große Fettgeschwülste *ad posteriora*, die ihren Kindern zum Anhalt beim Klettern dienen. An der unter dem Namen der *Venus hottentotte*, so berühmten Hottentottin, die im Jahr 1816 in Paris starb, war diese — Schönheit sehr bemerkbar.

Die kaffrischen Weiber, die wohlgebildetsten und stärksten

von allen Negerinnen, sind weniger wohlgestaltet, haben, bei einem mehr hängenden Busen, eine höchst widrige Ausdünstung, scheinen indessen in ihrer ersten Jugend noch angenehm. Ihre Haut ist zart und seidenartig wie Atlas. Sie besitzen aber unserm Himmelsstriche gänzlich unbekannte Leidenschaften. Sie scheinen alles Feuer von Afrika in ihrem entzündeten Schoße zu verbergen. Daher verführen sie die Weißen, und berauschen sie mit ihrer wollüstigen Liebe.

Die Weiber der mongolischen Rasse, also die Frauen der Chinesen, Japaner, Thibetaner, Tartaren, Kalmucken, Samojeden, Jakuten, Kamtschadalen, Lappländer rc., bieten unzählige Raritäten dar. Um uns aber auf die wesentlichen Formen zu beschränken, so bemerken wir, daß sie immer mehr oder weniger olivenfarbige Haut und schwarze Haare, einen schlaffen Busen und einen schlanken Wuchs haben, Auffallend ist die ungemeine Reizbarkeit der doch so gar nicht civilisirten Lappländerinnen, die auf die leichteste Veranlassung ihre Convulsionen bekommen, trotz einer sensiblen *petite maitresse* bei uns zu Lande. Die schönsten Weiber dieser mongolischen Rasse finden sich in China, und zwar in der Provinz Nanking, und in Japan. Indeß schätzen auch dortige Kenner die mehr gelben Weiber von Golkonda und Visapur, weil sie feuriger sind.

Auch unter den zahlreichen Völkern malayischer Rasse, welche besonders auf den Inseln des großen Oceans und des stillen Meeres wohnen, bieten Gestalten und Sitten der Weiber manche Verschiedenheiten dar. So haben die Weiber der Oberhäupter in Otahaiti und auf den andern Inseln des Südmeers einen stärkern Wuchs, mehr Fleisch und größere Regelmäßigkeit in den Gesichtszügen als die Frauen des Volkes, die sich fast alle sehr jung den liederlichsten Ausschweifungen hingeben. Hingegen sieht man auf einigen Inseln unter diesen Völkern, wenn sie sich mit den sogenannten Papuas, einer Negerart vermischen, die häßlichsten Individuen der Menschengattung, die dem Affengeschlecht am nächsten stehn.

In der amerikanischen oder karaibischen Rasse sieht man ebenfalls wieder die schönsten Weiber in den gemäßigten Zonen, wie bei den Stämmen der Akansas, und der Illiner in Nordamerika. Aber bei mehrern andern entstellen sich die Weiber, wie die Männer dadurch, daß sie sich die Unterlippe durchbohren, um einen Zierrath von Holz, oder Stein, oder eine

Muschel hineinzuhängen; daher können sie die Lippenlaute nicht frei aussprechen, und müssen dieselben aus ihrer Sprache verbannen. In einigen wilden Stämmen schnüren sich die karaibischen Weiber mit einer Art von Strumpfband die Beine dermaßen über den Waden zusammen, daß das Bein gewöhnlich unter dem Bande anschwillt. Die Weiber der Caaiguis, so wie ihre Männer, sind so häßlich, daß diese Nation den Affen gleicht. Und so hätten wir nur das Weib von der idealisch schönen Cirkassierin an bis herunter auf die fast thierisch gestaltete Caaiguisin in seinen Formverschiedenheiten betrachtet. Wir haben nun anderer nicht weniger wichtigen Verhältnisse, die sich auf die Sexualität des Weibes beziehen, zu erwähnen.

In den Artikeln: Entwicklungsjahre und Reife haben wir bereits erzählt, wie verschieden die Mannbarkeit des Weibes unter verschiedenem Klima und Volke eintrete, und es würde auffallend sein, wie eine natürliche Entwicklung des Menschen, die so innig mit seiner Organisation zusammenhängt, so wenig an eine festgesetzte Zeit gebunden sei, sähen wir nicht bei sehr vielen andern Funktionen und Entwicklungsstufen des Körpers denselben Einfluß von Himmelsstrich, Beschäftigung u. s. w. In der weißen Rasse nur allein in Europa kommen schon die zahlreichsten Verschiedenheiten in Bezug auf frühere oder spätere Mannbarkeit vor. In den Rheinstädten menstruiren die Mädchen meistens schon zu vierzehn Jahren, während in den Gebirgsgegenden die Mannbarkeit erst im zwanzigsten, ja vierundzwanzigsten Jahre erscheint. In Frankreich sind die Mädchen mit vierzehn, sogar mit dreizehn Jahren reif, in Italien schon im zwölften Jahre, wo sie in Spanien oft schon heirathen. In Persien sind nach Chardin gar schon zu neun und zehn Jahren die Mädchen mannbar: die Frauen der Barbaresken sind oft schon im elften Jahre Mütter; eben so jene von Agows in Abyssinien. Mit neun bis zehn Jahren sieht man die Zeichen der Mannbarkeit bei den Mädchen am Senegal.

Es giebt sogar Beispiele von einer noch frühern Reife, und man führt in Arabien, zu Algier und an der Küste von Malabar Beispiele von mit acht bis neun Jahren verheiratheten Weibern an, welche bald nachher Mütter wurden. Nach Thevenot haben Weiber zu Dekan im achten Jahre Kinder gezeugt. Paxmann sah Ehen von Mädchen von vier bis

sechs Jahren; es ist aber keineswegs glaubhaft, daß sie mannbar waren; denn man weiß, daß es in Indien allgemein Gebrauch ist, Kinder mit einander zu verloben und sogar zu verehelichen. Diese Beispiele sind übrigens nicht allgemein, denn man beobachtet selbst in kalten Ländern Europa's Ausnahmen dieser Art. So spricht Haller von Schweizerinnen, die im zwölften Jahre ihre Reife hatten. Smellie sah Engländerinnen, die in diesem Alter verheirathet waren. Man beobachtete sogar in Belgien und der Schweiz Mädchen, welche mit neun Jahren schwanger wurden und gebaren. Doch kann man aus diesen einzelnen Fällen keine weitere Schlüsse ziehen. Indeß ist es überall Naturgesetz, daß je kürzer und flüchtiger die Jugend des weiblichen Geschlechtes ist, desto länger gewöhnlich ihr Alter daure; *citius pubescunt, citius senescunt.* Den Blumen jener Gegenden ähnlich, verwelken sie bald durch die Hitze des Tags, nachdem sie kaum des Morgens aufgegangen waren. Eben so beschränken sich die Weiber auf die häuslichen Sorgen und die Kindererziehung, wenn sie die Ansprüche, durch körperliche Reize zu gefallen, nicht mehr behaupten können. Auf allen Fall, da ihr Alter frühzeitiger eintritt, ist es weniger Alter, als das unsere; die Haare der Weiber bleichen sich nicht so schnell, wie die unsrigen; sie bekommen selten kahle Köpfe, und ihr Leben fließt nicht so schnell, wie jenes der Greise dahin; denn die Weiber gelangen überhaupt oft zu einem sehr hohen Alter, mit weniger Ungemach, als das männliche Geschlecht.

In der Negerrasse werden die Individuen, selbst wenn man sie in einen gemäßigteren Himmelsstrich, als Afrika, wie nach Nordamerika oder Europa versetzt, früher reif, als die weiße Rasse; es macht in dieser Hinsicht ungefähr einen Unterschied von einem Jahr und darüber, welches beweist, daß die schwarze Rasse in diesem Stücke sich schneller entwickelt, als die unsere. Man bemerkt ein gleiches eben so deutlich in der mongolischen Rasse. Nicht nur zu Siam, zu Golkonda, in China und Japan, fängt die Mannbarkeit des weiblichen Geschlechts mit elf Jahren an, sondern selbst in viel kältern Ländern, als die unsrigen, sieht man sie früher als in unserm Himmelsstriche eintreten. Eine Kalmuckin, eine siberische Mongolin, unter einem so kalten Klima, wie das von Schweden, sind mit dreizehn Jahren schon heirathsfähig, indeß die

Schwedin es kaum erst mit funfzehn bis sechzehn wird. Aber noch weiter nach Norden, bis zum Eismeer hin, bekommen die Samojedinnen mit dem elften Jahre das Monatliche, und sind oft im zwölften schon Mütter. Die Lappländerinnen werden mit dem zwölften Jahre menstruirt, und es scheint sich eben so mit alle den Rassen der kleinen Polarmenschen zu verhalten, als den Ostjäken, Jakuten, Kamtschadalen u. s. w. und selbst mit den Eskimo's in Amerika.

Vielleicht beschleunigt die natürliche Kleinheit des Wuchses die Epoche der Mannbarkeit bei diesen Völkern. Aber auch eine ganz animalische Nahrung von Fischen, die bekanntlich im Allgemeinen den Geschlechtstrieb reizt, ferner ein fast beständiger Aufenthalt in unterirdischen Höhlen, worin wegen der Dünste des über glühende Steine gegossenen Wassers seine erstickende Hitze herrscht; alle diese Ursachen können die Epoche der Mannbarkeit beider Geschlechter bei den Polarvölkern früher hervorrufen.

Im südlichen Amerika zeigt sich die Mannbarkeit mit zehn bis zwölf Jahren, nach den Erzählungen der Reisenden. Diese so früh ehefähigen Weiber verlieren aber auch das Zeugungsvermögen lange vor dem fünfundvierzigsten bis funfzigsten Jahre, welches gewöhnlich in unserm Klima die Epoche der aufhörenden monatlichen Reinigung ist. Mit dreißig bis fünfunddreißig Jahren sind die Frauen in Asien alte Weiber. Nach dem dreißigsten Jahre empfangen die Weiber zu Java nicht mehr. In Persien giebt es selbst Weiber, die das Zeugungsvermögen mit siebenundzwanzig Jahren schon verlieren. Die Siameserinnen, ob sie gleich früh reif sind, bekommen noch bis ins vierzigste Jahr Kinder. Man kann demnach als allgemeine Regel annehmen, daß die Mannbarkeit der Weiber in den heißen Ländern zwischen den Wendekreisen mit dem neunten bis zwölften Jahre anfängt, und sich mit dreißig, spätestens mit vierzig Jahren endigt.

Eben so verschieden wirkt das Klima auf die Fruchtbarkeit ein. Man beobachtet in den mäßig kalten Ländern überhaupt eine größere Fruchtbarkeit des Weibes, als in den warmen Gegenden. Zu allen Zeiten pries man z. B. die Fruchtbarkeit der Schwedinnen. Sie bekommen gewöhnlich, wie man sagt, acht bis zwölf Kinder; manche haben achtzehn bis zwanzig, sogar fünfundzwanzig bis dreißig, wenn man den Beobachtern

Glau-

Glauben beimessen darf. Die Isländerinnen haben gemeiniglich funfzehn bis zwanzig Kinder. Als Island im Jahre 1707 durch eine ansteckende Krankheit entvölkert wurde, machte der König von Dänemark durch eine Verordnung bekannt, daß kein Mädchen für ehrlos sollte gehalten werden, welches sechs Kinder bekäme. Die Isländerinnen sollen darauf mit solchem Eifer für die Bevölkerung ihres Vaterlandes gesorgt haben, daß man bald genöthigt war, durch ein Gesetz dem Ueberfluß an Kindern Einhalt zu thun. Die Fruchtbarkeit der Weiber in Rußland erhellt aus den jährlichen Geburtsregistern dieses ungeheuren Reiches. In den Ländern gegen den Aequator hin beobachtet man dagegen, ungeachtet des Reichthums und des Ueberflusses ihrer zur Nahrung des Menschen dienenden Produkte, ungeachtet der Hitze und Schönheit des Klima's, welche die Liebe so sehr begünstigen, ungeachtet des Ueberflusses an Weibern, der Vielweiberei und der Leichtigkeit des Genusses, aus mehreren Ursachen eine geringere Fruchtbarkeit. Die erschlaffende Hitze, der unmäßige Gebrauch der Bäder, die starken Mutterblutflüsse, das hitzige Temperament der Weiber, endlich die durch den Mißbrauch der Zeugungskraft selbst bewirkte Entnervung der Männer, mögen wohl daran den bedeutendsten Antheil haben.

Die Rasse der Neger allein zeigt in dem heißen Klima eine größere Fruchtbarkeit, als wenn sie in eine gemäßigt kalte Temperatur versetzt wird. In den andern Menschenrassen aber ist die Regel beinahe allgemein, daß die Fruchtbarkeit in dem Maße abnimmt, als man sich von den Polen dem Aequator nähert. Wenn demnach die Isländerin bis funfzehn oder zwanzig Kinder hat, so wird die Flammänderin zehn bis zwölf, die Deutsche sechs bis acht, die Französin vier bis fünf, die Italienerin und Spanierin aber, der Regel nach, im Allgemeinen zwei bis drei Kinder hervorbringen. (S. Fruchtbarkeit.)

In Schottland, auf den orkadischen Inseln, nach Martin, in Schweden, nach Rudbeck, und in dem nördlichen Theile von England, nach Toresby, sieht man viele Weiber Zwillinge gebären, ja man beobachtet Familien, in welchen diese Eigenschaft vorzüglich herrschend ist. In dem gemäßigten Pensilvanien ist es ebenfalls sehr häufig, daß die Weiber mehrmal hinter einander Zwillinge bekommen. In Deutschland findet man auf siebenzig gewöhnliche Geburten, nach Süß-

milch, eine Zwillingsgeburt; in Frankreich eine auf achtzig. In Ostindien sind, nach Dakkemann, die Zwillinge sehr selten; in Chili aber, nach Molina sehr häufig. Das Weib scheint, nach der Zahl seiner Brüste, höchstens für Zwillinge geschaffen zu sein, obgleich die Beispiele von drei, vier, fünf Kindern als seltene Fälle bisweilen beobachtet werden.

Wenn von der einen Seite durch eine gemäßigte Kälte des Himmelsstriches, wie wir bemerkten, die Fruchtbarkeit des Weibes selbst bis zu einem ziemlich beträchtlichen Alter besteht, so finden wir dagegen in den Ländern, wo der äußerste Grad der Kälte herrscht, in dem Maße, als dadurch der Geschlechtstrieb selbst leidet, ganz die entgegengesetzte Erscheinung. So sind die Lappländerinnen, Samojedinnen, die Weiber der Ostjäken, Jakuten, Kamtschadalen, der Eskimo's und Grönländer äußerst unfruchtbar, und man beobachtet, nach Egede und Otho Fabriz, unter den Letztern fast niemals *Zwillinge*.

Wenn man endlich bisweilen unter *gleichen* Breiten verschiedene Grade der Fruchtbarkeit beobachtet, so muß dieses eignen Ursachen zugeschrieben werden. Die Fruchtbarkeit dürfte vielleicht hier in einen besondern Anschlag kommen können, weil sehr trockne, erhabene, luftreiche Gegenden im Durchschnitte weniger bevölkert sind. Egypten, China, Holland, die Niederlande, die fruchtbaren Ebenen der Lombardei, die Küsten der Normandie, Sologne, Limagne u. s. w. liefern dafür die Beweise. So ist der Kanton Luzern viel fruchtbarer, als der Kanton Unterwalden und die hohe Schweiz. Das Weib liebt die Feuchtigkeit. Eine weiche, lymphatische Körperbeschaffenheit, wenn sie nicht in Uebermaß ausartet, ist der Empfängniß *ceteris paribus* am günstigsten. Darum sind vielleicht die niedern, mehr feuchten, als trocknen Gegenden die fruchtbarsten.

So viel über das Weib an und für sich betrachtet. Andere höchst wichtige Interessen bietet es dar, wenn wir es im Verhältnisse zum männlichen Geschlechte, oder im Stande der Ehe berücksichtigen. (Vgl. Ehe.) Auf den ersten Blick scheint die Monogamie, oder die Ehe nur mit Einem Weibe das natürlichste Verhältniß in ehelicher Hinsicht zu sein, doch finden wir bei sehr vielen Völkern das Gegentheil. Bei den Ichthyophagen, den Nomaden des Alterthums, bei den Garamanten, Troglodyten, Sabäern, den alten Engländern waren

die Weiber ein gemeinschaftliches Eigenthum aller Männer. Plato, der diese Sitte gern in seiner Ideal-Republik eingeführt hätte, versprach sich davon das Gute, daß jeder die Alten als seine Eltern, die Jungen als seine Kinder, und die Zeitgenossen als seine Geschwister ansehen würde. Indeß läßt sich darthun, daß solche Weibergemeinschaft in einem cultivirten Volke nicht ausführbar ist. Ohne Ehe giebt es weder eine gesicherte Verwandtschaft und Familie, noch Patrimonialgut und gegründete Erbschaft, und keine Vertheilung des Bodens. Daher kommt es, daß, da Allen Alles gehört, Jeder von dem Gemeindegute Nutzen zu ziehen trachtet, und Keiner für Jedermann arbeiten will. Daraus entsteht der barbarische Zustand wilder Nationen und der Umsturz jeder bürgerlichen Gesellschaft. Wenn diese vollkommene Gemeinschaft der Weiber und Güter je bestanden hat, so konnte sie doch nur unter Volkshaufen bestehen, die nach Art der Wilden blos von den Wohlthaten der unbebauten Natur, d. h. in sehr geringer Anzahl auf einer großen Strecke Landes lebten. Wären die Weiber gemeinschaftlich, welcher Mann würde sich mit einem Kinde belästigen, von welchem er mit vollem Rechte zweifeln könnte, ob er der Vater sei? Und da die Frau für sich allein außer Stand sich befände, ihr Kind zu ernähren, so würde sich das Menschengeschlecht nicht erhalten können; das Aussetzen der Kinder, so wie der Kindermord würden nicht aufhören bei den Völkern, deren Sitten sehr vordorben sind, und wo die Früchte der Ausschweifung keine Freistätte finden. Endlich würde die Gemeinschaft der Weiber täglich Streitigkeiten der Eifersucht um den Besitz der Schönsten erregen. Denn wenn sich selbst die Thiere mit Wuth um den Besitz der Weibchen zur Zeit der Brunst schlagen, um wie viel mehr wird hier der Mensch, der zu allen Zeiten zur Zeugung bereit ist, und der weit richtigere Begriffe über Schönheit hat, Gewalt ausüben wollen?

Nam fuit ante Helenam cunnus teterrima
Belli causa.

Endlich würde diese allgemeine Vermischung der Individuen das Menschengeschlecht durch die blutschänderischen Verbindungen zur Ausartung bringen, wie man davon Beweise bei Na-

tionen findet, die in dieser Hinsicht keine Schranken festgesetzt haben. Versuche, welche man in Böhmen in Stutereien anstellte, zeigen, daß die schönsten Pferderassen ausarten, wenn sie immer in gerader Linie mit ihren Verwandten gepaart werden. Die ehemaligen legitimen Ehen in Egypten zwischen Brüdern und Schwestern scheinen keine vortheilhafte Wirkungen gehabt zu haben, den die brüderliche Freundschaft vermindert nothwendig die physische Liebe, die weit lebhafter wird zwischen zwei Wesen, die sich einander wechselseitig neu sind. Auch bei den Persern und Parthern hatte die durch Zoroaster erlaubte Blutschande, nach Xenophon die üble Folge, daß Unfruchtbarkeit oder Schwächlinge daraus entstanden.

Man sieht also, daß, abgesehen von jener Schaam, welche durch die Uebereinstimmung des ganzen menschlichen Geschlechts anerkannt ist, und welche die Verbindungen zwischen Verwandten verbietet, die Natur selbst sie mißbilligt und verdammt. In der Absicht, die verschiedenen Glieder der menschlichen Gattung unter einander zu verbinden, und die Familien sich wechselsweise einzuverleiben, liegt nicht der einzige Grund, warum die Gesetzgeber die Menschen nöthigten, sich außer der Verwandtschaft zu verheirathen, sondern weil die Vermischung der Rassen das eigentliche Mittel ist, die Gattung zu verschönern. Vandermonde und Büffon haben dies gemeint, und Beispiele bestätigen es täglich. Die Vermischung der mongolischen Tartaren mit den Russen, sagt Pallas, erzeugt sehr schöne Individuen. Der durch die Verbindung des Negers mit dem Europäer erzeugte Mulatte ist von kräftigerer und lebendigerer Natur, als der aus dem Weißen und Amerikaner erzeugte Mestize. Das wahre Mittel, die erblichen krankhaften Anlagen zu vertilgen, als Gicht, Skropheln, Schwindsucht u. s. w. besteht darin, die Rassen zu vermischen, die Mängel des einen Individuums mit dem Ueberflusse des andern auszugleichen, und so eine verhältnißmäßige Gleichheit der Kräfte in den Konstitutionen zu vertheilen.

Die Ehe mit einem Weibe (Monogamie) ist ein Gesetz der menschlichen Natur in den kalten und gemäßigten Ländern. Denn die Anzahl der Weiber, weit entfernt, stets jene der Männer zu übertreffen, ist selbst etwas geringer nach den Geburten. In Frankreich werden hundert Männliche auf sechsundneunzig Weibliche geboren, oder ein Siebenzehntheil

Männlicher mehr, nach Pomelles und Messançe. In England kommen achtzehn Knaben auf siebzehn Mädchen, oder siebzehn Knaben auf sechzehn Mädchen zur Welt. Das Verhältniß ist unter gewissen Umständen geringer. In Schweden ist es wie vierundzwanzig Männliche zu dreiundzwanzig Weiblichen; zu Petersburg kommen auf einundzwanzig Knaben zwanzig Mädchen; zu Paris auf siebenundzwanzig Knaben sechsundzwanzig Mädchen. Bei einer allgemeinen, unter dem Ministerium des Herrn Chaptal in Frankreich in dreißig Departementen vorgenommenen Aufnahme, erhielt man einundzwanzig Knaben auf zwanzig Mädchen. Zu Toulouse hat man zweiundzwanzig Männliche auf einundzwanzig Weibliche; in Paris aber hat man bisweilen neunundzwanzig Knaben auf achtundzwanzig Mädchen gesehen. Graunt behauptet, daß im Allgemeinen in Europa auf vierzehn Männliche dreizehn Weibliche geboren würden. Süßmilch versichert, in Nordamerika kämen funfzehn Knaben auf vierzehn Mädchen. In Neuspanien kommen auf hundert Männliche siebenundneunzig Weibliche. Man sagt, in Ostindien würden auf hundertneunundzwanzig Knaben hundertundvierundzwanzig Mädchen geboren. Man müßte hier, aller Wahrscheinlichkeit entgegen, annehmen, daß man sichere Nachrichten über die Zahl der Geburten in beiden Geschlechtern bei den Indiern und Orientalen habe erhalten können, wo doch in dem Innern des Harems weder ein Register des Civilstandes, noch eine glaubwürdige Angabe der Bevölkerung statt findet. Auf der ganzen Erde findet ein großer Verlust an Männern statt, theils durch Kriege und Seefahrt, theils durch schädliche oder gefährliche Gewerbe, theils durch Zufälle und Uebertreibungen jeder Art, welche bei dem männlichen Geschlechte häufiger vorkommen, so daß in unsern Klimaten die Anzahl der Weiber der der Männer gleich, und sehr oft ihr überlegen wird. Im Durchschnitte aber lebt eine gegebene Anzahl von Weibern länger, als die nämliche Anzahl von Männern, in dem Verhältnisse von achtzehn zu siebzehn, nach Kerseboom und Deparçieux, und sind sie durch das kritische Alter durchgegangen, so haben sie mehr Hoffnung zu leben, als wir. Wenn mehr verheirathete Frauen als Männer sterben, zwischen zwanzig und fünfunddreißig Jahren, wegen der Zufälle des Wochenbettes und der davon abhängenden Krankheiten, so sterben dagegen mehr Knaben als

Mädchen, und ungefähr zehn Männliche auf neun Weibliche zu Paris, London und änderwärts. Im Jahre 1778 gab es in Frankreich nach Mobeau ein Sechzehntheil Weiber mehr, als Männer. D'Expilli nimmt mit Wargentin einen Funfzehntheil an, welcher es im Jahre 1763 in Schweden also beobachtete. In Venedig befanden sich im Januar 1811 zehn Weiber auf neun Männer. In Paris scheint das gegenwärtige Verhältniß wie neun Weiber zu acht Männern zu sein.

In heißeren Ländern nimmt die Zahl der Frauen noch mehr zu. Kämpfer erzählt, in Meako, einer großen Stadt in Japan, gebe es ungefähr sechs Weiber auf fünf Männer; eben so ist es zu Quito. Labillardière beobachtete ungefähr elf Weiber auf zehn Männer im südlichen Theile von Neuholland. Bei den Guarnin's in Amerika giebt es ungefähr auf dreizehn Männer vierzehn Weiber, nach D'Azara. Der Major Pike fand ein viel größeres Verhältniß der Weiber bei den wilden Stämmen, denn es giebt bei einigen dieser Nationen sieben Weiber auf sechs Männer, oder zwölf Weiber auf acht Männer, und bei den Sious zwei Weiber auf einen Mann. In den großen Städten von Mexiko trifft man auf vier Männer fünf Weiber an. Dieses Uebermaß von Weibern ist aber besonders beträchtlich auf den Küsten von Guinea uud auf verschiedenen Inseln von Indien, wie zu Java, wo sich selbst die Fürsten von bewaffneten Weibern bewachen lassen, und auf den Küsten von Malabar und Bengalen. Man muß erwägen, wie es Chervin sehr richtig bemerkt, daß der Sklavenhandel der Neger in Afrika, so wie der Handel und die Schifffahrt in Indien, eine große Anzahl Männer wegnehmen, woraus zum Theil dieser Ueberfluß des andern Geschlechts entspringen muß. Es kommt aber ferner noch wahrscheinlich, wie alle Reisende berichten, eine größere Anzahl weiblicher als männlicher Individuen daselbst zur Welt, wiewohl man sich gar keine genaue Aufnahmen hat verschaffen können. Man versichert, es gebe zu Kairo ein Sechstheil Weiber mehr als Männer, in Indien ein Fünftheil, ja in verschiedenen Gegenden von Süd-Asien will man selbst ein Viertheil und Drittheil mehr beobachtet haben.

Die Vielweiberei (s. diesen Art.) scheint also in manchem Betrachte von diesem Verhältnisse der beiden Geschlechter abzuhängen, besonders in den heißen Ländern, wenn auch

die Weiber daselbst nicht eben dreimal zahlreicher, als die Männer sind, wie Bruce behauptet. Sie war bei allen Völkern der Erde üblich und sie herrscht noch bei den Samojeden, Kamtschadalen, Ostjäken, Tungusen und andern siberischen Völkern, so wie bei den Wilden von Nordamerika. Ehedem bestand die Ehe mit einem Weibe (Monogamie) nur bei den civilisirten Nationen von Griechenland und von Rom, ferner unter allen barbarischen Völkern ganz allein bei den alten Germaniern und Galliern. Die Ehe mit zwei Weibern (Bigamie) war selbst zu Athen erlaubt, und Sokrates hatte, was für einen Weisen aller Ehren werth ist, seine zwei Weiber.

Es ist wahr, daß in den Gegenden, wo die Vielweiberei gesetzlich eingeführt ist, dieselbe nicht allgemein statt findet, ausgenommen bei den Reichen und Großen, die sich ohne Mühe mehrere Weiber anschaffen und ernähren können; denn der gemeine Mann, der weniger Mittel hat, lebt in der Ehe mit einem Weibe, und nimmt nur dann eine zweite Gattin, wenn die erste veraltet ist. Eine der Ursachen, warum das Christenthum in Indien weniger Fortschritte, als der Mahometismus macht, liegt darin, weil es gegen die Vielweiberei kämpft. Gelang es ihm auch, dieselbe bei mehreren Aethiopiern abzuschaffen, so haben sie doch die Christen von Congo beibehalten. Man findet die Vielweiberei nicht so gewöhnlich bei republikanischen Völkern, als in despotischen Regierungen. Es scheint wirklich, daß diese Sitte vom Mißbrauch des Despotismus herkomme; denn überall, wo sie herrscht, sind die Weiber nothwendigerweise Sklavinnen, und werden von dem Manne erkauft. So zahlt dieser im ganzen Orient den Eltern, von welchen er die Tochter kauft, die Mitgabe oder den Kalim. Ein solches Weib ist nicht die gleiche Ehehälfte eines Mannes, der, indem er sein Herz, oder vielmehr seine Lüste unter mehrere theilt, die vollkommene Liebe von keiner besitzt, und sie weniger als seine Gefährtinnen, denn als die Werkzeuge seiner Wollust betrachtet.

Dieser Gebrauch ist also den Sitten civilisirter Nationen zuwider, da er die Sklaverei des weiblichen Geschlechts als Grundsatz aufstellt, den Despotismus in die Familie einführt, und folglich auch im Staate; daraus entspringt endlich eine Art Barbarei in der ganzen Gesellschaft, indem die Frau nicht gleiche Rechte mit dem Manne genießt. Die Vielweiberei ist

übrigens der Natur nicht entgegen, welche immer auf die größtmögliche Vervielfältigung der Wesen dringt. Wirklich hat das Weib Perioden der Reinigung, der Schwangerschaft, des Stillens, welche sich gewöhnlich einer neuen Empfängniß entgegen setzen. Es ist weit öfter unfruchtbar, als der Mann unfähig ist. Dieser kann sogar in wenigen Tagen mehrere Weiber schwängern; und wenn man ganz besonders erwägt, daß das Weib, vorzüglich in den heißen Ländern, eher, als der Mann, das Zeugungsvermögen verliert, so scheint es, daß diesen die Natur nicht auf eine einzige Gattin beschränkt habe. Wäre also die Vielweiberei nicht schon in jenen Gegenden beständig eingeführt, so müßte sie es nach und nach werden. Selbst der heil. Augustin glaubt, daß sie keineswegs dem Naturrechte zuwider laufe.

Man hat immer beobachtet, daß dieser Ueberfluß an Weibern durch die Polygamie selbst unterhalten werde, wie man Beispiele davon unter den Thieren sieht. Denn es werden mehr Schaafe, Ziegen und junge Kühe, als Stiere, Böcke und Widder erzeugt. Bei den Vögeln, die in der Polygamie leben, wie die Hühner, kommt eine größere Anzahl Weibchen zur Welt, als bei denjenigen Gattungen, die sich in der Monogamie befinden. Ein Mann, der sich mehreren Weibern überläßt, wird durch die vielfältigen Genüsse geschwächt, indeß die Gattin, die, so zu sagen, nur ein Viertheil oder Drittheil Mann besitzt, in dem Zeugungsakt vorherrschend wird. Die Folge davon ist, daß sie mehr von ihrem Geschlechte liefert, und in der Fortpflanzung mehr Weibliche, als Männliche hervorbringt. Dieses ist wirklich im Allgemeinen bei denjenigen Ehen der Fall, wo der Mann verhältnißmäßig schwächer ist. Forster führt mehrere hierher gehörige Beispiele unter verschiedenen in der Vielweiberei lebenden Nationen an, die er besuchte, und man bemerkt überhaupt, daß Männer von lymphatischer Natur weniger Knaben als Mädchen hervorbringen.

Wenn aber dagegen einfache Völker fast ohne alle Kriege, ohne Auswanderungen, ohne beschwerliche Gewerbe und ohne Schifffahrt und Handlung leben, welche letztere so viele Menschen wegraffen, so muß der Ueberfluß des männlichen Geschlechtes, der bei der Einweiberei, vorzüglich in den kalten Klimaten, gewöhnlich ist, unendlich zunehmen. Daraus entsteht endlich eine zu geringe Anzahl von Weibern im Verhält-

niß zu den Männern, und als Folge davon die Vielmännerei (Polyandrie), wie wir bereits von den Thibetanern, den Bewohnern von Butan und dem Königreiche Nepaul, im Herzen von Asien, und von einigen Wilden in Nordamerika erzählt haben.

Gewisse andre Geschlechtsunterschiede in der Constitution des Weibes und Mannes dürfen wir hier nicht übergehn. Das Weib hat meistens lange, feine, biegsame Haare, eine weiße und zarte Haut, ein zartes und weiches Fleisch, wegen der großen Entwicklung seines Zellgewebes und Fettes rundere Formen, einen gefälligen Umriß der Glieder, sehr breite Hüften, dicke Schenkel und kleine Extremitäten. Die obern Körpertheile des Mannes, wie die Brust, die Schultern und der Kopf sind stark und kräftig, der Umfang seines Gehirns ist beträchtlich, und enthält drei bis vier Unzen Hirnmasse mehr, als der weibliche Schädel; aber die Hinterbacken, das Becken, die Hüften, sind schmaler und magerer, als bei dem Weibe. Die Gestalt des Mannes ist also, nebst der gewöhnlich größern Höhe, oben breiter als unten, und gleicht einer umgestürzten Pyramide. Bei dem Weibe dagegen sind der Kopf, die Schultern, die Brust, klein, dünn, zusammengezogen, indeß das Becken, oder die Hüften, die Hinterbacken, die Schenkel und die andern Organe des Unterleibes breit und geräumig sind; ihr Körper ist mithin nach oben zugespitzt. Dieser Unterschied in der Bildung entspricht den Verrichtungen jedes Geschlechts. Der Mann ist von Natur für die Arbeit, zur Anwendung physischer Kraft, zum Gebrauch des Denkvermögens, und dazu bestimmt, daß er Vernunft und Geist benutze, um die Familie, deren Oberhaupt er sein soll, zu erhalten; das Weib, in welchem die Keime künftiger Zeugungen niedergelegt werden sollten, hatte ein geräumiges Becken vonnöthen, das sich, während der Schwangerschaft, der Erweiterung der Gebärmutter, und bei der Geburt, dem Durchgange des Kindes anpaßte; auch der Rumpf des Weibes ist länger, als der des Mannes, das Weib hat breitere Lenden, und auch einen dünneren und längeren Hals; aber die Beine, Schenkel und Arme sind kürzer, als bei dem Manne. Daher jener schlanke Wuchs, der besonders bei den jungen Negerinnen auffällt, jene zierlichen Glieder, mit der Biegsamkeit und Leichtigkeit der Bewegungen gepaart, das Schwebende und Gefäl-

lige (was man Grazie nennt), als natürliche Resultate der weichen Nachgiebigkeit des weiblichen Organismus. Es ist begreiflich, daß ein entfesselter schlanker Körperbau, ein dünnes Gebilde, allen, sowohl den natürlichen Akten des Lebens, als den willkührlichen und äußern Handlungen mehr Leichtigkeit, Behendigkeit, Takt und Geschicklichkeit gebe. Darin liegt die Ursache von dem schnellern Wachsthum und der schnellern Vollendung des weiblichen Körpers, von jener Frühreife und Lebhaftigkeit seines moralischen und physischen Wesens. Seine Knochen sind kleiner, dünner, als die des erwachsenen Mannes; sein Zellgewebe ist schwammigter und feuchter; dies ründet seine Formen, giebt ihnen mehr Fülle und Schönheit, und vermehrt die Biegsamkeit aller seiner Organe. Sein Puls ist ebenfalls kleiner und geschwinder; das Blut fließt reichlicher in die Unterleibs- und die Beckenhöhle. Der Körper des Weibes ist glatt, und viel weniger behaart als der des Mannes. Man hat bemerkt, daß das Weib oft eine kleinere Anzahl Backenzähne, als der Mann, besitze (die sogenannten Weisheitszähne kommen bei mehreren Weibern nicht zum Vorscheine); auch ißt das Weib weniger, und zieht süße, zuckerartige Speisen vor, indeß der Mann, seine Kräfte viel übend und mehr Stärke entwickelnd, genöthigt ist, sich mit kräftigern Speisen zu nähren; sein Instinkt treibt ihn wirklich zum Genusse schmackhafter, erhitzender und thierischer Nahrungsmittel.

Die Feuchtigkeit der weiblichen Körperkonstitution offenbart sich dadurch, daß das Weib mehr Säfte, als feste Theile hat; alle Säfte des Weibes sind wässrigter, als die unsrigen, und es dünstet weniger häufig aus; es ist auch weniger der Gicht und denjenigen Zufällen unterworfen, die von der Trockenheit und Sprödigkeit der Organe abhängen, es hat mehr Anlage zu Stockungen und Ausartungen der Lymphe, zu Ausflüssen, zur Drüsenverstopfung; die monatliche Krise, die Milch, verkünden im weiblichen Körper einen Ueberfluß von Säften; auch sind die Jahreswechsel, die kalten und feuchten Himmelsstriche seiner Gesundheit nicht so günstig, wie der Sommer und die warmen, trocknen Klimate. Die verheirathete Frau hat etwas Männlicheres, Gesetzteres, Dreisteres, als die schüchterne und zarte Jungfrau, und die öffentlichen Dirnen werden mehr oder weniger Mannsbilder (*Viragines*) durch die häufige

Beiwohnung mit den Männern; ihr Hals ist dicker, ihre Stimme ist rauher und fast männlich. Man kann endlich sagen, die Jungfrau sei gegen die Frau, was diese gegen den Mann, oder was das Kind gegen den Erwachsenen ist.

Hauptsächlich unterscheidet sich noch das Weib von dem Manne durch die Stimme. Man weiß, daß ihre Stimme um eine Oktave höher geht, als die unsrige, weil ihr Kehlkopf enger, ihr Zungenbein kleiner ist. Jean Paul benutzt dies einmal geistreich, indem er sagt: „die Weiber singen sogar in der Kirche um eine Oktave höher, als ihre Männer, um mit ihnen in Nichts übereinzustimmen." Unter den Vögeln sind die Männchen allein Sänger; die Weibchen haben nur kleine Schreie, um alle ihre Neigungen auszudrücken.

Die Weiber nähern sich also auch dadurch noch mehr der Kindheit. Wenn ihr Blüthenalter und die Entwicklung ihrer Organe früher eintreten, wenn sie vor dem männlichen Geschlechte reif sind, und wenn die Epoche ihres Wachsthums weniger lange dauert, so liegt die Ursache davon darin, weil sie halb in der Kindheit bleiben, weil ihre ganze Konstitution schwächer ist, und weniger Zeit braucht, um auf die Höhe ihrer Vollendung zu gelangen. Die Lebensverrichtungen gehen schneller bei ihnen vor sich, weil sie intensiv und extensiv schwächer sind, und ihr empfindliches, erregbares, oder besser zu sagen, geschwächtes Nervensystem eine größere Beweglichkeit und Nachgiebigkeit besitzt.

Das Weib ist in Beziehung auf seine Körperkonstitution fast immer Kind. Wie das Kind, geben seine Organe leicht den Eindrücken nach; es zeigt ein lebhaftes, und deswegen äußerst veränderliches Gefühl, das einer langen Ausdauer der männlichen Empfindungen unfähig ist; seine Phantasie ist viel erregbarer und lebhafter, als die des Mannes, und sie läuft nur zu oft mit dem Verstande davon. Zu allen Zeiten waren es Weiber, die die Rolle der Sybillen, Hexen, Wahrsagerinnen spielten. Ihr ganzes Nervensystem ist schwächlicher, biegsamer, giebt sich leichter allen Eindrücken hin, und von diesem Gesichtspunkt aus sagt eben Shakespeare:

Gebrechlichkeit! dein Nam' ist Weib!

Ja alle ihre moralischen Qualitäten scheinen mit dieser Schwäche ihrer Organisation in innigem Zusammenhange zu stehen.

Eben wegen dieser Schwäche ist das Weib, wie Schiller sagt: „an fremdes Schicksal festgebunden;" deshalb fühlt sie das Bedürfniß sich an den Stärkern, den Mann, anzuschließen, Venus wählt sich Mars zum Geliebten, und Liebe ist des Weibes eigenthümlichste Neigung:

> Arme Weiber! wozu hättet Ihr denn in Eurem
> zernähten und zerwaschnen Leben eine Seele,
> wenn Ihr Euch nicht damit verliebtet?
>
> Jean Paul.

Jene Beweglichkeit und Reizbarkeit des Nervensystems im Weibe, jenes Vorherrschen des Gemüthes über den zügelnden Verstand, macht aber auch das Weib zu allem Uebermaaß von Trieben und Leidenschaften geneigter, als der Mann ist, und wie weit die Excesse aller Art eines aufgeregten weiblichen Gemüthes gehen können, lehrt die Geschichte der Bacchantinnen, Amazonen, der Medea, Kleopatra, Alceste, Phädra, Arria, Messaline u. s. w., wo wir moralische und lasterhafte Extreme mit Fleiß gegeneinander gestellt haben. Bei allen Geschichten von Fanatismus, Verzückung, Enthusiasterei, thierischem Magnetismus u. s. w. spielten immer Weiber die größten und wichtigsten Rollen, und auf diesen Gebieten haben sich von jeher die Frauen in ihrer ganzen Pracht, in den merkwürdigsten Excessen gezeigt. Eifersucht, Eitelkeit, Gefallsucht, das Erbtheil des Schwachen, sind auch das fast ausschließliche Erbtheil der Weiber. Man höre nur, was die indischen Gesetzbücher über die Fehler des Weibes sagen: „die Lust eines Weibes, heißt es dort, kann eben so wenig befriedigt oder gesättigt werden, als ein verzehrendes Feuer durch brennbare Materialien, die man hineinwirft, oder als das Weltmeer durch die Flüsse, die sich darein ergießen, oder als das Reich der Todten durch die Menschen und Thiere, die davon verschlungen werden. Das Weib, fährt der Geist der indischen Gesetzgebung weiter fort, hat sechs Untugenden: zuerst eine außerordentliche Begierde nach kostbaren Kleidern und Schmuck, und nach seltenen Leckereien; zweitens, einen

unmäßigen Hang zum sinnlichen Vergnügen; drittens, eine unnatürliche Reizbarkeit gegen Beleidigungen; viertens, eine tiefe und versteckte Nachbegierde; fünftens, eine angeborne Bösartigkeit, vermöge deren alles Gute in andern Menschen als etwas Böses erscheint, und sechstens, eine Neigung zu allen lasterhaften Handlungen." —

Ich bin in Eurem Sinn ein Majestätenschänder,
Weil mir ein Weib, ein Weib, und keine Göttin scheint?
Vielleicht war eine Zeit, wo ich wie Ihr gemeint —
Allein ich sah seitdem viel Weiber und viel Länder!

Wieland.

Aber — — unsre galanten Leserinnen sollen nicht erzürnt unser Buch wegwerfen — — durch wie viel Tugenden werden in der weiblichen Seele jene Fehler nicht erkauft? Wo ist wahre Treue, als in der weiblichen Seele? Wo so unermüdliche Liebe und Sorgfalt für die Nachkommenschaft, als im Mutterherzen? Kennt das Weib des Mannes, Stolz, Herrschsucht, Ehrbegier, Untreue, seinen wilden Sinn? Ist nicht das Weib ehrwürdig als die Mutter des Menschengeschlechtes? Drum —

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band:
Und, in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.
— Wie leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen vom himmlischen Thau.
— Mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen das Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, sie feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Schiller.

Weiber, wundersamste Gebilde der Schöpfung, wer ergründete ganz Eure Natur? Wer stiege hinab und erforschte ganz die Tiefen Eures Gemüths! Mögt Ihr als leicht geschürzte Nymphen auf den Fluren von Tempe, und auf den Hügeln des Olymps tanzen, oder als trostlose Wittwen am Ganges euch auf den brennenden Scheiterhaufen stürzen, der die Leiche eurer Männer verzehrt, ihr mögt als zügellose Bacchantinnen bei den Festen des Adonis auftreten, oder mit den verführerischen Reizen einer Circe euren Anbetern den berauschenden Nektar darreichen, oder sie grausam, wie Medea, mit der Geißel der Eifersucht züchtigen; ihr, in denen der Verfall und das Glück der Welt ruht, di· ihr durch eure Liebe Leben, durch eure Liebe Tod gebt, die ihr das Menschengeschlecht schafft, und zerstört, Weiber! in eurem Wesen vereinen sich die seltsamsten Widersprüche, Ihr seid aus den widerstrebendsten Elementen gebildet! — —

(Vgl. die im Artikel: Frau citirten, hierher gehörigen, und diesen Art. ergänzenden Abhandlungen.)

Wittwe.

Es geziemt der Wittwe, die den Gatten
Verloren, ihres Lebens Licht und Ruhm,
Die schwarz umflorte Nachtgestalt dem Aug'
Der Welt in stillen Mauern zu verbergen.

Schiller.

Wohl geziemt es der Wittwe, bei der Heiligkeit der Ehe, und da in dem Begriff der Ehe es wohl schon ausgedrückt ist, wie der Mann seiner Frau Alles ist, tief und im innigsten Gemüth zu trauern, wenn der Tod diese schönen Bande getrennt hat, und die Verlaßne nun auf dem Grabe steht, das alle ihre Freuden, alle ihre Hoffnungen umschließt. — — Wenn diesem natürlichen Gefühle aber überall gehuldigt würde — so hätte der Artikel: Wittwe nicht seinen Platz in diesem Werke bekommen, wo er doch gar sehr hinein gehört, da der Wittwenstand ein sehr interessantes Verhältniß bildet, wenn wir den Menschen von seiner Geschlechtsseite her erfassen.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Wenn beim weiblichen Geschlechte die Empfänglichkeit für die Sexualgenüsse erst einmal geweckt wurde, so dauert dann auch das Bedürfniß nach der Befriedigung fort bis in das vierzigste bis funfzigste Jahr. Das Weib, das ganz ein Geschlechtsleben lebt, während noch andre Tendenzen beim Manne vorherrschen, das Weib also ist vom menschlichen Standpunkt aus, zu entschuldigen, wenn es sich im Wittwenstande — — — — — — — — — — — Deshalb hat auch die liebende, menschliche, christliche Religion Frauen das Heirathen nach dem Tode des Gatten nicht versagt, während despotischere Religionen, wie z. B. die indische, ihnen alles Wiederheirathen streng verbieten.

In Indien herrscht obendrein im Betreff der Wittwen ein ganz eigenthümlich-sonderbares religiöses Gesetz, das den indischen Wittwen das Verbrennen mit den Leichen ihrer Männer befiehlt. Der Ursprung dieses barbarischen Gesetzes wird von den alten Schriftstellern folgendermaßen erzählt:

In dem alten Indien ward zu einer ehelichen Verbindung nichts mehr erfordert, als gegenseitiges Einverständniß der Liebenden. Verbindungen, wobei man nur den Instinkt, nicht die Vernunft zu Rathe zieht, pflegen selten glücklich zu sein; und da man in Indien sogar den jüngsten Personen das Recht, sich selbst zu wählen, zugestand, so trat jener Fall natürlich nur zu oft ein. Sobald der allmälig verschwindende Taumel der Sinne den Rechten der zurückkehrenden Vernunft wieder Platz machte, bereuten oft beide Gatten ihre unbesonnene Wahl. Die Männer behandelten nun ihre Frauen wie Sklavinnen, und diese rächten sich an der Härte ihrer Männer durch Untreue. Auf diese Art mußte der Druck auf der einen, die Verzweiflung auf der andern, und der Abscheu auf beiden Seiten immer höher steigen, bis zuletzt in dem sanfteren Geschlechte sogar die Stimme der Menschheit erstickt wurde: die Frauen suchten, durch Vergiftung ihrer Despoten, sich von Joche zu befreien. Die Natur des Landes bot denselben selbst Mittel zur Befriedigung ihrer Rache dar; Indien bringt eine große Menge schädlicher Kräuter hervor, worunter einige in so durchdringendes Gift enthalten, daß man, um jemand aus der Welt zu schaffen, blos seine Speisen und Becher damit reiben darf. Die Ruchlosigkeit erreichte binnen kurzer Zeit den

höchsten Grad des Verderbnisses. Das Beispiel der Mörderinnen, welche man vor ihren Augen hinrichtete, machte nicht den mindesten Eindruck auf ihre Mitschwestern; sie fuhren fort, ihre Männer zu vergiften.

Endlich erschien ein Gesetz, welches allen Wittwen, wenn sie nur nicht Mütter oder schwanger wären, die Pflicht auferlegte, sich auf der Leiche ihrer Männer zu verbrennen. Welche Indianerin diesem Gesetze zu unterwerfen sich weigern würde, diese sollte zu einem ewigen Wittwenstande verdammt, als eine Missethäterin angesehen, und aller Rechte der Menschheit und jedes Trostes der Religion verlustig sein.

Dies Gesetz hatte die Wirkung, welche die Gesetzgeber sich davon versprachen. Die Frauen Indiens, welche vorher die Tage ihrer Männer abkürzten, wachten nun mit gleicher Sorgfalt für das Leben derselben, wie für ihr eigenes, und stritten bei ihrem Tode um die Ehre mit ihnen zu sterben. Bei einem Streite von so sonderbarer Art war, nach Diodors Erzählung, einst ein ganzes griechisches Heer Augenzeuge, und seine Feldherren machten die Richter. — Keteus, der Anführer der indischen Hülfstruppen, war in dem hitzigen Treffen geblieben, welches Eumenes dem Antigonos in Parätakene lieferte; er hatte zwei Frauen zurückgelassen, die ihn mit gleicher Zärtlichkeit liebten, und einander den Vorzug streitig machten, ihn nicht überleben zu dürfen. Die Sache kam endlich vor die griechischen Feldherren. Die beiden Frauen vertheidigten ihre Rechte mit einem Eifer, womit andere nur ihr Leben vertheidigen würden. Die Aeltere führte den Vorzug ihres Alters an, welchem in jedem Falle mehre Ehre als der Jugend gebühre. Die Jüngere berief sich hingegen auf das Gesetz, welches ihre Nebenbuhlerin von dem ruhmvollen Tode aus dem Grunde ausschloß, weil sie schwanger wäre. Die griechischen Richter, von der Wahrheit dieses Beweises überzeugt, fällten das Urtheil, daß die Ehre zu sterben, der Jüngern gebühre. Dieser Ausspruch war ein Donnerschlag für die besiegte Indianerin; sie riß sich die Binde vom Haupte, raufte sich die Haare aus, und entfernte sich heulend und in Thränen gebadet von dem Tribunal. Indeß ging die junge Siegerin ganz entzückt, mit Blumen bekränzt, und mit kostbaren Ringen, Armbändern und Perlen auf das prächtigste geschmückt, zum Scheiterhaufen wie zu einem Hochzeitfeste. Ihre Verwand-

wandten begleiteten sie und erhoben ihren Heldenmuth in schönen Liedern. Beim Scheiterhaufen nahm sie ihren Schmuck und Kostbarkeiten wieder ab, und vertheilte sie unter ihre Freunde und Verwandten, um ihnen ein Denkmal ihrer Liebe zu hinterlassen. Sie umarmte dann Alle zum letztenmale, und bestieg, von ihrem Bruder geführt, mit feierlichem Stolze den Scheiterhaufen, legte sich neben dem Ueberreste ihres nur zu theuren Gemahls hin, und starb, ohne auch nur den geringsten Laut ihrer Furcht oder das Gefühl ihres Schmerzes zu verrathen. Dieses außerordentliche Schauspiel von ehelichem Fanatismus machte auf die Gemüther der unzähligen Zuschauer verschiedene Eindrücke. Einige priesen den Heldenmuth des unerschütterlichen Weibes; andere fühlten Mitleiden mit ihrer überspannten Zärtlichkeit, und der kleinere, aber edlere Haufe, nannte die ganze Behandlung grausam und barbarisch.

Vergebens rühmten die Dichter des Alterthums diesen Gebrauch, und priesen uns die Gatten und Gattinnen Indiens glücklich.

— Der Philosoph, welcher sich von ihrem Enthusiasmus nicht hinreißen läßt, verwirft dieses Gepränge von Tugend mit Abscheu. — Ist jene Quelle des Ursprungs dieses Menschenopfers gegründet, desto schlimmer für die Männer; diese stolzen und hartnäckigen Despoten lassen dem schwächern Geschlecht nur zu oft ihr Uebergewicht fühlen, und spielen nur mit dem Loose der Weiber. Nicht zufrieden, sie während ihres Lebens nur als Sklavinnen behandelt zu haben, erlauben sie ihnen nicht einmal ihr Joch zu überleben, und verdammen sie zu dem nämlichen Scheiterhaufen, auf welchem die Gebeine ihrer Tyrannen verbrennen.

Um die unglücklichen Frauen zu zwingen, sich diesem grausamen Schicksal mit Geduld und selbst mit einer Art von Heroismus zu unterwerfen, flößt man ihnen von Jugend auf überspannte Begriffe von Treue und Ehre ein, erhitzt ihre Phantasie durch religiöse Mährchen und fanatische Heldengeschichten. Man verlobt die indischen Mädchen schon in ihrer zartesten Jugend, und erlaubt ihnen nie einen andern Mann zu sehen, selbst nicht einmal den Vater oder die ältesten Brüder ihres Mannes. — Man lehrt sie, ihren Gatten als ein höchst vortreffliches Wesen zu betrachten und zu verehren; man prägt ihnen die eheliche Treue als den wichtigsten Punkt ihrer

Religion ein, und dieser Gedanke wird bei ihnen so stark, daß ihn selbst die Hitze des Klimas nicht auslöschen kann. Es fällt diesen gutmüthigen und sanftfühlenden Geschöpfen gar nicht ein, ihren von der Welt entfernten Aufenthalt in dem Zenana (Harem) hart und abscheulich zu finden. Sie halten ihn vielmehr für eine Bedingung ihres Daseins, und genießen in dieser Einschränkung alle Glückseligkeit, von der sie einen Begriff haben. Alle ihre Wünsche vereinigen sich in dem Besitz ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Speisen, ihrer Juwelen und weiblichen Bedienten.

Aus der Religion und Erziehung rührt der große Unterschied zwischen den Mongolischen und Indischen Frauen unter Einem Himmelsstriche her. Die Frauen der Muhamedaner werden durch Schlösser, Gitter und Verschnittene vor Verführung gesichert, und dennoch fällt es den Europäern nicht schwer, über ihre Unschuld und Treue zu siegen. Die Weiber der eingebornen Hindus (Dschentu) werden nicht so bewacht, hängen mit ganzer Seele an ihren Männern, und halten ihnen, so lange sie leben, beispiellose Treue; wenig Fremdlinge können sich rühmen, Eindruck auf eine derselben gemacht zu haben, außer auf die von den niedrigsten Kasten. Auch die alten Schriftsteller rühmen die Keuschheit der indischen Frauenzimmer. Arrian und Strabo versichern, edle Indianerinnen hätten um keinen Preis zur Ausschweifung gereizt werden können, außer um einen Elephanten. Nur um diesen Preis befriedigten sie die Wünsche des Liebhabers. Denn die Indier hielten es für keine Schande, die Keuschheit für einen Elephanten aufzuopfern; die Ehre einer Frau gewann vielmehr dadurch, daß ihre Schönheit dem Werthe eines solchen Thieres gleich geschätzt wurde. Hieraus läßt es sich begreifen, wie es möglich ist, daß ein indisches Weib freiwillig den schrecklichen Entschluß fassen kann, sich mit ihrem verstorbenen Manne lebendig verbrennen zu lassen.

Bei welcher Frau dessen ungeachtet die Natur über den Zwang des Gesetzes siegt, und welche diesem zum Trotze ihren Mann zu überleben wagt, diese wird als Wittwe mit unaustilgbarer Schande gebrandmarkt. Man schneidet ihr die Haare ab, verdammt sie zu unverbrüchlicher Keuschheit, zu den verächtlichsten Sklavendiensten, und zwingt sie, eine Art rother Kleidung, zum auffallendsten Zeichen ihrer Erniedrigung, zu

tragen. Diese durch so viel Schmach niedergebeugten Weiber, erliegen gewöhnlich unter dem Druck ihres Schicksals, und sterben aus Gram; oder sie trennen sich auf ewig von ihrer Nation, fliehen in die Arme anderer Menschen, und entsagen der Religion ihrer Väter.

Man denke sich auf der andern Seite den bezaubernden Reiz, den ihre Phantasie durch die Vorstellung, ihren eigenen Namen zu verewigen, auf ihre Kinder, auf ihres Mannes und auf ihre eigene Familie einen unsterblichen Glanz zu verbreiten; den lebhafteren Schwung, den sie durch die ihre Standhaftigkeit prüfenden Bitten aller Freunde, ihren Vorsatz zu ändern, empfängt. — Welche Banden vermögen wohl noch das unglückliche Opfer an eine Erde zu fesseln, auf der sie nur Höllenqualen entgegen sieht! —

Obgleich das Verbrennen der Wittwen mit den Leichen ihrer Männer in den muhamedanischen Staaten heutiges Tages abgeschafft ist, so ist es hingegen in jenen Ländern, in welchen sich die Dschentu von dem Joche der Ausländer frei erhalten haben, nichts Ungewöhnliches, der Eitelkeit und Eifersucht der Männer dieses barbarische Leichenopfer zu bringen. Man verbrennt die Betäubten auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer, oder wo es Sitte ist, die Todten zu begraben, begräbt man sie lebendig mit denselben.

Sonnerats Bemerkung, daß diese Gewohnheit fast durchgängig abgekommen, widerspricht unter andern neuern Reisebeschreibern auch Fontana, welcher nur noch vor mehrern Jahren in Bengalen von einem solchen traurigen Schauspiel Augenzeuge war.

Der unvermuthete Tod eines Braminen brachte seine Frau zu dem Entschluß, sich mit ihm verbrennen zu lassen, nicht etwa aus einer rasch aufwallenden Leidenschaft, sondern aus heroischer Entschlossenheit, aus hohem Stolze, einen durch das Ansehen der Religion geheiligten Gebrauch zu ehren. Es war eine Person von achtundzwanzig Jahren, vollkommen gesund und blühend schön. Gegen Sonnenuntergang versammelten sich alle Verwandte, Freunde, Nachbarn und Bekannte des Verstorbenen. Mitten unter ihren trostlos weinenden Verwandten erscheint sie allein ruhig und unerschrocken. Ein sanftes Lächeln verbreitet sich über ihr heiteres Gesicht. Man trägt die Leiche an das Ufer des Flusses; derselben folgt zunächst die

Gattin von Braminen und allen andern begleitet, mit festem Schritt und erhabenem Haupte; sie spricht mit ihnen von den Tugenden des Verstorbenen und der Freude, die sie entzücken wird, wenn in jener Welt sein Schatten dem ihrigen begegnet. Nachdem sie sich in dem Flusse gewaschen hat, nähert sie sich dem Holzstoß, und verweilt zu den Füßen der Leiche; man reicht ihr Betel und ein mit Opium vermischtes Getränk. Nun wird die Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt, und mit Reis, Butter, Früchten, Betel und andern Lebensmitteln versorgt. Unterdessen entkleidet sich die Wittwe von ihrem Obergewand, nimmt ihre Armbänder, ihre Ohrringe, ihren ganzen Schmuck ab, und vertheilt alles unter ihre Verwandten und Freunde, welche begierig darnach streben, und das Empfangene als ein Heiligthum aufbewahren.

Hierauf besteigt sie, mit einer brennenden Fackel in der Hand, den Holzstoß, legt sich nach einigen Ausrufungen bei dem Leichnam ihres Mannes nieder, und umarmt *ihn* auf das feurigste. Man reicht ihr noch eine Dosis betäubender Mittel. Schallende Instrumente und Triumphgesänge erfüllen die Luft, man vernimmt keinen Ton des Wehklagens — sie stirbt als das bedauernswürdigste Opfer einer religiösen Schwärmerei. —

Wohlbeleibtheit.

Dieses Wort bezeichnet den blühenden Gesundheitszustand des Körpers, wenn er stark und saftreich ist, vorzüglich in den Jahren der Kraft. Nimmt dieser Zustand überhand, so artet er in Dicke oder sogenannte Fettleibigkeit aus, (s. dies. Art.) je nachdem der Körper an Umfang und Fett gewinnt. Dieser vollkommene Gesundheitszustand nun, den wir ganz mit dem fremden Worte Embonpoint bezeichnen, hängt von verschiedenen Umständen ab, die wir gleich näher entwickeln wollen.

Nicht jede Konstitution neigt zum Embonpoint; so z. B. gelangen die braunen, nervigten, trocknen Personen, bei denen das Adersystem vorherrschend ist, und die langen, dünnen, hagern Menschen niemals dazu. Die feuchten Konstitutionen hingegen, und vorzüglich die arteriellen, sanguinischen Temperamente, Menschen mit blühender Gesichtsfarbe, schlaffem Zellgewebe, blonde oder hellbraune Personen von kleiner Statur, sind meistentheils wohlbeleibt. Die Frauen, deren Konstitution weit lymphatischer ist, als die der Männer, sind dem

Embonpoint mehr ausgesetzt als wir; sie werden auch viel leichter stark und wieder mager. Die Aegyptier lieben fette Weiber, deren Fleisch sich nach ihrem eigenen Ausdruck wie ein Kissen anfühlen läßt, leidenschaftlich, und bei den Mauren ist höchste Schönheit von der größten Wohlbeleibtheit unzertrennlich. Die Aegyptierinnen suchen auch durch äußere Mittel diesen Zustand herbeizuführen, durch häufige Bäder, und kräftige Nahrungsmittel, wie eingekochte Hühner mit Reis und dergleichen. In China, und noch einigen andern Gegenden, sind die dicksten und die größten Leute auch die angesehensten, weil dieser Anschein von Kraft und guter Nahrung einen gewissen Wohlstand verräth, der dem Volk imponirt. Es ist aber nicht zu läugnen, daß diese Fülle von Fleisch und Blut, die physische Empfänglichkeit, und die Fähigkeiten des Geistes schwächt; *multa caro adgravet mentem*; (viel Fleisch belastet den Geist;) sie verhindert auch die Behendigkeit, Stärke und Lebhaftigkeit; deshalb straften schon die Spartaner ihre zu fetten Soldaten, und verhinderten das Starkwerden ihrer Kinder durch Fasten. In der Kindheit, wo der Mensch viel schläft und ißt, und ohne Sorgen gleichsam vegetirt, ist er von Natur fett. Die darauf folgende Zeit, in der alle Kräfte erwachen, alle Organe sich entwickeln, und wo das Gefühl sich so lebhaft regt, ist meistentheils frei von Embonpoint, der Wachsthum und die viele Bewegung verhindert es. In den Jahren der Mannbarkeit ist die feurige Jugend eine Brüte der Leidenschaften und der Wollust; von den Sorgen bewegt, gequält von Ehrgeiz und Durst nach Ruhm, eignet sich der Körper in dieser Zeit am wenigsten zum Starkwerden; erst in dem Alter wo die Heftigkeit dieser Gefühle sich mildert, wo die Liebe von ihrer Gluth, und der Ehrgeiz sein Feuer verliert, neigt man wieder zur Wohlbeleibtheit. Man will jetzt das Leben und das Glück in einer süßen Ruhe des Körpers und des Geistes genießen. Diese Zeit des herannahenden Alters hat man bei Weibern irrigerweise eine zweite Jugend nennen wollen, weil die Haut sich wieder füllt, und durch das Straffwerden wieder frisch und jugendlich zu sein scheint. Das hohe Alter endlich, bei seinem Mangel an Nahrung für die Organe, fällt zusammen, und neigt nicht mehr zur Wohlbeleibtheit.

Auch die Nahrungsmittel tragen sehr viel dazu bei; Bäcker, Schlächter Brauer, und Gastwirthe sind gewöhnlich dick, auch sind

die Engländer, die viel Fleisch essen, im Allgemeinen stärker, als z. B. die Franzosen, die mehr Gemüse und Brod essen. Bei den Thieren ist es umgekehrt: die fleischfressenden sind nicht so fett, als die frucht- oder grasfressenden Geschlechter. Unter den Getränken trägt das Bier am meisten zum Starkwerden bei; auch sind die Flammänder, die Abendländer stärker als die Völker, die viel Wein trinken. Ferner ist eine temperirte, eher kalte als warme Luft, der Wohlbeleibtheit günstig, und die der Thäler oder feuchten Ebenen mehr als trokkene, scharfe Luft auf den Gebirgen. Leute, die viel und schnell athmen, wie Schwindsüchtige und Bucklige, auch Vögel die sehr hoch fliegen, sind immer sehr mager, dahingegen Wesen, die in einer dichten und schweren Luft leben, langsamer athmen und schlaff und fett sind. — Natürlicherweise trägt auch der Gemüthszustand sehr viel zur Beschaffenheit des Körpers in dieser Hinsicht bei. Ein reizbarer, neidischer, immer sorgender Mensch, wird nie die volle entwickelte Blume der Gesundheit haben, als der fröhliche, leichte, wohlwollende und sorglose Mensch, der über nichts Unangenehmes nachdenkt — das wahre „Epikuräische Schwein." Sogar die Idioten sind gewöhnlich dick, die Weisheit hingegen, sagt Salomon und Heraklit, trocknet aus, Thorheit und Dummheit machen fett. Man pflegt auch zu sagen: „dicke Leute, gute Leute," und man paart auch wohl Bosheit mit Magerkeit; diese Regeln leiden aber natürlich sehr viele Ausnahmen.

Endlich macht auch der Müßiggang fett, und große anstrengende Arbeiten, mager. Die mageren Leute sind meistentheils kräftig, lebhaft, schlafen wenig, essen aber viel, um die verlornen Kräfte zu ersetzen. Auch sanftes Reiben des Körpers trägt zum Embonpoint bei. Unter den Handwerken machen diejenigen, die am wenigsten Anstrengung des Körpers und des Geistes erfordern, fett, während die harten und mühsamen, auf entgegengesetzte Weise wirken. Da das Uebermaß überall schädlich ist, so muß man auch hier, so weit es die Constitution unseres Körpers erlaubt, die goldene Mittelstraße zu halten suchen, was für die Frauen unsres Welttheils um so mehr zu rathen ist, da bei Uns weder zu magere und hagere, noch zu wohlbeleibte und schwammigte Körper beliebt sind.

Wohlgeruch.

Wir begreifen unter dieser Benennung alle jene Substanzen, welche einen besondern angenehmen Geruch von sich geben, die Sinne auf eine eigenthümliche Weise beleben, oder auch wohl eine süße Betäubung hervorbringen, daher zum Theil geeignet sind, Anwandlungen von Ohnmacht und Krämpfen zu beschwichtigen. Diese Dinge werden sowohl den Speisen und Getränken, als auch den Kleidungsstücken, den Haaren, Waschwassern u. s. w. mitgetheilt, oder auch für sich allein zum Gebrauche aufbewahrt.

Die Wohlgerüche wurden zu allen Zeiten benutzt, bald um zwei Sinne zugleich, den Geschmack und den Geruch auf eine angenehme Weise zu reizen, bald um bei den Begräbnissen die faulen Dünste todter Körper weniger bemerkbar zu machen, bald in den Tempeln bei dem Darbringen der Schlachtopfer, bald um die Einbildungskraft zu erhitzen und das Denkvermögen zu betäuben. Die Götter erschienen den Sterblichen nur eingehüllt in Wolken von göttlicher Ambrosia.

Nicht in den kalten Regionen der Erde dürfen wir die Wohlgerüche suchen. Die Natur ist an den Polen fast ohne Geruch, indem durch die Kälte die meisten riechbaren Ausdünstungen unterdrückt werden; auch sind die Polarmenschen so gleichgültig gegen Gerüche, daß sie ohne Widerwillen faule Fische und den ranzigen Thran der Seehunde genießen können. Der Kamtschadale zeigt sich unempfindlich gegen die feinsten Gerüche unserer Fluren und Toiletten; die Pflanzen verlieren in jenen kalten Ländern fast alles Aroma, und der Moschus giebt in Sibirien fast keinen Geruch von sich, während er in Tunkin so stark riecht, daß eine europäische Nase ihn kaum ertragen kann. Die aromatischen Produkte der Pflanzenwelt werden unter den brennenden Himmelsstrichen der Tropenländer am wohlriechendsten und geistigsten, und Arabien, Ostindien und Afrika sind die eigentliche Heimath der Wohlgerüche.

Die Erde ist in jenen üppigen Ländern mit den wohlriechendsten Kräutern und Bäumen bedeckt, die Wälder von Zimmt- Muskat- und Gewürzbäumen, die Myrthen- und Lorbeerhaine (unzählige kleinere Sträucher und Kräuter-Blumen), die kost-

barsten Balsame, Harze, Oele und Hölzer werden dort von den Gluthen der Sonne zur Reife gebracht.

Mahomed fand nichts Köstlicheres auf der Erde, als Frauen und Wohlgerüche, und es ist eine von Wollüstlingen aller Zeiten gemachte Bemerkung, daß diese letzteren im Allgemeinen das Nervensystem erregen, und die Bewegungen der Liebeslust ungemein befördern. Man darf in dieser Hinsicht nur darauf aufmerksam machen, daß die Natur die Geschlechtsorgane vieler Thiere mit einem besonders starken Geruch begabte, der, wie bei den Moschusthieren, Zibetkatzen, bei mehreren Affen, Nagethieren, Raubthieren, und selbst bei einigen Wiederkäuern von moschusartiger oder ambrosischer Beschaffenheit ist; bei einigen andern Thieren, wie z. B. bei dem Biber, Stinkthier, Iltis u. s. w. in einen widrigen Gestank ausartet. Durch solche Gerüche ziehen sich beide Geschlechter wechselseitig an, und werden zur Begattung aufgeregt. Es ist bekannt, daß mehrere starkriechende Pflanzen, namentlich das Katzenkraut, die Katzenmünze und die Wurzel des Baldrians, die Liebeslust der Katzen in einem sehr hohen Grade rege machen. Der Geruch des Moschus und Ambra soll auf die Zeisige und andere Singvögel von so auffallendem Einfluß sein, daß diese Sänger das ganze Jahr hindurch zum Gesange ermuntert werden. Die Fischer wissen es, daß man die Karpfen zur Begattung bringt, wenn man die für sie bestimmten Nahrungsmittel mit Ambra und Moschus versetzt, oder mit diesen Wohlgerüchen einreibt.

Die Orientalen, welche überhaupt einen Mißbrauch von allen Wohlgerüchen machen, bedienen sich des Ambra, um den Geschlechtstrieb zu vermehren. Dieß scheint auch der Herzog von Richelieu gewußt zu haben, der zur Zeit Ludwigs *XV.* so viele Schönen und nur eine einzige Stadt (Mahon) besiegte. Dieser berühmte *Galant homme* war stets in eine wohlriechende Atmosphäre gehüllt, die er in seinen Zimmern durch Luftzüge überall hin verbreiten ließ.

Unter den alten Völkern scheinen die Egypter die größte Kunde von den Wohlgerüchen gehabt zu haben, da sie es in der Kunst, die Leichname zu balsamiren, am weitesten gebracht hatten. Bei andern Nationen begnügte man sich, die Leichen und Grabmale geliebter Personen mit Blumen und andern wohlriechenden Dingen zu bestreuen. Marcus Antonius

empfahl den Hinterbliebenen seine Asche mit Libationen von Wein und von verschiedenen wohlriechenden Kräutern zu ehren.

Die Römer machten bei ihren Gastmahlen und Leichenbegängnissen einen so verschwenderischen Gebrauch von den Wohlgerüchen, daß ein Gesetz der zwölf Tafeln ihn als zu üppig untersagen mußte. Die würdigste Anwendung dieser Dinge geschah zur Ehre der Gottheit. Schon Moses spricht von zweierlei wohlriechenden Substanzen, wovon die eine auf einem goldenen Altar verbrannt wurde, und die andere in einem balsamischen Oel bestand, mit welchem der Hohepriester, die Leviten, das Tabernakel und alle heiligen Gefäße gesalbt wurden.

Die jüdischen Frauen trugen fast immer kleine, mit aromatischen Dingen gefüllte Fläschchen bei sich, von denen sie jedesmal im Bade Gebrauch machten; und mehrere Schriftsteller erzählen, daß die Juden in Syrien und im ganzen Orient als Verkäufer von Aromen sehr bekannt waren.

Heute zu Tage ist Frankreich das Land, aus welchem die ganze europäische Welt mit unzählig verschiedene Parfüms, destillirten Wassern, Pomaden u. s. w. bis zum Ueberfluß versehen wird, und die *rue bourg l'Abbé* in Paris ist längst die allgemeine Parfümerien-Fabrik für das cultivirte Europa. (Vgl. Ausdünstung, Geruch.)

Wollust.

Die Wollust ist unläugbar eitel Tand
Und Schaum und Dunst, ein Kinderspiel für blöde
Unreife Seelen, die mit ihren Flügeln noch
Im Schlamm des trüben Stoffes stecken.

Wieland.

Wir haben von einem Triebe zu sprechen, der allen thierischen Organismen von der weisen Natur eingepflanzt ist, der also wohl zur Erhaltung der irdischen Schöpfung nothwendig und wesentlich ist, und dessen Mißbrauch nur Menschenerfindung ist, wie denn der Mensch allein die schmählichen Folgen dieses Mißbrauches sich und seiner Schwäche, nicht einer höhern Weltordnung beizumessen hat. Denn diese gab ihm ein kostbares Geschenk, ein Geschenk, an dem alles Lebende sich erfreut, aber sie gab ihm auch die Vernunft, um den rechten Gebrauch dieses Geschenks einzusehen, und damit nach ihren

weisen Planen zum Heil der Schöpfung zu wirthschaften, nicht aber damit zu wuchern. Im Gegentheil wußte diese hohe Macht dieses Geschenk, so gemißbraucht, zu einem der furchtbarsten Rachegeister umzugestalten, der mit schauderhaften Zügen einhergeht, und der verderbten Menschheit die qualvollsten Peinigungen auferlegt. Nicht schöner ist dieser böse Dämon geschildert worden, als in folgenden Zeilen, aus dem berühmten Gedicht an die Wollust von Heydenreich, das in mehr als einer Hinsicht zu Anfange dieses Artikels sich zu vergegenwärtigen, nöthig sein dürfte.

Die du so wild den siegenden Feuerblick
Umher verstrahlst, Verlangen und Lockung auf
Die Wangen zauberst und zu holden
Küssen den purpurnen Mund schon öffnest —

Wer bist du, Dirne! Mächtige Wallungen
Erbeben durch dein luftiges Florgewand:
Auf wogen deine wilden Adern;
Stürmisch erhebt sich dein Schwanenbusen.

Du bist die Wollust, Dirne! Ich kenne dich
Am lüstern Blicke, der dir vom Auge zuckt;
Am Lächeln, das der Unschuld spottet,
Kenn' ich dich, Dirne, und fliehe schaudernd.

Du saugst das Mark der blühenden Jugend aus.
Von deinem Athem welken die Rosen hin —
Die schönsten Rosen, die Gott pflanzte,
Welken vom giftigen Hauche nieder.

Seht jenen Jüngling! Schön, wie die Lilie
War unter seinen blühenden Brüdern er,
Wie Sonnenschimmer rein die Hülle,
Kräftig der Geist, wie ein höhres Wesen.

Aus grauer Ferne dünkt ihm die Lebenszeit
Hold, wie ein Maitag; goldene Hoffnungen
Umschwebten seine wache Seele,
Tanzten im Traum um des Schläfers Lager.

Wo ist es nun, das liebliche Rosenroth
Der frohen Wange? Lippen, wo ist er hin,
Der sanfte Purpur, der euch malte?
Flamme des muthigen Blicks, wo bist du?

Ha Todtenbleiche decket des Rosenroths
Verstörte Stäte; aschgrau, wie Todtenstaub,
Sind jene Lippen, und der Augen
Muthige Blicke sind all' erloschen!

O weilt doch bei ihm, Brüder! Ihr floht ja nicht,
Als er der Freundschaft schäumenden Kelch euch bot;
Nun, da er leert den Kelch des Todes,
Fliehet ihr treulos von seinem Lager?

Ja, flieht und schaudert, denn der Verwesung Duft
Umschwebt des Armen lebende Glieder schon
Und der entehrte Funke Gottes
Muß noch in modernder Hülle weilen.

Horch, Wollust! von der zitternden Lippe noch
Welch grauses Murmeln! Horch, wie die todte Wand
Ihn wiedermurmelt, deinen Hymnus
Von des Vergifteten dumpfer Stimme!

Und wer ist jener, welchem am sanften Arm
Des schönen Weibs die blühende Wange welkt?
Der von den Kreisen seiner Kinder
Ekelnd sich wendet und weint und seufzet?

Auch der ihr Opfer? Gatte, wer weint dir nicht?
Dort wanken kraftlos deine Geschöpfe hin —
Gott, welche Traumgestalten schlichen,
Armer, aus deinen entnervten Lenden!

Quält nun der Schatten trauriges Dasein dich,
Die kaum ein Funken Seelengefühls erhellt?
Ha, peinigt dich ihr mattes Auge,
Flimmernd aus welken, hohlen Wangen?

Wohl quält dichs, Vater, wenn dich der Sonnenstrahl
Zum Anblick Gottes herrlicher Erde weckt,
Wohl quält dichs, wenn zu Traum und Schlummer
Dämmernd der Abend den Müden ladet.

Und einst noch, wenn der letzte der Abende
Von deinen Erdentagen vom Himmel sinkt,
Und dich auf deinem Sterbelager
Grausend die Schauder des Todes fassen.

Dann wird der Schatten elendes Dasein noch
Den Vater quälen, quälen den Vater noch
Ihr mattes, feuerloses Auge,
Flimmernd aus welkenden, hohlen Wangen.

Und vor ihm werden seine Geschlechter stehn,
Kraftlosen Lebens, dämmernden Schatten gleich,
Und wehe, die Geschlechter werden
Fluchend sein brechendes Auge segnen.

Beginnen wir mit den niedrigsten Organismen, und sehen wir, wie der Trieb zur Wollust sich durch alle geschaffene Wesen zieht, wie er Alles belebt und erhält, wie diese Lust mit der Freude am Leben, die auch der Wurm mit dem Menschen theilt, so innig zusammenhängt, und dann in einer kurzen Geschichte des Mißbrauchs dieses Triebes, welche eine Ergänzung zu den Belegen liefern mag, die wir schon im Artikel Ausschweifung gegeben haben, noch klarer einzusehen, zu welchen Extremen der unweise Gebrauch dieses Naturtriebes die Menschheit verleiten konnte. Wenn es unzweifelhaft wahr ist, daß nichts des Menschen innerste Natur an Körper und Geist so gewaltsam zerstört, als eben dieser Mißbrauch, ja daß dem Menschengeschlechte der völlige Untergang droht, wenn die immer erschlaffteren Generationen nicht endlich auf den Rath der Kulturgeschichte hören, bis einst dann

Pygmäen
Werden die Fabel vom Menschen plaudern,

Heydenreich.

wenn Alles dies wahr ist, so wüßten wir nicht, was Lehrreicher und Moralischer und Wichtiger, für Alle Beherzigungswerther wäre, als solche Belehrung.

Schon in den niedrigsten Mollusken, den Schaalthieren, lebt ein starker Wollusttrieb, und die Alten weihten der Venus nicht ohne Sinn die, beide Geschlechter in sich vereinigenden, also auf der niedrigsten Stufe thierischer Organisation stehenden, Meerschaalthiere. Auch die Mythe von der Entstehung der Liebesgöttin aus dem Meere hat einen tiefen Grund in dieser Beziehung. Denn alle Gattungen der Wasserthiere, so wie die Fische, sind sehr wollustreich, wie wir schon aus ihrer ungeheuren Fruchtbarkeit schließen können. Daher sehen wir bei den Alten der Mutter der Liebe so viele Tempel auf den fischreichen Gewässern des griechischen Archipelagus geweiht, und hier mag auch wohl der Grund zu den Ausschweifungen in Küstenländern und Seestädten zu suchen sein. Bei den Thieren mit getrennten Geschlechtern ist der Wollusttrieb viel heftiger, als bei denen mit ungetrenntem Geschlecht (Zwitterthieren, wie die eben Genannten) weil bei jenen Thieren dem Genusse mehr Hindernisse durch die Trennung im Wege stehen, wodurch die Begierde sehr erhöht wird. Sie muß überhaupt bei jenen hinfälligen Arten unter den Thieren stärker sein, welche sich in ihrem Leben nur einmal begatten, und so in einige Augenblicke gleichsam die ganze Kraft, welche sie belebt, zusammenfassen. Von dieser Art sind die eigentlichen Insekten. Sie stürzen sich mit solcher Wuth auf das Weibchen, daß man Weibchen vom Gespenstkäfer und von der Heuschrecke gesehen hat, welche den Kopf ihrer Männchen förmlich zernagten, ohne daß diese dadurch abgehalten wurden, mit diesen allzu grausamen Schönen den Trieb der Natur zu befriedigen; vielleicht aber befriedigt sich bei diesen Weibchen eben durch jene Wuth zu beißen der höchste Grad der Wollust, denn etwas ähnliches finden wir ja selbst beim Menschen. Man findet oft Weibchen anderer Insekten, welche von einer großen Zahl Männchen bedeckt sind, die nach Erschöpfung ihres Genusses todt hinfallen. Gewisse Hummeln lassen sogar ihre Geschlechtstheile zurück, welche in der Königin stecken bleiben. Unter den Spinnen, unter denen eine so wüthende Feindschaft herrscht, daß sie sich gegenseitig verzehren, weicht doch auch der Haß dem süßen Triebe bei der geschlechtlichen Annäherung. Die

Männchen der Knorpelfische (die Rochen) haben eine Art von Pfoten, um ihre Weibchen damit festzuhalten, während sie sich begatten, daher scheint bei diesen keine große Brunst nöthig zu sein, wie bei allen Arten, wo die Männchen Gewalt brauchen müssen. Wer weiß aber, ob nicht eben die Natur diese Zurückhaltung und dies bekannte Sprödethun aus Coquetterie selbst den kältesten Thieren gegeben hat, um so besser ihre Wollust aufzuregen!

Man hat oft die Begattung der Kröten und der Frösche beschrieben, deren Umarmung mehrere Tage dauert. die Männchen scheinen so vertieft in ihren Genuß, daß man ihnen die Schenkel abgeschnitten und verbrannt hat, ohne sie dadurch bewegen zu können, ihre Beute fahren zu lassen! Die Begattung der Schlangen und Eidechsen scheint sehr wollüstig zu sein, denn sie verwickeln sich gegenseitig ganz in einander.

Vorzüglich aber bei den Thieren, welche vollständiger athmen, einen lebhafteren Blutumlauf, ein heißeres, mehr mit Sauerstoff geschwängertes Blut und ein sehr entwickeltes und reizbares Nervensystem haben, zeigt sich der Wollusttrieb entwikkelt. Er ist hier nicht mehr eine bloße maschinenmäßige Funktion des Körpers, wie bei der Mehrzahl der vorigen Arten; es gesellt sich hier schon ein moralisches Gefühl hinzu, denn beide Geschlechter, oder wenigstens das Weibchen, hegt über den Genuß hinaus noch ein Gefühl der Mutterliebe für ihre Nachkommenschaft, während die kaltblütigen Thiere die ihrige aufgeben. Es herrscht hier schon mehr Gemüthlichkeit und geschlechtliche Anhänglichkeit. Die Wollust wird durch zartere Liebkosungen, und durch sehr lebhafte Neckereien zwischen den Thieren derselben Gattung, vorbereitet und angefacht. Die Vereinigung in Familien findet auch häufig statt, und die Wollust ist hier meist von weit stärkerem Genuß begleitet.

Der Mensch, welcher an die Spitze dieser Geschöpfe gestellt ist, scheint auch deshalb der empfindlichste, verliebteste und, wohl zu merken, der für jede Art der Wollust am meisten begünstigte zu sein. Die Vögel, in welchen die erstaunenswürdige Entwickelung der Athmungswerkzeuge eine weit größere Lebenswärme, Schnelligkeit und Kraft in allen Funktionen erregt, scheinen zwar besser in der Liebe ausgestattet zu sein als

der Mensch. Denn ohne der hühnerartigen Vögel, wie des Hahns, des Pfau, des Rebhuhnmännchens ꝛc. zu gedenken, welche täglich ein großes Serail von Weibchen befriedigen können, erinnern wir nur an die Tändeleien der Tauben und an den übermüthigen Sperling. Indessen gewähren gewiß alle diese Begattungen wenig Vergnügen im Verhältniß zu der großen Zahl derselben, und die Vögel genießen bestimmt weniger der Intensität als der Zahl nach. Die große Quantität der Genüsse aber wird ein vortheilhafter Antrieb um bei diesen so flüchtigen Geschöpfen die Geschlechter mehr und beständiger beisammen zu halten. Die Säugethiere scheinen, wie gesagt, die Genüsse der Wollust weit vollkommener zu fühlen. Die Begattung ist in dieser Klasse mit einer wirklichen, innigen, mechanischen Vereinigung der Zeugungsorgane verbunden, und mit einer Wollust, welche bei beiden Geschlechtern ziemlich gleich zu sein scheint. Die Vereinigung dauert zuweilen lange, wie bei den Hunden, Wölfen, Füchsen. Bei andern, z. B. den katzenartigen Thieren, ist das Organ mit hornähnlichen Warzen besetzt, die eine sehr lebhafte Reibung und Schmerz erregt, woraus das Wollustgeschrei, welches diese Thiere bei der Begattung hören lassen, erklärbar ist, wenn es nämlich wahr ist, daß Schmerz und starker Nervenreiz zur Erhöhung des Genusses beitragen. Jederman weiß, daß die Affen ungemein verliebt sind. Mehrere Gattungen, besonders die Nagethiere, als in Hasen, Kaninchen, Ratten ꝛc., sind es ebenfalls, wie schon ihre außerordentliche Fruchtbarkeit beweist. Alles zeigt daher in der Klasse der Säugethiere eine weit größere Stimmung zur Wollust an, als bei den übrigen Thieren; und wir sehen, wie die Natur in dem Thierreiche aufwärts diese Neigung und die Mittel zum Genusse steigert. So viel ist gewiß, der Mensch wird sich nicht als der keuscheste unter ihnen zeigen, wenn wir physiologisch seine Reizbarkeit und die Eigenthümlichkeiten seines Baues in dieser Rücksicht betrachten. Der Mensch besitzt in einem weit höhern Grade die eben so herrliche als verderbliche Eigenschaft einer physischen und moralischen Reizbarkeit. Er ist nackt, und der allgemein über seinen ganzen Körper verbreitete Sinn des Gefühls macht ihn überall empfindlich, sowohl für Schmerz als für Wollust und lebhaften Kitzel. Dies findet nicht in gleichem Maaße bei den behaarten oder

mit lederartigen Decken bekleideten Thieren statt. Des Menschen glühende Einbildungskraft zaubert ihm vor dem Genusse tausend Bilder, während die Thiere nur immer die weit geringern wirklichen Eindrücke empfinden. Außerdem sahen diese zu jeder Zeit ihre Weibchen ohne allen fremden Schmuck, nichts täuscht, nichts regt ihre Leidenschaften auf, während der halb geöffnete Schleier, die verbuhlte Schaamhaftigkeit, wodurch die Frau ihre Reize zu entziehen sucht, die Begierden des Mannes anfachen und vervielfältigen, welcher sich um so viel mehr denkt, je weniger er erblickt. Das wissen auch jene klugen Schönen sehr gut, die nur immer in der Toilette des Salons erscheinen wollen, und sorgfältig den Hintergrund der Bühne, der oft uns entzaubern würde, zu verbergen; wie Lucretz sagt:

Omnia summopere hos vitae postscenia celant,
Quos retinere volunt adstrictosque esse in amore.
Jeglichen Hintergrund des Lebens verhüllen sie sorgsam
Denen, welche zu fesseln sie streben und halten in Liebe.

Unser Geschlecht, zur Geselligkeit bestimmt, deren erste Grundlage die Familie ist, muß sich durch vielfältige Bande aneinander gefesselt finden, und dies beweist die Natur besonders durch die immer erneuerten Vergnügungen zwischen den Ehegatten. Auch vermehren in der That die reichlichen und kräftigen Nahrungsmittel, welche der Mensch in seinem geselligen Zustande durch Ackerbau und Erfindungsgeist mehr als die Thiere sich zu verschaffen weiß, sehr seine zeugende Kraft. Im Gegentheil fühlen die armen Wilden von Amerika, welche viel fasten, auch nur auf kürzere Zeiten die Wollust des Geschlechtstriebes, wie die wilden Thiere, welche nur zu ihrer bestimmten Zeit in die Brunst treten, dagegen schon viele unserer Hausthiere bei guter Pflege zu den verschiedensten Zeiten brünstig werden, und öfter zeugen. Auch die gesellige Annäherung des Geschlechtes wird für uns eine täglich sich erneuernde, selbst unfreiwillige Quelle wollüstiger Regungen. Selbst durch den aufrechten Gang hat die Natur zu unserer eigenthümlichen Stimmung des Geschlechtstriebes mitgewirkt. Das Blut wird nämlich dadurch beständig gegen die Höhle des Beckens zurück gehalten, und

dies

dies muß nothwendig die Thätigkeit der Sexualorgane mehr erhöhen, als bei Thieren mit horizontaler Stellung des Körpers. Der Wollusttrieb ist also im Menschen am höchsten entwickelt, (vgl. Mensch) und kein Thier wird so von diesem Triebe beherrscht, als eben der Mensch.

Welche nichtswürdige Mißbräuche dieses Triebes erzählt nicht schon die älteste Geschichte unsres Geschlechtes! Sind nicht die heiligen Bücher voll von Beispielen, die hier zur Warnung für die spätesten Nachkommen mit dauernder Flammenschrift aufgezeichnet stehn? Brandmarkt man nicht noch nach fünf Jahrtausenden alle zügellosen Laster der Wollust mit dem Namen Sodom und Gomorrha? Und welche Erinnerungen knüpfen sich an die blutschänderischen Namen: Ruben, Loth, Thamar, Juda, Absalon u. s. w.!

Wenn die verbrecherischen Laster der Ebräer oft als Extrem der Unsittlichkeit der alten Welt aufgeführt werden, so gaben ihnen doch andre Mitvölker wenig in der Zügellosigkeit der Wollust-Ausschweifungen nach. So war Egypten ein Land, wo der öffentlichen Sittlichkeit auf dem Thron und in den Tempeln selbst der größte Hohn gesprochen ward. Cheops baute eine große Pyramide von dem Ertrage, den die Ausschweifungen seinem Tochter ihn geliefert hatten. Der Tempel der Isis war der Mittelpunkt aller Ausschweifungen der Priester. Hier genossen diese geheiligten Betrüger im Namen der Götter alle Wollüste, entehrten Mädchen und Frauen, und wenn die Reize des für den Thebäischen Jupiter bestimmten Frauenzimmers zu verwelken anfingen, so wurde sie mit einem Gepränge religiöser Zeremonien ersäuft. Alle öffentlichen Feste der Egyptier waren durch die schändlichsten Gebräuche geheiligt; der schaudervolle Mißbrauch, den sie mit den Leichnamen junger Frauenzimmer trieben, ist ohne Beispiel, und kaum zeigt die alte Welt noch einmal die Scenen der Schwelgerei und Ausschweifung, die eine Cleopatra ihren königlichen Buhlen zum Besten gab.

Die Babylonier, Meder und Lydier waren schon im Alterthume durch ihren Luxus, ihre Schwelgereien berüchtigt,

aber die zügellosen Ausschweifungen in allen Gattungen von Wollüsten, welche an den Höfen der persischen Könige schon in den ältesten Zeiten herrschten, übertreffen alles, was uns die Geschichte von der ausgelassenen Sittenlosigkeit der Großen aufbehalten hat.

Wenn unter den Gefangenen, welche Parmenio zu Damaskus machte, zweihundertsiebenundsiebenzig Köche des Darius, neunundzwanzig zum Auf- und Abtragen der Speisen bestimmte Sklaven, siebenzehn Mundschenken zum Wasser und siebenzig zum Wein, vierzig Bediente ihn zu parfümiren und sechsundsechzig die nichts anders zu thun hatten, als die Blumenkränze zum Umwinden der Schüsseln zu verfertigen, gezählt wurden, so kann man sich einen Begriff von dem unbändigen Uebermuth dieser stolzen Despoten machen. Aus allen Provinzen wurden diesen Wollüstlingen die schönsten und reizendsten Mädchen zugeschickt, und in dieser Rücksicht konnte man mit Recht ganz Persien das Serail seiner Könige nennen. Zwölf Monden mußten sich die königlichen Buhlerinnen vorbereiten, sich mit Balsam, Myrthen und den besten Specereien salben und schmücken, ehe sie der Sultan der hohen Gnade würdigte, sie zu einer schwelgerischen Nacht einzuladen. Gelang es der Gewählten in einer solchen Probenacht den abgestumpften Wollustsinn ihres Gebieters zu entflammen und ihm zu genügen, so setzte er ihr am andern Morgen die Krone auf, und ein solches Glück mußten alle hohe und niedrige Sklaven im ganzen Lande, auf seinen Befehl und seine Kosten, durch die ausgelassensten Feste und Gastmahle auf das feierlichste der Welt bekannt machen. Alle übrige wurden hingegen nach dem Genusse einer solchen elenden Nacht, auf ewig in ihren Harem zurückgeschickt.

Die persischen Könige vermählten sich nach Belieben, bald mit ihren Schwestern, bald mit ihren Töchtern. Artaxerxes Mnemon entbrannte von wollüstiger Liebe gegen seine eigene Tochter Atossa. Ehe er sich mit ihr vermählte, regte sich ein gewisses Bedenken bei ihm, das aber selbst seine Mutter augenblicklich hinwegräumte, indem sie mit frecher Stirne zu ihm sagte: „Bist du nicht von den Göttern über die Perser gesetzt, als die einzige Richtschnur des Anständigen und Unan-

ständigen, der Tugend und des Lasters?" — Einem andern Könige antworteten bei einer ähnlichen Gelegenheit die Priester: „In Persien können wir kein Gesetz finden, das Jemand berechtigte, seine eigene Tochter zu ehelichen; allein unsere Gesetze verstatten einem König alles zu thun, was ihm beliebt." Wahrlich, eine Antwort, die diese heuchlerische Zunft aller Zonen und Zeitalter karakterisirt! —

Die Zahl der königlichen Mätressen war so unumschränkt, als die Begierden dieser Sultane. Darius unterhielt ihrer dreihundertsechzig, und Artaxerxes zeugte einhundertfunfzehn Kinder mit den schönen Bewohnerinnen seines Harems. Die Einkünfte ganzer Städte und Satrapien wurden auf den Schmuck einer einzigen Lieblingsbuhlerin verwandt; ganze Landschaften führten sogar den Namen des Schmucks, zu dessen Erkauf sie eine schimpfliche Taxe bestimmte. Plato erzäht von einem Gesandten, welcher einen ganzen Tag gebrauchte, um ein Land zu durchreisen, welches man den Gürtel der Königin nannte.

Schon im Alterthume galt das Wort: Sybarit für ein Schimpfwort, denn jeden Menschen, in dessen Geist nur noch ein Funken einer höhern Natur flammte, mußte schon damals, und selbst unter dem erschlaffenden Himmel des Orients, die unerhörte Schwelgerei in allen Lüsten empören, die die Sybariter trieben. Wer die prächtigsten Gastmahle gab, wurde öffentlich mit goldnen Kronen beschenkt, und wer, in der Kunst den Gaumen zu kitzeln, eine neue Erfindung machte, erhielt ein ausschließendes Privilegium auf ein Jahr sein Geheimniß zu verkaufen. Die Dienste der obrigkeitlichen Personen, die sie dem Vaterlande leisteten, wurden nach der Anzahl der Gastmähler geschätzt. Zu diesen wurden die Frauenzimmer ein Jahr vorher eingeladen, damit sie sich zu dem erforderlichen glänzenden Schmuck vorbereiten konnten! Als Klisthenes, der Tyrann von Sycion, bekannt machte, daß er für seine Tochter einen Gemahl suche, zeichnete sich unter der Menge von Prätendenten Smindyrites von Sybaris aus. Er erschien an Klisthenes Hofe von tausend Köchen, tausend Fischern und von tausend Vogelstellern begleitet. Dieses Gefolge war hinreichend, alle Schönen von Sybaris

zu erobern, aber nicht die Hand der Schönen von Sycion. — Eben dieser Smindyrites war es, der eine ganze Nacht schlaflos zubrachte, weil unter den Rosenblättern, womit sein Bette bestreut war, eins sich in Falten gelegt hatte!! — Diese Nation wurde am Ende so entnervt, daß sie für die natürlichen Reize ganz unempfänglich war, und nach Athenaeus kleine Hunde ihre unzertrennlichen Gesellschafter wurden!

Von Griechenland, als dem bekanntesten und besprochensten Lande der alten Welt, wissen unsre Leser bereits, was hier Nationaltemperament, attischer Himmel, Bekanntschaft mit dem Luxus jener asiatischen Nationen, falsche Religionsbegriffe, Ueberfluß von Reichthümern in Hinsicht auf Wollüste und Schwelgerei für Extreme und Ausschweifungen zu Wege gebracht hatte, wie denn der frühe Fall Griechenlands blos diesen Lüsten einer schon ganz erschlafften Nation zuzuschreiben ist. Die Weisesten und Führer des Volkes, seine Herrscher, Philosophen, Helden, Magistratspersonen lagen in den Netzen einer Phryne, Lais, Thais, Leontium, Lamia, Hipparchia, die mit ihrem Mark auch die Kraft und das Mark des Landes aussogen, und ganze neue Erfindungen im Mißbrauche des Wollusttriebes, wie die sogenannte lesbische und griechische Liebe (s. dies. Art.) verdanken den Griechen ihren Ursprung. Besonders von der glänzenden Periode des Perikles an datirt sich diese Sittenverderbniß. Mit der Macht, die die Griechen erlangt hatten, verpflanzten sich unter ihnen die Pracht, die Schwelgerei, die Lüste der eroberten Völker. Asiatische Laster mit allen ihren Gräueln herrschten in den Zirkeln der Reichen und Armen. Alles, was Natur und Kunst in Sicilien und Italien, in Cypern und Egypten, in Lidien und Pontus, im Pelopones u. s. w. hervorbrachte, floß in Athen zusammen. Man aß häufig Speisen, welche den Geschlechtstrieb reizten. — Buhlerinnen und Spaßmacher erschienen bei den Tafeln, um die Sinne auf alle mögliche Art zu reizen, und dem Witz oder vielmehr der frechen Zunge der Tischgenossen Gegenstände darbieten. Auch Kinder und andere Personen mußten die Gesellschaft durch kühne Sprünge und andere Bewegungen, oder durch pantomimische Dramen unterhalten. — Wohlriechende Blumen und Salben erhöheten die

Freuden der Tafel, indem man die Gäste bekränzte und salbte. Nie und nirgends haben Buhlerinnen wieder jene glänzende Rolle gespielt, als in dieser Zeit die schönen Griechinnen in Athen. Auch bekamen die jungen Hetären förmlichen Unterricht von ihren Aufkäufern, über die Kunst zu reizen und zu gefallen, ein Unterricht, der, nach einer Stelle bei einem alten Dichter zu schließen, sehr complicirt gewesen sein muß. In Korinth allein zählte man über tausend solcher feilen Schönen, und diese hatten, ihrer Menge ungeachtet, unter allen andern den Ruf einer besondern Delikatesse und Laune in der Wahl ihrer Liebhaber. Sie verkauften ihre Gunstbezeugungen nur um hohe Preise und an reiche und angesehene Männer. Fremde Kaufleute waren gewöhnlich ihre beste Beute; sie wußten solche durch List an sich zu locken, und entließen sie nach einigen Tagen nie anders aus ihren Armen, als aller ihrer Habseligkeiten entladen. Daher entstand das Sprichwort: Nicht Jedem glückt die Reise nach Korinth. Die Zahl der öffentlichen Dirnen hatte sich schon nach Solon's Zeit so sehr vermehrt, daß sie die Aufmerksamkeit der Staatsbehörde erregten, und man die Dirnen schon damals einer Steuer unterwarf. Diese Kopfsteuer veranlaßte unstreitig die athenischen Buhlerinnen sich selbst zu taxiren und am Eingange ihrer Zimmer die Dauer der Zeit und die Art des Genusses ihrer Reizungen tarifmäßig zu bestimmen.

Rom, das sich fast sechs Jahrhunderte lang in einfacher Sittenreinheit bewahrt hatte, ward Siegerin der Welt, und erlag nur dem ewigen Schicksale der Sieger, dem Uebermuth und dem Luxus. Nun waren es obendrein Griechenland und Asien, die der römischen Macht unterlagen, und so kehrten die römischen Legionen in ihr Vaterland zurück, getränkt und unterrichtet in den Lüsten, von denen wir eben ein skizzirtes Abbild zu geben versucht haben. Die Sittenverderbniß machte bald in Rom die reißendsten Fortschritte, und wir werden sehn, daß sie sich in Rom zu einer nie und nirgends erreichten Höhe schwang. Es ist auch nicht zu verwundern, daß ein Volk nicht eben sehr keusche Sitten hatte, welches seinen Ursprung von der Venus und dem Mars herleitete, und das vom Romulus und Remus, zweien Bastarden, die durch eine Buhlerin erzogen worden, organisirt war. Rom war ein un-

reiner Haufen von Sklaven und Freigelassenen, die nicht durch Verdienste, sondern durch Verbrechen das Bürgerrecht erlangt hatten. Es war ein Zusammenfluß von Abentheurern, die durch Liederlichkeit, Ausschweifungen und Schulden, oder durch Verbrechen aus ihrem Vaterlande waren vertrieben worden. Es war der Sitz des Müßiggangs, der Bosheit und aller Laster; es war der Zufluchtsort aller Taugenichtse.

Nie haben auch in irgend einem Winkel der Erde so viele scheußliche Laster zusammen geherrscht, als in Rom zur Zeit des Untergangs der Republik und der Cäsare. Kadix, Antiochien, Alexandrien und andere üppige Städte wetteiferten, in der Kunst zu genießen etwas Neues zu erfinden, und konnten sicher darauf rechnen, von den zügellosen Schwelgern dieser Weltstadt auf das reichste dafür belohnt zu werden. Spanien schickte seine üppige Tänzerinnen, Egypten, Syrien und das übrige Asien schöne, in den Künsten der Liebe unterrichtete Knaben und Mädchen, Gaukler, Wahrsager und Schauspieler, Griechenland die Freigelassenen beiderlei Geschlechts, die als Erzieher und Erzieherinnen der römischen Jugend, als Vertraute und Rathgeber in den Häusern der Großen die erste Rolle spielten. Will man den menschlichen Geist in seiner schmählichsten Erniedrigung sehen, so werfe man nur einen Blick auf die Lüste, die thierischen Ausschweifungen, die unnatürlichen Laster der Cäsaren, die einen furchtbaren Schluß auf das Familienleben im damaligen Rom erlauben. August, der vielgepriesene Augustus, befleckte sein Andenken mit den schwärzesten Verbrechen, und man weiß, daß Ovid nur deshalb verbannt ward, weil er den Kaiser in der blutschänderischen Umarmung mit seiner Tochter überrascht hatte! Alle römischen Damen, sie mochten Hausmütter oder Töchter sein, wetteiferten um die Ehre, eine Nacht in den kaiserlichen Armen zu schwelgen. Sie mußten sich erst entkleiden, und alle ihre Reize und geheime Fehler untersuchen lassen, ehe sie des kaiserlichen Bettes würdig befunden wurden. Caligula, den die Natur, wie Seneca sagt, auserwählt hatte, um zu zeigen, was ein Ungeheuer auf dem Throne vermag, Caligula trieb Blutschande mit allen seinen Schwestern selbst in Gegenwart seiner Gemahlin und während der Mahlzeit!! Er raubte den Männern ihre Frauen vor ihren Augen und gebrauchte sie,

so wie er die Reize der vornehmsten Römerinnen, welche er zu seinen Festen einlud, öffentlich die Revûe passiren ließ, und sich ihrer dann nach Gefallen bediente. Die Furcht vor dem eben so grausamen als mächtigen Tyrannen machte die Ehemänner gefällig, und so mußten sie ihn gewähren lassen! Aus seinem Pallaste machte er ein öffentliches Bordell, wo die scheußlichsten Laster begangen wurden. Er rühmte sich selbst „König der Laster" zu sein, und man schrieb ihm und seinen Begleitern die unerhörtesten Ausschweifungen zu.

Messaline die Gemahlin des fast blödsinnigen Claudius, übertraf alle ihres Geschlechts an frecher Unzüchtigkeit. Sie vermählte sich endlich fast vor den Augen ihres Gemahls mit Sillus, welchen sie vermocht hatte seine Gemahlin zu verstoßen. Wir haben schon bei einer andern Gelegenheit in diesem Werke die furchtbare und ekelerregende Schilderung mitgetheilt, welche Juvenal von dem, in den tiefsten Lüsten durchgeschwelgten Leben dieser königlichen Buhlerin entwirft, die sich nicht scheute, wie Juvenal sagt, „den Leib, der den edlen Brittanicus getragen hatte," den Lüsten des gemeinsten Pöbelauswurfs in der Kaiserstadt zu überlassen, und so weiter!!

Schon zu Tibers Zeiten war zu Rom ein Gesetz nöthig geworden, welches den vornehmen Frauen untersagte, sich öffentlich Preis zu geben! Sie umgingen es aber dadurch, daß sie öffentlich das Gewerbe der Buhlerinnen ergriffen, weshalb sie sich bei den Aedilen einschreiben ließen.

Aber alle diese Schandthaten wurden zu Nero's Zeiten immer noch weit übertroffen. Er schändete selbst eine Vestalin, ein Verbrechen, welches die abergläubigen Römer dem Heliogabal nicht mehr vergaben. Er und seine Mutter, eben jene Messaline, überließen sich allen erdenklichen Ausschweifungen. Er verband sich zuletzt sogar öffentlich mit dem Eunuchen Sporus, und ergab sich dafür dem Doryphor mitten unter nackten, tanzenden Dirnen! Und dies Alles erzählen authentische Geschichtschreiber, und diese Schandthaten sind nicht hinwegzulöschen aus den Annalen der menschlichen Verirrungen! — Heliogabal, Nero's Nachahmer, trieb den Unsinn mit dem Verschnittenen Hierocles noch weiter. Er beging die überspanntesten Ausschweifungen, und ließ sich z. B. nackt auf einem Wagen von nackten Frauen durch die Straßen

Roms ziehen. Wenn wir diese Schilderung der allgemeinen Verderbtheit und der entehrendsten nichtswürdigsten Ausschweifungen noch weiter treiben wollten, so liefern uns Martial und andere Dichter dieser Zeit Beispiele in Menge, welche oft an das Wunderbare in ihrer Art grenzen.

Diese allgemeine Sittenverderbniß leuchtete auch allgemein aus den Religionsgebräuchen der Römer hervor. Bei den Herbstbachanalien wurden, wie bei den griechischen Bacchusfesten, von welchen sie abstammten, solche Ausschweifungen aller Art von beiden Geschlechtern begangen, daß sich der Senat im Jahr 564 genöthigt sahe, sie strenge zu verbieten. Sie schlichen sich aber insgeheim unter den Kaisern noch weit abscheulicher wieder ein.

Auch bei den nächtlichen Festen der Bona Dea herrschten alle möglichen wollüstigen Ausschweifungen, obgleich die Männer nicht dabei erscheinen durften. Bei den Lupercalien und Saturnalien (dem Pan und Saturn geweiht) wurde ebenfalls oft die Frechheit bis aufs äußerste getrieben.

Die Verehrung des Phallus und Priapus war, wie wir schon erzählt haben, ebenfalls nach Rom übergegangen und die achtungswerthesten Familienmütter waren verpflichtet, diese Götzen zu bekränzen, wie ihnen der heilige Augustin dies vorwirft! Sogar den Kindern hing man solche kleine Bilder um; ja man ließ die Neuvermählten sich unter einer solchen Abbildung von ungewohnlicher Größe setzen. Der heilige Augustin nennt noch andere Gottheiten dieser Art, wie Volupia, Stimula, Préma u. A.

Ein solches Volk mußte fallen! Rom fiel, und nach den einstimmigen Berichten aller Reisebeschreiber bezeugt noch die heutige römische Generation der Nachwelt mit untrüglichen Zügen, daß die Natur sich für den Mißbrauch des Wollusttriebes zu rächen weiß!

Das jetzt so gepriesene Mittelalter und *le bon vieux temps* waren keineswegs in der Hinsicht, in der wir es hier

betrachten wollen, Vorbilder, im Gegentheil konnte das moralische Christenthum die Ausschweifungen des Wollusttriebes mit aller seiner Macht, allem seinen Einfluß bei Laien und Geistlichen, bei Vornehm und Gering gleich wenig unterdrükken. Wie oft sind nicht grade die Klöster als Schandorte menschlicher Laster, und mit Recht, bezeichnet worden! Die Kapitularien der fränkischen Könige sind eben so viel Denkmale der Lasterhaftigkeit ihrer Völker. Man findet nämlich darin eine große Menge von Strafen gegen die ungeheure Zügellosigkeit der Domherrn, Mönche und Nonnen, deren Völlerei und Liederlichkeit mit fürchterlichen Farben geschildert werden, die überzeugend beweisen, daß keine Sünde des Fleisches unter den ausgearteten Römern verübt worden ist, deren sich nicht auch die Franken schuldig machten. Karl der Große sagte in einem Kapitular: Es ist uns eine schreckliche Nachricht zu Ohren gekommen, die wir nicht ohne Schauder und Abscheu wiederholen können, daß sehr viele Mönche in Unzucht und andern Unreinigkeiten, ja sogar in unnatürlichen Sünden betroffen worden. Wir untersagen dieses auf das ernstlichste, und machen hiermit bekannt, daß wir diejenigen Mönche, die sich solchen Fleischessünden überlassen werden, so hart strafen wollen, daß es keinen Christen in den Sinn kommen wird, sich auf eine ähnliche Art zu vergehen. Wir gebieten zugleich, daß Mönche nicht mehr, wie bisher, außer ihren Klöstern umherschwärmen, und Klosterfrauen sich nicht mehr der Unzucht und Völlerei ergeben sollen. Wir dulden es nicht mehr, daß sie H..., Diebe, Mörder ꝛc. seien, daß sie schwelgerische Feste feiern und unzüchtige Gesänge singen. Priester sollen nicht mehr in allen Wirthshäusern und auf allen Märkten umherlaufen, um Weiber und Töchter zu verführen ꝛc.

Unter Ludwig dem Frommen und dessen Söhnen stieg das Elend und die Sittenverderbniß des gemeinen Volks und die Zerrüttung des fränkischen Reichs, in Verhältniß mit den Gewaltthätigkeiten und Lastern der Vornehmen, auf den höchsten Grad. So wie die Despoten des Morgenlandes Banden von Tänzerinnen unterhielten, so waren um die abendländischen Könige ganze Haufen von öffentlichen Weibspersonen versammelt, die unter besondern Marschällen standen. Diese folgten den Königen auf Heereszügen, und es fanden sich unter andern in dem Lager eines französischen Königs funfzehnhun-

dert Personen dieser Gattung, deren Schmuck von einem unschätzbaren Werth war, und die nicht weniger prächtig, als die vornehmsten Damen des Hofs gekleidet, sich unter diese selbst bei öffentlichen Feierlichkeiten mischten, und die Königin einst verführten, daß sie einer solchen Weibsperson, die sie für eine vornehme Dame hielt, den Kuß des Friedens, wie den edlen Frauen und Jungfrauen, gab.

Ungleich verdorbener waren im zehnten Jahrhundert die Sitten in Italien. Die Laster und Ränke der italienischen Könige, die Schaamlosigkeit der vornehmsten Fürstinnen übersteigt allen Glauben. Der Pabst Johannes, den Otto der Große nachher entsetzte, wurde durch die Künste der Theodora, seiner Buhlschwester — ein würdiges Gegenstück zu Messalina — erst Erzbischof von Ravenna, — und dann das Haupt der Christenheit. Die beiden Töchter dieser Theodora, die eine Zeitlang Rom beherrschte, traten ganz in die Fußstapfen ihrer Mutter, und eine derselben zeugte mit dem Pabst Sergius den nachherigen Pabst Johannes. Der Liebhaber der Theodora ward angeklagt, daß er den heiligen Pallast in ein Bordell verwandelt, daß er Ehebruch, Blutschande und andere Greuel der Unzucht getrieben, daß er geistliche Würden verkauft und Priester in Pferdeställen ordinirt habe. — Einige Jahre vorher erwarb sich die Wittwe des Markgrafen Adalbert, gleich einer unumschränkten Beherrscherin, einen mächtigen Einfluß in ganz Italien bloß dadurch, daß sie sich nicht nur allen Fürsten und Herren, sondern auch allen Gemeinen, die nur von einiger Bedeutung waren, Preis gab. — Der König Hugo hatte neben seiner Gemahlin eine Menge Beischläferinnen, unter welchen er die Bezola, die Rosa und Stephania so vorzüglich liebte, daß er die erste mit dem Namen Venus, die andere Juno und die dritte Semele belegte. Aber weit gefehlt, daß diese Mätressen sich mit ihrem Gebieter allein befriedigt hätten, überließen sie sich einem jeden, der sie um ihren Genuß ansprach. — Der Pabst Sixtus *IV.* im funfzehnten Jahrhundert, war der erste Lüstling in Rom. Er ließ auf seine Kosten ein Bordel noble bauen. Jede Bewohnerin, die sich darin den Umarmungen der Männer Preis gab, mußte wöchentlich eine gewisse Summe bezahlen, wodurch die Einkünfte des Pabstes sich um zwanzig tausend Dukaten vermehrt wurden. —

Sixtus war ein so ungeheures Scheusal der Menschheit, daß er unter die Bittschrift der Familie der Kardinals St. Lucia, welche um die Erlaubniß ansuchte, während der heißen Sommermonate Juni, Juli und August ein höchst abscheuliches Laster treiben zu dürfen, um die durch den gewöhnlichen Genuß in dieser Jahreszeit abgestumpfte Sinne zu reizen, ohne weiteres Bedenken sein Fiat, wie gebeten, schrieb. Der Poet Mantuan läßt ihm in der Hölle durch den Teufel sagen, daß ihn weder seine Pabstmütze, noch sein kahles Haupt hindern würden, ihn den verdienten Lohn für seine viehischen Lüste, worin er sich Tag und Nacht herumgewälzt hatte, zu bezahlen. Man erinnere sich an einen Ludewig Sforza, einen Pabst Alexander *VI.* und dessen Bastard Cäsar Borgia, an die beiden Arragonesen, Ferdinand und Alphonsus von Neapel, oder man lese das schwarze Register der unmenschlichen Verbrechen dieser gekrönten Ungeheuer, die nicht blos zur Befriedigung ihrer eklen Lüste sich der Weiber und Töchter ihrer Unterthanen und Vasallen bemächtigten, sondern diesen auch ihr Vermögen und Leben raubten, so wird man von der tiefen Lasterhaftigkeit der Italiener in diesen Jahrhunderten das schauderhafteste Gemälde vor sich sehen, die sich von der Verderbtheit der übrigen europäischen Völker nicht blos dadurch auszeichnete, daß sie größer und allgemeiner, sondern daß sie auf Grundsätze der Religion und der Staatskunst gebaut war. Die unnatürlichen Lüste der Knabenliebe waren so allgemein, daß der Kardinal de la Casa in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein Lobgedicht auf dieses die Menschheit entehrende Laster herausgab.

Die Sachsen wurden zwar später als ihre übrigen deutschen Brüder von den fränkischen Königen bezwungen, daher auch später als diese verdorben; aber schon im Anfange des elften Jahrhunderts war mit den übrigen Tugenden auch die Keuschheit, welche der heilige Bonifacius so sehr an den Sachsen gepriesen hatte, von ihnen entflohen. „Die Weiber, sagt Ditmar, zeigen ihren Liebhabern alles öffentlich, was an ihnen feil ist. Da eine solche unsittliche Art, sich zu kleiden, dem Herrn ein Greuel ist, und dem ganzen Zeitalter zur Schande gereicht, so gehen nichts destoweniger jene schamlosen Weiber dem ganzen Volke zur Schau umher, den Tugendhaften zum Hohn und den Bösen zum Beispiel. Adam sagt

von den Einwohnern in Bremen, sie beflecken die Festtage durch Unzucht. Ehebrüche, Blutschande und andere schändliche Lüste sind unter ihnen so allgemein, daß sie von niemand getadelt werden. Die meisten, fährt er fort, haben zwei, drei, oder unzählige Weiber und Beischläferinnen. Wenn ihr Bischof Adalbert über ihre Laster eiferte, so belachte man seinen heiligen Eifer; daher beschloß dieser, „einem solchen halsstarrigen Volk Zaum und Gebiß in das Maul zu legen," und nahm ihnen bei der ersten Gelegenheit ihr ganzes Vermögen, und begleitete diesen Raub mit dem Hohnlachen, daß der Verlust ihrer Güter zur Reinigung von ihren Sünden diene. Die Vögte dieses Bischofs befolgten das Beispiel ihres Herrn uneingeschränkt, und überschritten im Rauben und Plündern alles Maaß und Ziel. —

Unter Philipp *II.* König von Frankreich, zeichneten sich im gelobten Lande die jungen Krieger, welche die Leibwache des Königs ausmachten, noch mehr durch ihre *Ausgelassenheit* als durch ihre Tapferkeit aus. Ihr *Name* Ribauds oder Ribaldi wurde bald der *Name* aller derer, welche sich den gröbsten und schimpflichsten Ausschweifungen überließen. Das Haupt dieser Ribauds, welches den Titel *Roi de Ribauds* führte, hatte die Aufsicht über die andern, und ertheilte die Erlaubniß zu allen Arten von Spielen, die am Hofe gespielt wurden. Er erhielt von allen *Logis des Bourdeaulx et des femmes bourdelières* wöchentlich zwei Sols, und jede Ehebrecherin mußte ihm fünf Sols bezahlen. Der Name dieses Amtes wurde unter Karl *VII.* unterdrückt, das Amt selbst aber dauerte unter dem Titel des *Grand Prévôt de l'hôtel* auch in der Folge noch fort.

In England waren die Sitten im zwölften Jahrhundert nicht besser als in dem übrigen Europa. Heinrich *I.* und *II.* und Richard *I.* lebten gleich ihren übrigen fürstlichen Zeitgenossen in einer offenbaren Vielweiberei, und hatten mehr natürliche als rechtmäßige Söhne und Töchter. Der eben so schwache und bösartige Johann raubte dem Grafen de la Marche seine verlobte und schon übergebene Braut Isabella, und vermählte sich mit ihr, ungeachtet seine eigene Gemahlin noch lebte. Als Heinrich *II.* verlangte, daß ein Geistlicher, der die Tochter eines Edelmanns geschändet und den Vater ermordet hatte, dem weltlichen Arm ausgeliefert werden sollte, so weigerte sich der Erzbischof Bekket dieses zu thun, weil

er den Verbrecher schon durch Entsetzung gestraft habe, und ein Schuldiger wegen desselben Verbrechens nicht zweimal gestraft werden könne. Eduard *IV.* lebte in ununterbrochener Ueppigkeit und auf die vertrauteste Art mit den Londner Frauen und Jungfrauen, bei denen ihn schon seine Schönheit und Galanterie, ohne die königliche Würde, empfohlen haben würde.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert war in ganz Europa das Sittenverderbniß am größten. Obgleich Ludwig der heilige keine Tugend höher schätzte als die Keuschheit, und seinen Kriegern und Dienern bei Verlust ihrer Stellen untersagte, Bordelle und Spielhäuser zu besuchen, und nicht gestatten wollte, öffentliche Weibspersonen in Privathäusern aufzunehmen, so mußte er doch auf seinem heiligen Kreuzzuge die Kränkung erfahren, daß mehrere seiner Hofleute nahe an dem königlichen Zelte Bordelle anlegten, und geringe und vornehme Weiber und Töchter entehrten.

Im Jahre 1314 wurden die Gemahlinnen der drei Söhne Philipps des Schönen auf einmal Ehebruchs wegen angeklagt. Zwei derselben wurden öffentlich von dem Parlamente ihres Verbrechens überführt und zu einem ewigen Gefängnisse verdammt. Die dritte ward zwar von ihrem Gemahl für unschuldig erklärt; allein die Nation glaubte, daß Gnade dem Recht vorgegangen sei. Auch Karls *VI.* Gemahlin lebte mit dem Herzoge von Orleans in einem öffentlichen Ehebruch, der um so schändlicher und empörender war, da die Königin die erpreßten Schätze liederlich verschwendete, die Kinder ihres Gemahls darben, und ihren Gemahl selbst in dem ekelhaftesten Schmutze beinahe verfaulen ließ.

Zu Froissarts Zeiten herrschte die sonderbare Sitte, daß man die Bräute von Königinnen und anderer vornehmen Personen vor der Vermählung auf das genaueste besichtigte, um durch den Augenschein von Kennerinnen zu erfahren, ob die Jungfrau auch fruchtbar und ohne Gebrechen sei. Wahrscheinlich war dies eine Nachahmung einer griechischen Sitte. Die Gesandten des griechischen Kaisers, welche um die Tochter des Grafen von Tripoli warben, fragten auf das genaueste über die Beschaffenheit der verborgenen Theile des Körpers.

Wenn man das Gemälde liest, welches Aeneas Silvius von den deutschen Höfen und Städten, der Vornehmen

und Geringen, der Laien und Geistlichen im funfzehnten Jahrhundert entwirft, so kann man es kaum für möglich halten, daß das Sittenverderben einen noch höheren Grad hätte erreichen können. Unter allen Höfen war aber in diesem Jahrhundert keiner verdorbener, als der Hof des Kaisers Sigismund und seiner Gemahlin Barbara, die ohne Scheu alle Gesetze der Ehrbarkeit und des Wohlstandes übertraten. Sigismund buhlte mit allen schönen Mädchen und Weibern, die er antraf, und scheint auf eine gewisse Art das ganze heilige römische Reich als seinen Harem angesehen zu haben. Die Weiber behandelten ihn als einen lustigen Bruder, oder wie die Zeitgenossen sagten, als einen fröhlichen, schimpflichen Herrn. Als dieser Kaiser im Jahr 1414 nach Straßburg kam, besuchten ihn am Morgen nach seiner Ankunft einige lustige Weiber, um sich mit ihm zu erlustigen. Sigismund fand so vielen Gefallen an dem Muthwillen seiner schönen Freundinnen, daß er einen Mantel umwarf, und mit ihnen am hellen Tage durch die Straßen der Stadt tanzte. Als der tanzende Kaiser und die Straßburgischen Tänzerinnen in die Kürbergasse kamen, so kauften die letztern dem Beherrscher des deutschen Reichs ein paar Schuhe für sieben Kreuzer; und nachdem der Kaiser die ihm geschenkten Schuhe angezogen hatte, tanzte er so lange fort, bis er ganz ermüdet in seine Wohnung zurückkehrte. Sigismund erlaubte der Kaiserin Barbara ihren unersättlichen Lüsten eben so ungehindert zu folgen, als er den seinigen nachhing. Er betraf sie sehr oft im Ehebruch, ohne den ihm angethanen Schimpf zu ahnden. Barbara erklärte, daß es gar kein andres Gut für den Menschen gäbe, als sinnliches Vergnügen, und besonders das Vergnügen der thierischen Liebe, daß es höchst thöricht sei, nach diesem Leben noch Vergnügen oder Schmerzen zu erwarten, weil mit dem Tode des Leibes alles aus sei. Sie spottete der heiligen Jungfrauen, die freiwillig den Freuden entsagt hatten. Sie wartete nicht einmal, bis Jünglinge und Männer ihr Anträge machten, sondern sie lockte dieselben oder nöthigte sie zur Befriedigung ihrer Wollust. Nach dem Tode ihres Gemahls zog sie nach Königsgrätz, wo sie sich bis in ihr hohes Alter einen männlichen Harem unterhielt, und in den schändlichsten Lüsten ihr Leben beschloß.

Durch die ausschweifende Sittenlosigkeit der Höfe verbrei-

tete sich das Verderben unaufhaltsam unter die Bewohner der großen und kleinen Städte. In Wien war die Zahl der öffentlichen Mädchen ungeheuer, und wenige Frauen waren mit einem Manne zufrieden. Fast alle Bürger hielten Trinkstuben, wo sie Saufbrüder und liederliche Dirnen hinriefen. Die Edelleute machten häufig Besuche bei schönen Bürgerfrauen, wurden von den Männern gut bewirthet, und dann mit der Frau allein gelassen. Gefiel irgend einem Bürger dieser Umgang mit seinen Frauen und Töchtern nicht, so wurde er mit Gift oder auf eine andere Art aus dem Wege geräumt.

Wenn die Gerichtsverfassung und die Polizei in den städtischen Republiken besser war, als in den fürstlichen Städten, so waren doch die Sitten der Reichsstädter eben so ausgelassen, als die der fürstlichen Unterthanen. In allen großen Reichsstädten des südlichen und nördlichen Deutschlands waren bis in die letzte Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts privilegirte Häuser des öffentlichen Vergnügens, und allenthalben machten öffentliche Weibspersonen eine geduldete und von der Obrigkeit geschützte Klasse von Menschen aus. In Genf, Nürnberg und andern Städten wählten die Dienerinnen der gemeinen Venus jährlich ein Oberhaupt oder eine Vorsteherin, welche den Namen der Bordellkönigin erhielt und der Obrigkeit den Eid der Treue leistete. Selbst in Nürnberg machten sie eine sogenannte ehrbare Gilde aus, welche ein ausschließendes Recht zu Betreibung ihres Gewerbes hatte, und diejenigen als Bönhasen verfolgte, die dasselbe ohne Erlaubniß trieben. — Das Besuchen der öffentlichen Häuser und Weiber war so wenig schimpflich, daß sogar in London die Gläubiger von angesehenem Stande, welche ihre Schuldner zum Einlager (Verhaft) brachten, angehalten wurden, diesen wöchentlich zweimal Frauengeld zu reichen. In allen Städten waren öffentliche Bäder, in welchen beide Geschlechter gemeinschaftlich badeten, und in welchen öffentliche Weibspersonen zum Vergnügen der Badegäste unterhalten wurden. Die Zügellosigkeit in den Bädern war, nach Paggi, in Baden in der Schweiz so groß, daß Bekannte und Unbekannte jede Frau im Bade besuchen, mit ihr reden und sie berühren durften, ohne daß Ehemänner oder andere Eifersucht oder das geringste Aergerniß blicken ließen.

Geistliche hatten nicht bloß so häufig Beischläferinnen, daß

alle unächte Kinder den Namen der Pfaffenkinder erhielten, sondern man zwang sie sogar in vielen Gegenden, besonders in Frankreich, in der Schweiz und in Friesland, daß sie Konkubinen halten mußten, damit sie die Frauen und Töchter der Einwohner nicht schänden möchten. Mönche und Nonnen besuchten die öffentlichen Bäder, und waren in den scheußlichen unnatürlichsten Lüsten schamloser und frecher, als die üppigen Kinder der Welt. Die große Zahl von öffentlichen Weibern brachte reiche und fromme Menschen auf den Gedanken, Stiftungen zu machen, in welche liederliche Mädchen, wenn sie ihren Wandel verlassen wollten, aufgenommen würden, und Buße thun könnten. Daher entstanden die sogenannten Beguinenhäuser, deren Bewohner aber häufig ihr altes Gewerbe fortsetzten, oder wenn sie dazu zu häßlich und alt waren, das Handwerk von Kupplerinnen ergriffen.

Noch im sechzehnten Jahrhundert eiferte der kräftige Luther gegen die Ausschweifungen seiner Zeit, und er nannte sogar das kleine Wittenberg „ein zweites Sodom,“ woraus man auf die Sittenlosigkeit in größern luxusreichen Städten schließen kann. Gehen wir — schon hat uns dies Kapitel zu lange beschäftigt — mit einem Schritt etwa drittehalb Jahrhunderte weiter — so werden die Ausschweifungen in den Schlössern von Trianon und Versailles, die zum großen Theil ja die französische Revolution mit veranlaßt haben — den meisten Lesern noch im Gedächtniß sein, und so wird dieser — wir hoffen — lehrreiche Blick in die Kulturgeschichte des Menschengeschlechtes gezeigt haben, wie leider! der Mensch in seinen Lastern zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen, mit mehr oder weniger Ausnahmen, immer derselbe war!!

Wuchs.

Der Wuchs des Menschen ist in den verschiedenen Lebens-Epochen desselben, auch verschiedenen Veränderungen unterworfen. Der Fötus, wenn er eben zur Welt kommt, ist gewöhnlich fünf bis sechs Daumen lang, der ausgewachsene Mann hat eine Größe von fünf bis sechs Fuß, die Frau eine Länge von vier bis fünf Fuß. In den ersten Lebensjahren ist das Wachsthum im Verhältniß viel rascher als späterhin; im mannbaren Alter steht es ganz still, und im Greisenalter nimmt die Größe gewöhn-

gewöhnlich ab, weil der Mensch dann nicht allein gebückt geht, sondern die Bänder des Körpers auch wirklich nachlassen. Der Wuchs des Mannes ist im Allgemeinen höher als der des Weibes, jedoch ist dieser Unterschied bei der Geburt und in den ersten Jahren der Kindheit sehr unmerklich, ja kaum sichtbar; er wird es aber mehr und mehr mit der Zeit, oder vielmehr nach Maßgabe als die Bewegungen des Menschen, und alle seine körperlichen Uebungen verschiedenartiger und ausgedehnter werden, und seine Muskelkräfte entwickeln. Die Taille ist nach Klima, Boden, Lebensart oder Gewohnheit, sehr verschieden; Nordländer sind im Allgemeinen größer als Bewohner des Südens; doch die Regionen, deren Zone ungewöhnlich kalt oder heiß ist, bringen nur entartete Gattungen hervor, wie z. B. die Lappländer, die Aequinoctial-Bewohner u. s. w. beweisen. Gebirgsbewohner, die der Jagd leben, haben einen schöneren Wuchs, als die unglücklichen Bewohner feuchter, enger Thäler, wo die Luft nicht frei circulirt, stehende Wässer sich aufhalten u. s. w.; man denke an die Cretinen, die einen so verkrüppelten Wuchs haben, daß man ihn kaum mehr Wuchs nennen kann. Fischer oder Leute, die den größten Theil ihres Lebens unter der Erde zubringen, sind gewöhnlich nur von sehr niederer Statur.

Gewisse Beschäftigungen entwickeln diese gleichfalls sehr, wie z. B. Tanz, Schwimmen, Landleben, körperliche Spiele u. s. w., während indeß zu harte, beschwerliche Anstrengungen grade entgegengesetzt wirken.

Bekannt ist, daß der Wuchs eines Menschen, sich im Verlaufe des Tages ein wenig verändert; hat er viel getragen, sich angestrengt, so ist er Abends etwas kleiner, als er Morgens war; doch ist diese Veränderung kaum merklich. Es giebt noch andre und zwar unzählige Verschiedenheiten im Wuchs und in der Gestalt der Menschen, die indeß in ihrer Beziehung auf Temperament und Constitution mehr den Arzt als den Laien interessiren.

Das Muster, das Normale der menschlichen Natur, bezeichnet für den Mann die antike bekannte Statue des A p o l l vom Belvedere, und für das Weib die schöne und berühmte medicaeische V e n u s. In diesen Meisterwerken sind alle Verhältnisse der Glieder zu einander und der Glieder zu dem Kör-

per in herrlicher, idealer Eintracht dargestellt, und bleiben Muster für alle Jahrhunderte.

Unter der Benennung: Wuchs oder Taille versteht man auch noch besonders bei Frauen den mittlern Theil des Körpers, den Gürtel, die Verhältnisse des Leibes in der Gegend der Hüften. Es ist schwer zu sagen, worin die Schönheit, die Grazie der Taille bestehe, da eben ein gewisses Gleichmaaß, eine Harmonie der Körperverhältnisse dazu erforderlich ist, die sich nicht zergliedern läßt. Die Bewohner der Hebriden schnüren sich um die Hüften mit einem Strick zusammen, weil auch sie mit uns das Vorurtheil haben, daß je dünner, desto schöner die Taille sei. Unseliger Glaube, der den Schnürleibern ihr Dasein gab! Albernes Vorurtheil, gleich entgegen den Gesetzen der Gesundheit wie der Aesthetik! Nach diesem Princip gäbe es also kein schöneres Thier, als die Wespe! Man muß es erfahren haben, zu welchem Unsinn sich unsre Dämchen entschließen können, um eine dünne *Taille zu* bekommen. Die läuft alle Tage zwei St*unden* Weges, jene ißt kein Fleisch, die dritte verdirbt sich alle ihre gesunden Säfte durch immerwährendes Essigtrinken und alle — sperren sie Brust und Unterleib in einen Käfig von Stahl und Fischbein, um einem elenden Mode-Vorurtheil zu huldigen! Wenn aber das Weib auf's Gefallen gleichsam angewiesen, und Coketterie ihr Erbtheil ist, was soll man sagen, wenn Männer ihre Würde so weit vergessen, auf die Schönheit der Taille (heißt die Dünnheit derselben!!) hinzuarbeiten? Unglücklicherweise begünstigt die Tracht der Beinkleider mit ihrem Gurt, der grade über den Hüften liegt, diese Tendenz ungemein, und die faden *petit-maitres* unsrer großen Städte schnüren nun in Gottes Namen darauf zu, unbekümmert darüber, wie sehr bei dem Baue des männlichen Unterleibes ein solches unseliges Zusammenschnüren Brüche und dergleichen Uebel begünstige!

Aber wir predigen tauben Ohren!

> Die Weiber, diese lieben Wesen, gehorchen eher dem Lehrer,
> ihrem Manne, ja selbst dem Teufel eher — —
> als — dem Diätetiker
>
> Jean Paul.

— und setzen wir hinzu, wenn sie ihm auch glauben, so — folgen sie ihm doch nicht!

3.

Zähne.

Eine der schönsten Zierden des menschlichen Gesichtes bilden die Zähne, deren regelmäßige Zusammenstellung, deren glänzende Weiße bei keinem Thiere so vorkommt. So allgemein wird die Schönheit regelmäßiger, perlenweißer Zähne geschätzt, daß man oft, namentlich bei Damen, über diese Schönheit, wo sie sich findet, andre Fehler der Gesichtsbildung, z. B. zu großen Mund, ganz vergißt, so wie umgekehrt häßliche Zähne einen übrigens schönen Kopf ganz entstellen können. Man denke sich ein junges Frauenzimmer mit noch so feurigen Augen, allerliebster Nase, schön gefärbten Wangen, herrlicher Stirn, gefälligem Haarwuchs, blendendem Teint – sie öffnet den Mund und — — wie entzaubert fühlt Ihr Euch beim Anblick der garstigen Zahnlücken, der cariösen, abgebrochenen schmutzigen Zähne!

In Europa und in mehrern Gegenden Asiens ist man seit den ältesten Zeiten über den Begriff der Schönheit der Zähne einig gewesen, wie verschieden man auch über die Schönheit andrer Theile gedacht habe. Wir halten noch heute weiße, regelmäßig an einander gereihte Zähne für schön, wie auch schon Salomon, Homer, Virgil, Horaz, Juvenal, Martial, Lucrez, Ovid u. A. geurtheilt haben. Andre Nationen aber haben andre Begriffe über die Schönheit der Zähne. Die Japaneser, die sich schämen, weiße Zähne zu haben, färben sie schwarz, und essen nach dieser Operation mehrere Tage nichts, damit die färbende Flüssigkeit recht ungestört in die Zähne eindringen könne. Die Peruvianer und mehrere Völker der westlichen Hemisphäre lassen sich aus Coketterie einen Schneidezahn ausziehn. Boetius erzählt, daß die Bewohner von Java goldne Zähne an die Stelle der durch Caries verloren gegangenen einsetzen; ein späterer Reisender versichert aber, daß dies nicht grade so Statt finde, sondern daß vielmehr nur die Bajaderen aus Putz- und Gefallsucht sich die Zähne beim Tanzen oder Singen mit einer Goldlage überziehn. Die übrigen Bewohner von Java sollen sich dagegen die Zähne glänzend schwarz färben, womit sie die bösen Wir-

kungen des Betel, den sie so unablässig kauen, freilich verstecken. Wenn die Männer und Frauen auf Java mannbar werden, so lassen sie sich, der Gleichförmigkeit wegen, alle Zähne abfeilen, wobei verschiedene Moden herrschen sollen. Diese Sitte ist um die Jahre der eintretenden Mannbarkeit so allgemein und so feststehend, daß die Bewohner von Java oft von dieser Operation ihr Lebensalter datiren, und man daher eine Dame dort sagen hört, ich bin so und so alt, denn meine Zähne sind seit so und so viel Jahren gefeilt. Aus der Mode des Schwarzfärbens geht sehr natürlich eine andre, dort gebräuchliche Sitte hervor, die nämlich, daß Vornehme den Verlust von Zähnen mit künstlichen Zähnen von Büffelhörnern ersetzen, die glänzend schwarz sein sollen.

Für uns bleiben schön geformte, d. h. gleichförmig gebogene, egal geränderte, fest an einander gereihte und glänzend weiße Zähne das Ideal, wenn wir auch nicht so weit gehen, mit **Lavater** anzunehmen, daß solche Zähne „*eines* der sichersten, besten, entscheidendsten Zeichen von *Gemüths*adel und Grundgüte eines menschlichen Charakters sind.“ **Lavater** zieht noch mehrere sonderbare physiognomische Schlüsse aus der Bildung der Zähne. So sagt er u. A.: „kleine kurze Zähne, die von den alten Physiognomisten gemeinlich für ein Zeichen der Schwäche gehalten wurden, fand ich bei ausgewachsenen Personen von ausgezeichneter Stärke. — Lange Zähne sind ein sicheres Zeichen von Schwäche und Zaghaftigkeit. — Weiße, reinliche, wohlgereihte Zähne, die uns beim Oeffnen des Mundes gleich entgegen kommen, doch nicht stark hervorstehn, nicht gleich vollzählig gesehen werden, ich habe sie bei Erwachsenen nie anders, als bei guten, feinen, reinlichen, liebreichen, treuen Menschen gefunden, aber sehr oft auch bei denselben Charakteren unreinliche, unebne, häßliche Zähne.“ (Das glauben wir gern!) — „Wo viel Zahnfleisch an der obern Reihe der Zähne beim ersten Oeffnen der Lippen sichtbar wird, da ist gewöhnlich viel Kälte und Phlegma.“ —

Zu der Sexualität stehn die Zähne nur in geringer Beziehung. Ein Verhältniß darf aber nicht übersehn werden, das etwas Sonderbares, Unerklärliches in sich hat, und welches um so merkwürdiger und beachtenswerther ist, als es sich auch in vielen Thierklassen wiederfindet. Wir sehen nämlich, daß die Natur oft Schmerz mit dem Wollustgefühl paart, und so

die beiden Extreme von Empfindungen in ein wunderbares und seltsames Gemisch vereinigt. Viele Thiere haben eigne Organe durch Stechen, Kneipen u. s. w. ihr Weibchen zur Begattung anzureizen, oder auch damit es im Paarungsakt an sich zu ketten. Das Beißen ist gewiß ein ähnlicher Moment, und wie wir bei Thieren, die um die Brunstzeit mit einander schäkern, es sehr häufig bemerken, wie sie sich spielend herumbeißen, so weiß man, daß gar nicht selten in einem Uebermaaß des aufbrausenden Wollusttriebes der Mensch ein geliebtes Individuum vom andren Geschlechte zu beißen genöthigt wird, eine Erscheinung, deren Zusammenhang, wie gesagt, die Physiologie noch nicht hinreichend erklärt hat. Gewiß liegt ihr noch etwas andres als der (vielleicht unbewußte) Wille zu Grunde, das geliebte Wesen recht fest und innig an sich zu fesseln, und die bekannte volksthümliche, deutsche Redensart von einer Liebe „bis zum Fressen" hängt höchst wahrscheinlich mit diesem Instinkte zusammen. Etwas rein Thierisches steckt auf jeden Fall dahinter, und vielleicht ist der Zusammenhang dieser physiologisch-psychologischen Erscheinung mit jener bekannten beim Kinde, das alles, was es gern hätte, nach dem Munde führt, nicht so fern, und die Annahme eines solchen Zusammenhanges wohl nicht so gezwungen, als vielleicht mancher denkt. Räthselhaft und geheimnißvoll ist die Natur in ihrem scheinbar geringsten Wirken, aber dem Naturforscher, dem Physiologen, dem Arzt ist kein Naturtrieb so geringe, daß er ihn nicht seiner angestrengtesten Aufmerksamkeit würdigen müßte.

Zeugung.

In's Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist —
Zu glücklich, dem sie nur die äußre Schaale weist!

v. Haller.

Geheimnißvoll, am lichten Tag
Läßt sich Natur den Schleier nicht entrauben,
Und was sie dir nicht offenbaren mag —
Das zwingst du ihr nicht ab! —

Göthe.

O! warum muß da, wo die Wißbegierde des Menschen ihren Culminationspunkt erreicht, sein Wissen grade ganz auf-

hören! Warum giebt Natur dem Menschen auf seine so natürliche Frage „Wie bin ich entstanden?“ so gar keine Antwort! Und warum hat die tiefverschwiegene Mutter nach mehr als tausendjährigen, immer wieder erneuten, Nachforschungen ihrem Liebling, dem Menschen, doch nur einige wenige, fragmentarische Hieroglyphen hingeworfen, wo er deutlich und verständlich im Buche ihrer Geheimnisse zu lesen hoffte! Aber auch die wenigen Hieroglyphen wollt Ihr wissen, die Ihr ein genaueres Studium der Natur nicht grade zum Zweck Eures Lebens gemacht habt, und es ist billig, diesen Forderungen da zu genügen, wo grade die geschlechtliche Seite im Menschen der Gegenstand der gemeinschaftlichen Unterhaltung ist, wie in diesem Werke. Zwei Dinge aber setzen uns nur noch dabei in Verlegenheit. — Eben weil hier die Natur sich mit ihrem dichtesten Schleier umhüllt, weil sie ihr Wirken und Weben dem Auge des Menschen so streng entzogen hat, eben deswegen hat der grübelnde Verstand des Menschen sich hier, wie auf keinem andren Felde der Physiologie in den buntesten Hypothesen erschöpft, und Alle diese Hypothesen, alle von den Naturkundigen ausersonnenen Zeugungstheorien hier mitzutheilen, ist eben so gewiß unmöglich, als es bei Weitem die Geduld unsrer Leser erschöpfen würde, welche staunen werden, wenn wir ihnen sagen, daß man deren gegen Dreihundert zählt! Wir können also begreiflich davon nur die Wichtigsten, die Scharfsinnigsten, diejenigen, die sich der meisten Anhänger erfreuen, zu unserm Vortrag auswählen.

Die zweite Verlegenheit aber! — Wie werden wir diese mystischen, eine Masse physiologischer Kenntnisse voraussetzenden Theorieen populär — allgemein verständlich — vortragen? Zum Glück bietet uns hier ein befreundeter Schriftsteller die Hand, befreundet, in so fern er ein gleiches Ziel, als wir in diesem Werke, verfolgt, und mit Geist und trefflichem Vortrage seinen Weg geht. Unter den vielen, von uns über diesen Gegenstand berathschlagten Schriftstellern haben wir bei Keinem so viel Klarheit, so viel Umsicht in der Auswahl, so viel Popularität in der Mittheilung gefunden, und wir benutzen um so williger seinen Vortrag, als seine physiologischen Ansichten und Urtheile überall ganz mit den unsrigen übereinstimmen. Hier also so kurz als möglich, um nicht unverständlich und oberfläch-

lich zu bleiben, die wichtigsten Theorieen von der Erzeugung organischer Wesen.

Man hat behauptet, die Erzeugung organischer Wesen geschehe:

I. durch Entwicklung präformirter Keime (die Evolutionstheorie); und zwar

A. durch Keime, die in den organischen Körpern von der ersten Schöpfung an eingeschachtelt liegen, und durch die Befruchtung entwickelt werden;

1) durch die im Eierstock der Mutter liegenden Keime allein (de Graaf),

a) als vollkommne Keime aller Generationen (Joseph de Aromaturiis, Swammerdam, Haller, Bonnet);

b) als bis zu einem gewissen Alter in den weiblichen Formen noch unvollkommen liegende Keime;

2) durch die Samenthierchen des Mannes (Animalculisten — Leeuwenhoek, de Hamm);

3) durch beide Geschlechter, indem die weiblichen Eier durch die männlichen Samenthierchen befruchtet werden. (Animalculo-Ovisten.)

B. Durch Keime, die nicht in den organischen Körpern liegen, sondern auf und in der ganzen Erde verbreitet sind. (Panspermie. Heraklit der finstere, Hippokrates, Sulzer, Leibnitz.)

II. Durch Zusammensetzung organischer Theile oder Urstoffe (die Epigenese).

1) Die im Gehirn bereitet und nach den Hoden geführt werden (le Camus).

2) Die im männlichen und weiblichen Samen liegen, und durch eine besondre Kraft zusammen geordnet werden (Büffon).

3) Die sich allmählig ausbilden:

a. bis die Bildung der Organe aufhört (*vis plastica* der Alten);

b. so lange die Vegetation des Lebendigen dauert (Wolfs *vis essentialis*);

c. durch Produktionskraft (Needham, Spalanzani);

d. durch einen in der ganzen Natur regen Bildungstrieb (Blumenbach).

III. Durch unmittelbare Einwirkung der ursprünglichen höchsten Schöpferkraft selbst. (System des Occasionalismus.)

So sehen wir denn drei Theorieen mit einander streiten, das Evolutionssystem, die Epigenese und den Occasionalismus. Zu jeder besonders!

A. Die Evolutionstheorie. Nach der in neueren Zeiten gemachten Entdeckung der weiblichen Eierstöcke und nach den über die Natur dieser Theile von Regner de Graaf zuerst angestellten Versuchen, wurde von diesem das System der Zeugung aus dem Ei aufgestellt. (Vgl. überall in dieser Abhandlung den Art.: Geschlechtstheile.) Da man anfangs noch nicht wußte, welche Verbindung zwischen den Eierstöcken und der Gebärmutter statt habe, so mußten die Vertheidiger der Meinung: *omnia ex ovo* — bei der bloßen Frage verstummen: wie kommen die Kügelchen des Eierstocks in die Gebärmutter, da sie doch außer derselben liegen? Kein Mensch wußte den Weg, bis auf einmal Fallopia die beiden trompetenähnlichen Kanäle entdeckte, die mit dem einen Ende in der Gebärmutter festsitzen, mit dem andern mit Frangen besetzten Ende sich gegen den Eierstock hinneigen.

Die Vertheidiger der Graafschen Eiertheorie theilen sich in zwei Partheien: einige behaupten, daß in jedem Eichen des Eierstocks der ganze Mensch im kleinen in seiner ersten Form mit allen seinen äußern und innern Theilen da läge, daß also in allen kleinen Eichen, welche weibliche Keime enthielten, schon wieder die Eier der zweiten Generation, in diesen die der dritten und so bis ins Unendliche fort enthalten wären, also daß in Evas Eierstock das ganze menschliche Geschlecht, das gelebt hat, noch lebt und leben wird, sich beisammen befunden habe. Da dasselbe von den Thieren gelten muß, so haben in der ersten Maus alle Mäuse der Erde, bis zu ihrem dereinstigen Untergang, und im ersten weiblichen Häringe alle Häringe des Weltmeers, bis zu dessen einstigen Kochen oder Austrocknen schon ganz fertig beisammen gesteckt. Etwas klein müssen sie da wohl gewesen sein.

Soll man sich mehr über die Erfinder dieser Hypothese wundern, denen eine Schöpfung aller Keime alles Lebendigen auf einmal leichter begreiflich schien, als das Fortwirken der Kraft, die das erste Thier erzeugte, und die nach eben dem Gesetz einst auch das letzte erzeugen wird, oder soll man mehr

darüber erstaunen, daß Männer, wie Haller, solchen Seltsamkeiten Beifall geben konnten? Daran war die Frömmigkeit Schuld. Man glaubte, es sei religiöser, anzunehmen, Gott habe mit seinem „Es werde!" alles auf einmal geschaffen, als in der materiellen Welt sein fortwährendes Wirken zu erkennen. Die Materie sollte einmal todt sein, ursprünglich träge und bewegungslos, das in ihr sichtbare Leben sollte ihr von außen her kommen.

Die Belebung dieser Keime schrieb man nun dem Hauche des männlichen Samens zu, der im Begattungsakt an den Eierstock dringe, ein Eibläschen in Entzündung setze, welches sich dann vergrößere, vom Eierstock sich losreiße, von den Frangen der Trompete aufgenommen und durch eine wurmförmige Bewegung nach der Höhle des Uterus hingebracht werde und den in ihm liegenden Menschenkeim allmählig bis zur Geburt entwickle. An der Stelle, wo das Eichen das Ovarium durchbohrt habe, sey eine kleine Narbe zu sehn, die sich nachher in einen gelben Körper verwandle. — Die, welchen die Zumuthung, an die Einschachtelung aller Wesen in das erste zu glauben, allzu hart dünkte, milderten die Hypothese darin, daß sie sagten, die weiblichen Keime enthielten zwar auch den Keim des Eierstocks, allein er entwickle sich erst mit dem Wachsthum, so daß immer nur eine Generation in dem weiblichen Körper vorausgebildet vorräthig läge.

Man fand in dem Keim einer Bohne bereits Aehnlichkeit mit dem künftigen Gewächs. Man sah in den Eiern der Frösche, ehe sie befruchtet waren, schon die Gestalt des Belebung erwartenden Frosches, denn bekanntlich befruchtet der männliche Frosch nicht das Weibchen, sondern die Eier, nachdem sie gelegt sind. Man fand in jedem Ei den Keim des künftigen Thiers vor der Bebrütung. Man lernte Insekten kennen, die ohne alle Befruchtung Eier legen, aus welchen ihre Brut hervorgeht, die also schon im Mutterleibe befruchtet sind, selbst auf mehrere folgende Generationen, wie z. B. die Blattlaus. Alle diese Erfahrungen galten als Bestätigungen des Satzes, daß im Ei schon vor der Befruchtung der Keim des Thieres enthalten sei, und der Same des männlichen Thieres diesem Keim ein unabhängiges Leben gebe.

Die Gegner wendeten ein: aus Vermischung von Pferden und Eseln entstehen Maulesel, aus Vermischung von Negern

und Weißen Mulatten. Manches Kind sieht seinem Vater ähnlich. Durch Uebertragen von Blüthenstaub kann man ein Gewächs in das andere verwandeln. Wo bleibt da der präformirte Keim? Hat die Stute neben den Pferdekeimen auch Mauleselkeime im Eierstock, die auf Eselsbefruchtung warten?

Noch mehr: jedes lebendige Geschöpf kann durch Krankheit in seiner Bildung mancherlei große Veränderungen erleiden; ganze Organe können entstehn und verloren gehn. Bei den niederen Thieren werden oft die verlornen wieder ersetzt; selbst beim Menschen regeneriren sich manche Theile, wenn sie verloren gegangen. Sind mit den präformirten Keimen auch alle mögliche Mißbildungen präformirt? sind zu manchen Organen Keime vorräthig?

Man sah sich genöthigt, dem Samen außer der belebenden Eigenschaft, auch eine **bildende** zuzugestehn, welches so viel war, als die Hypothese der präformirten Keime *aufgeben*. Denn die Frage ist, ob der Keim schon *gebildet* ist, oder gebildet wird; geschieht das *letztere*, so findet das erstere nicht statt.

Mißverstandene Erscheinungen von Kindern, in welchen ein zweites sich befand, wurden zur Unterstützung der Theorie der präformirten Keime gebraucht. So hatte **Otto**, ein Arzt in Weißenfels, ein Mädchen geboren werden sehn, das nach wenigen Tagen ein zweites Mädchen geboren haben soll. Unstreitig hat sich Herr **Otto** blenden lassen, und seinen Referenten **Klauder** verleitet, auch falsch zu erzählen. — Sonst verdient der Wahrhaftigkeit der **Klauder-Ottoschen** Erzählung die der Pariser Akademie der Wissenschaften entgegen gesetzt zu werden, in deren Annalen erzählt ist, wie ein Abbé im Testikel schwanger wird, und wie ein Wundarzt ihn durch einen Schnitt von einem verhärteten Kindlein accouchirt hat.

1. **Die Animalculisten und Animalculo-Ovisten.** Seit **Ludwig von Hammen** die Samenthierchen entdeckt hatte, glaubten **Boerhave**, **Leeuwenhoek** und andre, daß der Keim der Frucht in ihnen zu suchen sei. Einige verwarfen nun die ganze Eitheorie, andre suchten sie mit der von den Samenthierchen zu verbinden, und so entstanden **Animalculisten** und **Animalculo-Ovisten**.

Die Animalculisten, an deren Spitze **Leeuwenhoek**, erklärten: eins von den Millionen Thierchen, die mit dem Samen die weiblichen Theile gespritzt würden, hänge sich hier an:

aus den weiblichen Theilen schwitze etwas hervor, das das Ei mit Mutterkuchen, Fruchtwasser und Häuten bilde, und innerhalb diesem verwandle sich das kleine Samenthierchen, ähnlich der Raupe, so lange, bis die Gestalt des Thieres hervorgehe, die sich bilden solle, ähnlich dem Vater, der Mutter.

Die Animalculo-Ovisten lehrten, das Samenthierchen dränge bis hin zum Eierstock, schlüpfe dort in ein bis dahin leeres Ei, welches auf dem durch die Evolutionisten angezeigten Wege nach dem Uterus gehe, wo es sich befestige, wachse und entwickle. Oder: während der Mann Samen ejaculire, spritze das Weib Eier in den Uterus, in deren eines sich so ein Thierchen einlogire, um in der Folge sein Glück zu machen.

Mit diesen Hypothesen glaubte man nun alles erklären zu können, Aehnlichkeit der Erzeugten mit beiden Erzeugern, die Folgen der Vermischung der Rassen, einfache und mehrfache Geburten u. s. w.

Indeß unter mancherlei guten und schlechten Gründen wider diese Theorie wandte man gleich anfangs ein, daß die Thierchen in sehr ähnlichen Thieren ganz verschiedne, in sehr unähnlichen äußerst gleiche Bildung zeigten. So haben die Samenthierchen des Wassermolchs bei Spalanzani und die des Frosches bei Gleichen gar keine Aehnlichkeit, während Gleichen die des Menschen und die des Esels vollkommen gleich gefunden hat.

Stärker als dieser drollige Grund ist der, daß Spalanzani die Samenthierchen im frischen Samen überhaupt nicht gefunden hat, sondern nur in solchem, der eine Zeit lang vom Körper getrennt gestanden.

Endlich entdeckte man die Welt der Infusionsthiere, die alle thierische Säfte füllt, und von nun an konnte billig von den ganzen Samenthierchen als Thierkeimen nicht mehr die Rede sein.

2. Panspermie. Eine andre Hauptart der Evolutionstheorie ist die sogenannte Panspermie, nach welcher alte und neue Grübler geglaubt haben, alle Keime der organischen Erdgeschöpfe seien zwar bei der ersten Schöpfung mit einemmale erschaffen worden, steckten aber nicht in den organischen Körpern allein, sondern seien in der ganzen Natur verbreitet, unzerstörbar wie die Elemente, und würden unter den Bedingungen der Zeugung in den mütterlichen Organen ausgebildet. Es waren wohl tiefe Denker, die das System erfanden, doch

wurde ihnen die Idee einer allgemein verbreiteten zeugenden Kraft nicht klar, sie dachten sich diese durch Attome bedingt, trugen die Dunkelheit ihrer Vorstellung in ihre Erklärung über und wurden nicht verstanden. Bonnet ist unter den Neueren ihr wichtigster Anhänger, wenn man nicht Leibnitz mit seinen Monaden so nennen will. Der große Mann hat viel Belacher gefunden, weil er selbst das Unvereinbare zu vereinen versuchte, und die Leblosigkeit der Materie durch in sie ausgestreute, sie erfüllende lebendige Atomen retten wollte.

B. Die Epigenese. Der Evolutionstheorie, deren Wesen in Annahme der Keime des Lebendigen besteht, stellt sich die Epigenese gegenüber, die wesentlich darauf beruht, daß alle organische Masse sich allmählig durch Zutritt äußerer Stoffe und ihre Verwandlung bilde. Nach jener Theorie ist die Produktion eines organischen Körpers eine bloße Entwicklung, nach dieser eine neue Schöpfung, zwar aus schon vorhandenen Stoffen, doch nicht ohne deren Verwandlung. So wie jene Theorie sich der atomistischen Physik bequemer anschloß, war diese von jeher ihrer Natur nach dynamisch, ob man sich gleich nicht völlig aussprach oder verstand.

Die ältesten Naturforscher huldigten der Epigenese; Hippokrates vergleicht die Erzeugung des Fötus sehr richtig mit der Krystallisation der Salze. Aristoteles, Empedokles, Zeno schrieben dem männlichen Samen allein die zeugende Kraft zu. Descartes, Büffon, Needham, Blumenbach haben nach einander die Theorie der Epigenese erweitert.

1. Das Büffonsche System. Büffon nimmt eine selbstthätige, organisirende Materie an, welche sich nach inneren Mustern gestaltet und so der Grund des Daseins alles Lebendigen ist. — Wäre er dabei stehn geblieben! Aber er läßt diese Materie in die sichtbaren Organe, in die leblose Materie eindringen, sich mit ihr assimiliren, sie sich anhäufen, sie endlich in die Hoden der Männer, in die Eierstöcke der Frauen sich ablagern und den Samen der künftigen Geschlechter materiell bilden.

Indem im Beischlafe der männliche Same sich mit dem weiblichen mischt, werden beide alles Oels und alles Salzes beraubt, denn diese zwei Substanzen sind die rohe Materie, stören die Verrichtungen der thätigen und hindern die Gestaltung organischer Körper. Denn so wie der Saame mit Wasser verdünnt, das in ihm enthaltene Salz dadurch aufgelößt

und das Oel ausgeschieden wird, zeichnen sich die organischen, thätigen Theilchen (*molécules*) sogleich aus und werden dem bewaffneten Auge sichtbar. Indem sie sich aber zu organischen Wesen vereinigen, wird ihre Bewegung wieder langsamer. — Wie viel fehlt noch, daß nicht Büffon die ganze Okensche Theorie ausgesprochen hat? — Nur ist schwer zu begreifen, warum er Salz und Oel, Substanzen, die theils Selbstthätigkeit zeigen, theils Produkte des Lebens sind, für die rohe, leblose Materie hält.

Das Wort von einer sebstthätigen Materie, die nach innerem Muster sich gestaltet, d. i. die die Regel ihrer Gestaltung in sich selbst hat, dies hat Büffon zuerst ausgesprochen, ohne sich noch von der atomistischen Vorstellungsart und von dem Satz der Trägheit der Materie befreien zu können. Er ist nicht verstanden worden, und hat sich mancherlei absurde Widersprüche müssen gefallen lassen, aber sein ist das Verdienst, der erste gewesen zu sein, der das bessere Wissen, der dynamische Ideen geahnet, selbst deutlich ausgesprochen, nur noch nicht in ihrem vollen Umfang erkannt hat. Büffon war genialer Kopf, wie viele, aber auch Denker, wie sehr wenige seines Volks, und Vorurtheile waren ihm fremder, als allen Naturforschern vor ihm, besonders das Vorurtheil der Autorität, das Gelehrte so schwer ablegen.

Lecamüs läßt die dem Samen ähnlichen Zeugungsstoffe im Hirn bereiten, und von diesem, von den Nerven, alle Vegetationskraft ausgehn — ein Irrthum, in welchem die neuesten Physiologen noch begriffen sind. — Aus dem Gehirn läßt er den Zeugungsstoff nach den Hoden gehn, und von dort aus in den Uterus gelangen, wo er zuerst das Hirn der Frucht bildet, welches sich alle übrige Organe selbst baut.

Im wesentlichen stimmt diese Meinung Lecamüs' mit der Stahlschen überein, welcher gemäß die Seele der Baumeister des Körpers ist. Wer ihn bei diesem Ausdruck so versteht, als habe sich die Seele ihr Haus gebaut, gerade wie die Raupe sich ihr Grab baut, der mag den Orbispictus studiren, worin die Seele abgemahlt zu schauen ist, aber nicht sich zum Richter über die Gedanken geistvoller Menschen aufwerfen. Stahls Meinung war vielmehr: Alle niedere Kraft geht von der höchsten aus, und hat in ihr Grund und Ursprung. Die höchste Kraft aber ist die intelligente im Menschen, folglich ist die Vegetationskraft aus ihr abgeleitet. Der Grund der Structur

des Körpers und ihrer gesammten Entwicklung liegt also *in* der höchsten, intelligenten Kraft, deren Organ das Hirn ist. Folglich geht alle Productionskraft aus vom Hirn und Nerven, die jedoch selbst erzeugt sind durch die in ihnen hauptsächlich sich äußernde Kraft. Hierin war Stahl viel consequenter und vernünftiger, als Lecamûs und alle neueren Philosophen, denen gnügt, den Nervengebilden die Hauptrolle bei der Produktion zuzuschreiben, da sie doch selbst offenbar Produkt sind, also allerdings die Kraft in ihnen, nicht ihre Masse, die Produktion des Lebendigen bestimmen müßte.

Wichtiger ist der Einwurf, daß der Satz, die höhere Kraft begründe die niedere, durch nichts bewiesen ist, daß ferner das Leben sich im Menschen zwar allerdings am höchsten durch dessen Intelligenz äußere, daß man aber daraus nicht schließen dürfe, alle anderen Lebensäußerungen seien Produkte der Intelligenz, eben so wenig als der ganze Rosenstock ein Produkt der blühenden Rose ist, weil diese die schönste seiner Theile ist. Ganz widerlegt wird die Meinung *Stahls*, Lecamûs und der neuesten Physiologen durch den bloßen Gedanken an die vegetabilische Welt, die ohne Nerven noch besser vegetirt, als die Thiere, und an die nervenlosen Thiere, die sogar empfinden und wollen, ohne alle Nerven.

Die Alten waren mit ihrer plastischen Kraft auf besserem Wege, als Stahl und unsre Naturphilosophen. Nach Bonamico bestand diese plastische Kraft in dem Geist, der in der luftigen Substanz des Samens enthalten, von himmlischer Wärme beduftet, in dem weiblichen Uterus durch die Kraft, welche ihm vom Himmel und vom Vater mitgetheilt wird, die von der Mutter dahin ausgegossenen Stoffe zu Organen bildet. Ist er mit dieser Bildung zu Stande, so wird er zur Seele. Folglich ist produktive und intelligente Kraft eins und dasselbe, blos verschieden, nachdem sie verschiedene Zwecke befolgt.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zog Needham große Aufmerksamkeit auf sich, indem er entdeckte, daß auch in vegetabilischen Substanzen sich Infusionsthierchen ohne Zeugung bilden. Der kühnen Schlüsse nicht zu gedenken, die darauf von andern gegründet wurden, lehrte er selbst, die animalische und vegetabilische Substanz sei ursprünglich einerlei, und es verwandle sich leicht eins in das andre. Der durch die Feuchtigkeit verdorbne Same des Getreides werde in wenig

Stunden belebt, und man sehe kleine Aale aus Kohlengerste entstehn: die vegetirende Kraft sei also eins mit dem Leben selbst. In der ganzen Natur herrsche ein ursprünglich elastisches ausdehnendes Princip, welches der Wärme verwandt sei. Ihm gegenüber stehen die Salze als widerstehende Kräfte; der Kampf dieser Kräfte sei der Grund aller Vegetation und alles Untergangs des entstandenen.

Wer kann dies lesen, ohne an die neuesten Philosophen zu denken, die dem Sauerstoff eben die Rolle zuschreiben, wie Needham den Salzen? So ist denn manches nicht neu, was vielen neu scheint, und willkührlich angenommene, längst widerlegte Säze, müssen manchmal dem zweiten, dritten Erben, der sie aus der Rüstkammer der verschollenen Irrthümer hervorholt, immer wieder frischen Ruhm verleihn.

Der nüchternste Denker, den Deutschland gehabt, Wolf, sah wohl ein, daß Selbstthätigkeit der Grund aller Bildung sei. Er nannte sie *vis essentialis*, und drückte sich darüber folgendermaßen aus: „die Kraft, durch welche in den vegetabilischen Körpern alles geschieht, weswegen wir ihnen Leben zuschreiben, nenne ich wesentliche Kraft, weil eine Pflanze aufhören würde, Pflanze zu sein, wenn ihr diese Kraft genommen würde. In den Thieren findet sie eben sowohl statt, als in den Pflanzen, und alles, was die Thiere mit den Pflanzen gemein haben, hängt lediglich von dieser Kraft ab; die ersten Theile des künftigen Thieres sind alle flüssig und unorganisch, werden aber nachher durch die wesentliche Kraft zusammengesezt." Wie konnte Wolf nach dieser Einsicht noch an der atomistischen Vorstellungsart und an dem Saz von der Trägheit der Materie hängen bleiben?

2. Der Bildungstrieb. Zu einer Zeit, wo die dynamische Physik schon begonnen hatte, doch noch nicht allgemein eingesehn und angenommen war, gab Blumenbach seine Schrift über den Bildungstrieb heraus und fand allgemeinen Eingang. Seine Worte sind: „Es existiren keine präformirten Keime, sondern in dem vorher rohen, ungebildeten Zeugungsstoff der organisirten Körper wird, nachdem er zur Reife gediehn und an den Ort seiner Bestimmung gelangt ist, ein besondrer, dann lebenslang thätiger Trieb rege, ihre bestimmte Gestalt anfangs anzunehmen, dann lebenslang zu erhalten, und, wenn sie etwa zufällig verstümmelt worden, wo möglich wieder herzustellen. Zeugung, Ernährung und Wiederersezung

sind also die drei im wesentlichen übereinkommenden, blos nach ihrem äußeren Anlaß verschiedenen Aeußerungen eines gemeinschaftlichen Bildungstriebs, der von Contractilität, Irritabilität, Sensibilität und den andern Kräften des Lebendigen eben so als von allen allgemeinen physischen Kräften verschieden ist."

Für die Existenz dieses Triebes stellen Blumenbach, Metzger u. a. folgende Gründe auf:

1) die erste Spur des neu organisirten Körpers zeigt sich erst eine geraume Zeit nach der Befruchtung. Kein zuverlässiger Beobachter sah je vor der dritten Woche einen wahren menschlichen Embryo oder im bebrüteten Hühnerei vor Ende des zweiten Tags eine deutliche Spur des Küchleins; dieser für die präformirten Keime sehr ungünstige Umstand läßt sich sehr leicht erklären, wenn man annimmt, daß die väterlichen und mütterlichen Zeugungssäfte, dieser rohe Stoff des werdenden Geschöpfs, eine bestimmte *Vorbereitungszeit* zu *ihrer Mischung* und inniger Verbindung, *mit einem Worte, zu ihrer* Reife brauchen, ehe der Bildungstrieb *in ihnen* rege wird, und die Bildung des bis dahin ungeformten Stoffs beginnen kann.

2) Auch die Bemerkung, daß die Ausbildung mit schnellen Schritten vorwärts geht, und ihrem Ziele zueilt, je näher sie ihrem Anfang ist, daß also der Wachsthum des Embryo mit seinem Alter in umgekehrtem Verhältniß steht, ist ein Grund für den Bildungstrieb und ein Einwurf gegen die Evolutionstheorie. Die frühe Thätigkeit des Bildungstriebs erstreckt sich sowohl auf die äußere Gestalt der Embryonen, als auf den innern Bau derselben. Schon in der fünften Woche bemerkt man an der Frucht, welche die Größe einer Biene hat, Gesicht, Augen, Hände und Füße, Geschlechtstheile; eben so sind auch die Eingeweide schon vorhanden, und im Kopfe, der die Größe einer Zuckererbse hat, schon ein breiartiges Hirn, auf einem knorplichten Grunde, in welchem schon alle Oeffnungen und Erhöhungen zu unterscheiden sind. Die Evolutionstheorie erklärt eben so wenig, warum die befruchteten, an den Ort ihrer Bestimmung gelangten Keime, erst einige Wochen säumen, ehe sie sich entwickeln, als warum sie, sobald sie damit angefangen haben, so schnell fortschreiten; aber die Annahme eines allmählig wirksam werdenden Bildungstriebs löset diese Schwierigkeit.

3) Die Mißgeburten, deren Entstehen durch die Evolution

unerklärlich ist, werden durch den Bildungstrieb begreiflich. Denn erstens giebt es eine bewundernswürdige Gleichförmigkeit unter ihnen, und ihre nähere Untersuchung beweist, daß sie fast alle daher rühren, daß der Bildungstrieb auf einer gewissen Stufe der Entwicklung einzelner Organe stehen geblieben ist, während er in den übrigen fortgeschritten. Zweitens ist sehr auffallend, daß eine bestimmte Art Monstrosität bei Kindern, eine andre bei Lämmern, eine dritte bei Schweinen, die unter allen Thieren der Mißbildung am häufigsten unterworfen sind, statt findet. Unterschieden von den Mißgeburten sind die Spielarten, denn jene erben nicht fort, diese aber erben in den folgenden Generationen fort.

4) Die Bastarde, Mulatten und Blendlinge widersprechen der Evolution und bestätigen den Bildungstrieb.

5) Eben dies thun die Nationalbildungen, Familiengesichter 2c., die beweisen, daß mancherlei anhaltend wirkende äußere Einflüsse allmählig die Richtung des Bildungstriebs etwas verändern können.

6) Erblich gewordene Künsteleien an der Bildung des Körpers, Verunstaltungen desselben, welche durch Landessitte gewöhnlich werden, als der länglich gedrückte Schädel der Kolchier, den schon Hippokrates bemerkte, die flach anliegenden Ohren der Europäer, das bartlose Kinn der Amerikaner, die hängenden Brüste und Ohrläppchen der meisten südlichen Völker, die beschnitten gebornen Knäbchen im Orient, die mit kurzen Schwänzen gebornen Pferde in England 2c, lassen sich nicht aus der Evolutionstheorie, sehr wohl aber aus der Epigenese erklären.

7) Die Ernährung, welche nichts ist, als eine fortgesetzte Erzeugung, bestätigt die Epigenese. Denn auch sie ist nichts anders als eine Umbildung des äußeren Stoffs in inneren, zum Ersatz dessen, was durch Einsaugung und Ausdünstung unaufhörlich verloren geht, folglich nicht Entwicklung, sondern neue Erzeugung.

8) Noch entscheidender zeugt die Reproduktion für die Epi-

genese. Sie steht in umgekehrtem Verhältniß mit der Vollkommenheit des Nervenbaues eines Geschöpfs, ist folglich am größten in den Pflanzen und nervenlosen Thieren, am schwächsten in dem Menschen. Gleichwohl reproducirt der Mensch Knochenstücke, Stücke von Nervenästen, Gefäße, das Scrotum, Haare, Nägel, und wo Theile verloren sind, die er nicht reproduciren kann, füllt der Bildungstrieb die Lücke mit Zellgewebe aus. Wie erklärt dies die Evolutionstheorie?

Alle diese Gründe sprechen entscheidend für die Epigenese überhaupt, für das Wirken einer plastischen Kraft, die man Bildungstrieb sehr schicklich benennen kann. Wenn aber Blumenbach sagt, dieser Bildungstrieb sei eine Kraft für sich, so gut wie die Irritabilität eine für sich ist, so hat er gewiß Unrecht. Denn die Reizbarkeit und die plastische Kraft ist ganz eins und dasselbe, Selbstthätigkeit des organischen Stoffs, eine bestimmte Bildung nach innerem Gesetz *anzunehmen*, wozu jedoch der als Reiz wirkende Stoff *von außen* geliefert werden muß. Oder wenn man noch genauer bestimmen will, so ist die Bildung der Zweck, und die Reizbarkeit das Mittel.

Blumenbach giebt noch mehrere Gesetze an, nach welchen der Bildungstrieb wirkt:

1) Die Stärke des Bildungstriebs steht mit dem zunehmenden Alter organischer Körper in umgekehrtem Verhältniß. Am stärksten ist er im Embryo; im jungen Thiere ist er sehr stark, bis dasselbe die Hälfte seiner Größe erreicht hat. Langsamer erreicht es dann die zweite Hälfte seiner Entwicklung. Ist diese erreicht, so nehmen alle Aeußerungen des Bildungstriebs ab und ermatten im Alter fast gänzlich. Wie viel langsamer heilt nicht z. B. ein Knochenbruch bei einem Kinde! Dasselbe gilt von Thieren und Pflanzen.

2) Der Bildungstrieb äußert sich in allen Organen, die entweder zum Nervenbau unmittelbar gehören, oder doch dessen Werkzeuge sind, äußerst regelmäßig, während er in andern sehr oft mannigfaltig variirt. So ist z. B. die Hirnform stets symmetrisch und regelmäßig, während der Blinddarm in seiner Gestalt und Lage vielfacher Abweichungen fähig ist.

3) Wenn der Bildungstrieb abweicht, so giebt er dem höheren Geschöpf eine Aehnlichkeit mit dem niedern, z. B. dem Menschen eine Spalte für das thierische *os intermaxillare*, einen zweihörnigen Uterus. Oder einzelne Theile bleiben auf niederen Entwicklungsstufen stehen, während die andern fortschreiten (Mekel).

Doch der Gelehrte hat noch viel andere Mittel, diese Materie zu studiren, als dies Buch an die Hand geben kann, und für den Ungelehrten glauben wir mehr als genug gesagt zu haben.

C. System des Occasionalismus. Seitdem Mallebranche gelehrt, daß die oberste Weltursache die Verbindung zwischen geistiger und materieller Welt durch stets neues und reges unmittelbares Eingreifen erhalte, war der Grund zum System des Occasionalismus in der Zeugungslehre gelegt. Denn nach diesem bildet die oberste Weltursache auch alle organische Wesen unmittelbar.

Kant, der Gründer der dynamischen Physik, der zuerst der Materie Kraft, Thätigkeit als wesentlich zusprach, stellte eben dadurch einen höchsten Grundsatz auf, der zum Occasionalismus führt. Denn ist die Materie ursprünglich lebendig, so sehn wir in allen Bildungen den Ausdruck der allgemeinen schaffenden Kraft.

Schelling ging weiter. Er sprach allem, was erscheint, also allen Menschen, Thieren, Pflanzen, den Erdkörpern selbst, das Dasein völlig ab, und lehrte: in Gott ruhen die Ideen, die Ideale aller Dinge, aller Welten und der auf ihnen wohnenden Wesen ewig und unveränderlich. Diese Ideen existiren wirklich. Indem aber die Kraft des All in ursprünglich entgegengesetzter Richtung ausgeht, während sie in ihrem Mittelpunkte sich völlig indifferenziirt, empfangen die ewigen Urideen ein veränderliches Scheinsein, in welchem sich diese Ideen abspiegeln. So kommt die Erde, so kommen alle ihre Gebilde zu Stande, durch die Idee, das unmittelbar göttliche, und das ihr widerstreitende Princip, in welchem sich die Idee ausprägt, so lange sie den Widerstand besiegt.

Auf den Grund dieser sublimen Theorie trug Oken die seinige vor. Nach derselben äußert sich die lebendige Kraft des Erdkörpers im Hervorbringen einer unendlichen Menge selbstständiger lebendiger Körper, die dem bewaffneten Auge als Infusionsthierchen sichtbar werden. Alle größere Individuen, Pflanzen sowohl als Thiere, bestehn aus Conglomeraten dieser Thierchen, welche sich gemäß der in ihnen ausgedrückten Idee gestalten; alle Individuen der Pflanzen und Thierwelt zerfallen wieder in solche Thierchen.

So viel über die Zeugungshypothesen. Gebe der Himmel, daß der Leser wenigstens einigermaßen versteht, wovon die Rede ist; populärer Vortrag ist nie schwerer, als wenn die Theoreme der Naturphilosophie der Gegenstand sind, der popularisirt werden soll!

Wir haben schon mehreremale in diesem Werke erzählt, (vgl. Entwicklungsjahre) daß *die Zeugungsfähigkeit* in jener *Lebensepoche* sich zu entwickeln anfängt, in welcher das Wachsthum beendigt ist. Eben so nimmt auch, wenn bei fortschreitendem Alter die ernährenden und assimilirenden Kräfte abnehmen, diese Fähigkeit wieder ab. Man bemerkt ziemlich allgemein, daß die Weiber vom zweiundvierzigsten bis zum neunundvierzigsten Jahre ihres Alters ihre Fruchtbarkeit zu verlieren anfangen. Die Zeugungskraft nimmt aber bei dem Manne erst vom funfzigsten bis zum sechsundfunfzigsten Jahre ab, ja manchmal verliert er das Zeugungsvermögen erst im sechzigsten Jahre und darüber. Diese Epochen sind nicht genau, sondern nur beiläufig zu bestimmen, denn Klima, Leidenschaften, Lebensart veranlassen in dieser Hinsicht viele Abweichungen. Bei den Morgenländern z. B., die schon im elften oder zwölften Jahre mannbar sind, hört die Zeugungskraft vom dreißigsten Jahre auf, und sie bedürfen der stärksten Reizmittel, um noch im Stande zu sein, die ehelichen Pflichten zu erfüllen; bei ihren Weibern hört gleichfalls in diesem Alter die monatliche Krise auf, und sie hören folglich auch auf, fruchtbar zu sein. Die nordischen Völker gelangen dagegen weit später zur Mannbarkeit, daher sind sie auch länger zeugungsfähig. Nicht selten findet man in kalten Ländern Weiber, welche noch in einem Alter von funfzig Jahren empfangen,

und, wie gesagt, Männer, die noch im hohen Alter zeugungsfähig sind.

Die Zeugungskraft des Menschen, wie die aller Thiere, ist nach Klima, Jahreszeit, Nahrung, Nationalrasse, Lebensweise rc. sehr verschieden. In mäßig kalten Ländern ist im Allgemeinen die Zeugungskraft größer und energischer, als unter heißen Himmelsstrichen. So hat man von jeher die Fruchtbarkeit der schwedischen Weiber gerühmt, welche gewöhnlich acht bis zwölf, ja zwanzig und sogar bis dreißig Kinder gebären sollen, wenn anders man den Reisebeschreibern trauen darf. Auch die Isländerinnen sind in dieser Hinsicht besonders berühmt. Sie bekommen, nach Lord Kaimes Versicherung, in der Regel funfzehn bis zwanzig Kinder, und im Jahr 1707., als Island durch eine ansteckende Krankheit entvölkert worden war, und der König von Dänemark in einer desfalls erlassenen Verordnung erklärte, daß jedes Mädchen, welches sechs Kinder bekäme, nicht als entehrt angesehen werden sollte, sollen die Isländerinnen sofort sich die Bevölkerung ihres Vaterlandes so sehr haben angelegen sein lassen, daß man bald ihrem patriotischen Eifer durch ein anderes Gesetz Schranken setzen mußte. Die Geschichte liefert viele solcher schlagenden Beispiele über die energische Zeugungskraft und Fruchtbarkeit des Nordens. Woher kamen jene Cimbern und Teutonen, welche Marius schlug, jene zahllosen Heere von Gothen, Ost- und Westgothen, jene Hunnen, Alanen, Vandalen, Heruler, Lombarden, jene Franken, Sachsen und Normänner, die abwechselnd über Gallien, Italien und Spanien sich ergossen, selbst bis nach Afrika übersetzten, Alles auf ihrem Zuge verheerten, Reiche gründeten und umstürzten, und so der unter dem Joche der Römer seufzenden Welt eine neue Gestalt gaben? woher anders, als aus den Höhlen und Wäldern des Nordens, aus dieser Werkstätte der Völker (*officina gentium*)?

In Schottland und auf den orkadischen Inseln sieht man, wie Martyn, in Schweden, wie Rudbeck berichtet, in dem nördlichen England, nach Thoresby, Zeugniß viele Weiber Zwillinge gebären, ja es giebt sogar Zwilling-gebärende Familien und Weiber, die mehreremale nach einander Zwillinge bekommen.

In dem gemäßigten Pensylvanien sind, nach Acrell, diese Beispiele sehr häufig, auch die Kühe und andere Thiere nehmen an dieser großen Fruchtbarkeit Theil. In Deutschland fand Süßmilch auf siebenzig gewöhnliche Geburten eine Zwillingsgeburt. In Frankreich scheint das Verhältniß, welches sich jedoch sehr oft ändert, wie eins zu achtzig zu sein. Dagegen sind nach Daklemans im heißen Ostindien unter den Wendekreisen die Zwillinge außerordentlich selten, aber in dem wegen seiner Gebirge ziemlich gemäßigten Chili werden viele Zwillinge geboren.

Drillinge sind in Europa immer eine seltene Erscheinung, und kommen nur in dem Verhältniß wie eins zu sechstausendfünfhundert vor; Vierlinge unter zwanzigtausend, Fünflinge unter einer Million Kinder nur einmal.

Allein wenn einerseits mäßige Kälte die Fruchtbarkeit bis ins Alter erhält, indem sie die festen Theile stärkt, und die Verschwendung der Kräfte hindert, so ist auf der andern Seite eine übermäßige Kälte ihrer Entwicklung eben so schädlich, als übermäßige Hitze. Die Lappländer, Samojeden, Ostiaken, Jakuten, Kamtschadalen und in Amerika die Eskimos, die Grönländer sind nicht sehr fruchtbar; fast nie sieht man unter diesen letztern Zwillinge. Die meisten wilden nnd umherirrenden Völkerschaften des nördlichen Amerikas vermehren sich nur wenig. Ja diese Nationen fühlen kaum das Bedürfniß der Liebe, und ihre Weiber werden aus eben dieser Ursache sehr mißhandelt.

Alle sehr dürre, hohe und dem Winde ausgesetzte Oerter sind minder volkreich, und minder fruchtbar an Erzeugnissen, während in den fetten Niederungen, in den reichen Thälern, wo die Dammerde sich anhäuft, und die Bäche die ganze Vegetation befeuchten, die lebenden Wesen sich außerordentlich vermehren. Eine mäßige Feuchtigkeit scheint daher der Fruchtbarkeit sehr förderlich zu sein; auch sind die im Wasser lebenden Schwimmthiere, die Fische und kriechenden Thiere fruchtbarer als die Vögel oder vierfüßigen Thiere, welche an trocknen Orten leben. Das Schwein, die Gänse und Enten, welche die Feuchtigkeit suchen, haben selbst weit mehr Jungen als die andern Gattungen, welche das Wasser scheuen. Das

Weib liebt die Feuchtigkeit; eine nicht allzuzarte und wässerige Komplexion scheint für die Befruchtung die günstigste; es folgt daraus, daß die niedern und mehr feuchten als trockenen Gegenden die fruchtbarsten sind. Dies ist auch der Grund, warum an den Seeküsten eine große Fruchtbarkeit angetroffen wird.

Die Jahreszeiten, die im Grunde vorübergehende Klimate sind, müssen ebenfalls auf die Zeugungskraft Einfluß haben. Nach den Geburtslisten kommen in Frankreich in den Monaten Januar, Februar, und vorzüglich März mehr Kinder auf die Welt, als zu irgend einer andern Jahreszeit; das heißt die Beiwohnung ist wirksamer in den Monaten April, Mai und Juni, oder im Frühlinge, *geniale tempus*, wo die ganze Natur, von Liebe entflammt, mit neuen Schöpfungen schwanger wird. Messance fand, daß die Sommermonate der Befruchtung besonders günstig seien, dagegen finden in den Monaten Juni, September und Oktober die wenigsten Geburten Statt, weil nämlich die Herbstmonate der Schwängerung am wenigsten günstig sind. Da in kalten Himmelsstrichen, wie in Schweden, die Jahreszeiten nicht die nämlichen sind, wie im südlichen Europa, so sind dort die Zeiten der großen Fruchtbarkeit auch in manchem Betracht verschieden; so beobachtete Wargentin, daß im Monat September in Schweden die meisten Kinder geboren werden, welche mit dem vorhergehenden Dezember, als der Zeit der Schwängerungen zutrifft. Wirklich ist der Winter unter den kalten Himmelsstrichen diejenige Zeit, wo die Menschen in ihren warmen Wohnungen am meisten beisammen leben, und wo die Geschlechter mehr einander sich nähern. Im Allgemeinen ist die Sommerhitze der Empfängniß weniger günstig, als die gemäßigten Jahreszeiten: die Nachtgleichen sind es mehr, als die Sonnenwenden. (Vgl. Befruchtung, Empfängniß, Fruchtbarkeit.)

Da, wie Hippokrates bemerkt, die Dauer eines Tages die des Jahres im Kleinen vorstellt, so kann man fragen, ob es vielleicht eine *hora genitalis*, d. h. eine der Empfängniß besonders günstige Stunde gäbe, wie die Alten geglaubt haben.

Zeugungstrieb.

S. Geschlechtstrieb.

Zunge.

Ja, meine Leser und Leserinnen, auch die Zunge gehört in ein „Wörterbuch über die Physiologie des Menschen in Bezug auf seine Sexualität," so neu ihnen diese Behauptung sein mag. In den Toilettenbüchern ist freilich bisher von der Zunge noch nicht die Rede gewesen, und auch Nevisan hat in seinen, Ihnen nun bekannten dreißig Reizen der Zunge mit keiner Sterbens-Sylbe erwähnt — aber die vergleichende Physiologie hat Beweise geliefert, die jene Behauptung bestätigen. Es existirt nämlich, wie zwischen dem Munde überhaupt (s. Mund) so ganz besonders zwischen der Zunge und den Sexualorganen eine starke physiologische Sympathie, welche die neuere Naturphilosophie in ihrer gewöhnlichen Bildersprache auch benutzt hat, wo sie aber gewiß zu weit geht, indem sie die Bedeutung der Zunge und jene der Geschlechtswerkzeuge fast für identisch erklärt! Diese Sympathie muß *auch bei* den Thieren existiren, da *wir im Begattungsakte* bei ihnen oft Manövres finden, die sie *deutlich verrathen*. Daß ein so merkwürdiger Zusammenhang zwischen Theilen, deren Funktion so ganz verschieden, und der auch nicht durch anatomische Demonstration, wie manche andre Nervensympathieen, nachweisbar ist, daß ein solcher Zusammenhang der ernstesten, naturwissenschaftlichen Betrachtung werth ist, brauchen wir wohl nicht zu erwähnen. Aber angedeutet mag es sein, wie wohl hauptsächlich auf dieser Sympathie die wollüstigen Empfindungen gewisser lasciver Küsse beruhen, zu denen verbuhlte Priester und Priesterinnen der Lust sich herablassen, wenn sie *den* Kuß, dieses Siegel, gedrückt auf den Freundschaftsbund zweier verwandten Seelen, zu einem Reizmittel für ausgelöschtes Sinnenfeuer entwürdigen! Wie oft aber rächt sich diese Entweihung! Wie oft wurde grade durch sie und in ihr jenes verrufene Gift,

cette affreuse épine
Qui se mêle aux fleurs de Cypris
Béranger.

— jener scheußliche Dorn, der sich unter den Blumen der Venus birgt — verbreitet! Wie oft rächte sich auf diese Art die Natur an dem Wüstling, der den Becher ihrer schönsten Freuden mit frecher Hand in gieriger Hast hinunterzustürzen

eilte,

eilte, während der Labetrank mäßig und in frommer Einfalt genossen sein will.

Zwitter

oder Hermaphrodit, ein Individuum, das beide Geschlechter in sich vereinigt. Das Wort schreibt sich her vom Sohne des Mercurs (Hermes) und der Venus (Aphrodite) von dem die Fabel erzählt, daß, als er für die Bitten der liebeglühenden Nymphe Salmacis taub blieb, diese von den Göttern erlangte, daß der Körper ihres Geliebten mit dem ihrigen verschmolzen würde, um künftig nur Einen Körper zu bilden:

nec foemina dici,
Nec puer ut possint, neutrumque et utrumque videntur.

Ovid.

Daß ein Mädchen genannt nicht sie würden
Noch ein Jüngling, und Keines und Beides sie fernerhin schienen.

Giebt es aber Zwitter? d. h. Individuen, die in sich die Merkmale beider Geschlechter vereinigen, und die Mittel zur Reproduktion besitzen, ohne den Koncurs eines andern Wesens ihrer Gattung? Diese Frage muß bejaht werden, wenn wir sie auf die ganze Kette der organischen Wesen beziehen, ja die Pflanzen sind alle, bis auf eine einzige Klasse, Hermaphroditen, und die Wesen, die der Pflanzenwelt zunächst stehen, sind auch alle mehr oder weniger Zwitter, so z. B. die Zoophyten, Mollusken, Acephalen ꝛc. Dieser Hermaphrodismus der unvollkommensten Thiergattungen ist indeß verschieden: bei den Einen ist er absolut und vollständig, und ein einziges solcher Wesen reproducirt dann seine Gattung, indem es sich giebt, und von sich empfängt; so die Muscheln, Austern, Holothurien, Ascidien, Meersterne ꝛc. Bei den Andern aber bedarf es zur Reproduktion eines ähnlichen Wesens derselben Gattung, wie z. B. bei den Schnecken, wo dann im Akt der Begattung jedes Individuum befruchtet und befruchtet wird.

Diese Disposition der Geschlechtsverrichtungen verändert sich jedoch und verschwindet ganz, jemehr wir in der Thierreihe

aufwärts steigen, und je mehr wir zu den vollkommner organisirten Thieren kommen, und wir finden dann wohl noch Naturspiele und Mißbildungen, aber keine wahre Zwitterbildung mehr. Man darf nur aufmerksam die männlichen und weiblichen Sexualorgane bei den Säugethieren (vorzüglich bei dem Menschen) studiren, um *a priori* zu begreifen, wie wahre Hermaphroditen hier nicht vorkommen können, und es hat auch die Erfahrung (*a posteriori*) gelehrt, daß alle die Fälle, die man (bei Menschen) für Zwitter gehalten hat, nur einem Aberglauben, oder einer Unkenntniß der Anatomie und Physiologie ihr Entstehen verdankten.

Seit den Fortschritten und der Ausbildung dieser Wissenschaften, und besonders seit ihrer genauern Anwendung auf die gerichtliche Medicin, hat man mit besonderer Vorliebe alle jene Fälle wieder untersucht, die man sonst mit dem weiten Namen: Hermaphroditen bezeichnete, und die verschiedensten pathologisch-anatomischen Bildungsformen entdeckt, die allerdings bei oberflächlicher Untersuchung eine Vereinigung der beiderseitigen Geschlechtsorgane vermuthen lassen konnten. So hat man einen scheinbaren Hermaphrodismus beim männlichen, einen scheinbaren Hermaphrodismus beim weiblichen Geschlecht, und einen sogenannten neutralen Hermaphrodismus kennen gelernt, nämlich solche Individuen, die keine bestimmt ausgesprochnen Geschlechtsmerkmale besitzen.

Bei der scheinbaren Zwitterbildung im männlichen Geschlechte bildet das Scrotum (s. Geschlechtstheile) in seiner Mitte eine Spalte, die zu der Meinung einer vorhandenen Vagina Anlaß gab, um so mehr, da bei solchen Menschen die Ruthe meist sehr klein und von so geringem Umfang ist, daß man sie wohl übereilt für eine mißbildete Clitoris ansehen konnte. Dieser Hermaphrodismus ist der gewöhnlichste. (Wir bleiben begreiflich nur bei den allgemeinsten Belehrungen stehn, da specielle *Data* ganz und gar nicht hierher gehören.) Solche Fälle haben oft Anlaß zu den sonderbarsten gerichtlichen Verhandlungen gegeben. Menschen, die man viele Jahre lang, als zum weiblichen Geschlechte gehörig behandelt hatte, wurden plötzlich angeklagt, Mädchen zu Müttern gemacht zu haben, und bei der gerichtlich-anatomischen Untersuchung fand sich denn

auch in der That ein Zustand der, freilich verbildeten, Sexualorgane, der über die Virilität solcher Individuen keinen Zweifel ließ.

Grade entgegengesetzt ist die scheinbare Zwitterbildung im weiblichen Geschlechte. Hier entsteht der Irrthum am häufigsten durch eine übermäßig vergrößerte Clitoris, die man dann für ein männliches Glied nahm. Diese Vergrößerung kommt besonders häufig in den heißen Klimaten vor, und wir haben schon gesehn, daß in diesen Gegenden, um Mißbrauch zu verhüten, dies so entartete Organ häufig weggeschnitten wird. Ein weniger gewöhnlicher Irrthum entsteht in diesen Fällen durch einen sogenannten Vorfall (ein Herausfallen) der Gebärmutter, die man dann, je nach dem Grade des Uebels, bald für ein männliches Glied, bald für ein Scrotum hielt. Solche Fälle, von geschickten Aerzten richtig erkannt, wurden nicht selten auf ihren richtigen Standpunkt zurückgeführt, und man hat Beispiele, wo eine geschickte Behandlung solche Individuen ihrem wahren Geschlechte wiedergab. Wer weiß, wie oft die alten Mythen von Frauen und Mädchen, die in Männer verwandelt wurden, eben diese Erklärung zuließen!

Die neutrale Zwitterbildung bietet gleichfalls zwei verschiedene Arten dar. Die eine könnte man durch eine Abwesenheit aller deutlichen Geschlechtsmerkmale, die zweite durch eine monströse Vermischung der beiderseitigen äußern Geschlechtsorgane bezeichnen. Jene Bildung findet Statt bei Individuen, die ursprünglich männlich sein sollten, und bei denen sich dann nur die Sexualtheile nicht regelmäßig entwickelt hatten. Dies soll, nach mehreren Beobachtern, z. B. Metzger, bei dem berühmten Maria Dorothea Derrier der Fall gewesen sein, über den so viel gestritten worden ist, und den Einige, wie Hufeland und Mursinna, für ein Mädchen, Andre, wie Stark, Martens, Marc, für einen Mann gehalten haben.

Von der zweiten Klasse, von solchen Doppelwesen, bei denen männliche und weibliche Geschlechtsorgane mehr oder weniger verkrüppelt neben einander lagen, sind verschiedene Beobachtungen bekannt gemacht worden. Viele Aerzte und Physio-

logen haben *a priori*, theils aus anatomischen und teleologischen Gründen, theils nach Ansichten der Naturphilosophie, die Möglichkeit solcher Bildung zu widerlegen gesucht, allein Ackermann hat sie nur neuerlich wieder genügend dargethan. Selten aber sind dergleichen Subjekte lebensfähig, und niemals sind sie zeugungsfähig. Giebt es also auch seltene Beispiele von Zwittern der Bildung nach, so sind sie es doch nie in Bezug auf die Verrichtung, wie man sonst fälschlich annahm, und alle Geschichten von Zwittern, die zugleich gegeben und empfangen haben sollen u. dgl., sind in das alte Reich der Mährchen und Fabeln zu verweisen, das die aufgeklärteren Naturwissenschaften neuerer Zeiten so glänzend bevölkert haben!

Bayerische Staatsbibliothek München

Register.

Seite

M.

Mädchen 1
Mann 12
Mannbar 19
Mannbarkeit 21
Matrone . . . . —
Megalanthropogenesie —
Mensch 25
Mieder 29
Milytta 30
Minne 32
Mode 35
Mönch 39
Monatskrise . . . 42
Mond 48
Monogamie . . . 50
Mund . . . . —

N.

Nacht 51
Nackt 60
Nägel 61
Nase . . . . —
Natürliches Kind . 66
Neglige . . . . —
Nestel 67
Nestelknüpfen . . —
Nonne 71
Nuditäten . . . 76
Nymphomanie . . —

O.

Odaliske . . . 77
Ohr . . . . —
Orgien . . . . —

P.

Paederastie . . . 78
Pantoffel . . . —
Perrücke . . . 79
Phallus . . . 82

	Seite
Phantasie	—
Philtra	86
Physiognomie	—
Platonische Liebe	89
Polygamie	96
Pollution	—
Pubertät	100
Putz	101
R.	
Reife	105
Reifrock	109
Reinlichkeit	112
Reize.	116
Ringeln	121
Runzeln	123
S.	
Schaam	125
Schlaf	128
Schminke	130
Schnupftuch	134
Schnurrbart	136
Schnürleib	137
Schönheit	141
Schönpflästerchen	142
Schürze	143
Selbstbefleckung	144
Serail	152
Seufzer	155
Sexualorgane	156
Shawl	—
…nne	157
Sinnenkälte	157
Sohle	159
Sonnenjungfrau	160
Sopha	—
Spadonen	161
Statur	—
Stirn	—
Strumpf	162
Strumpfband	163
Superfötation	164
Schwangerschaft	—
Sybarit	167
T.	
Tändeleien	168
Taille	169
Tanz	—
Tastsinn	176
Teint	177
Temperament	179
Thierliebe	180
Toilette	—
Tribaden	—
Troubadours	181
U.	
Ueberfruchtung	182
Unfruchtbarkeit	184
Unmäßigkeit	188
Unschuld	195
Unterrock	196
Unvermögen	—

	Seite		Seite
V.		Wohlbeleibtheit .	260
Verliebt . . .	203	Wohlgeruch . .	263
Verschnittene . .	206	Wollust	265
Vestalin . . .	207	Wuchs	288
Vielweiberei . .	212		
W.		Z.	
Waden . . .	222	Zähne	291
Wange . . .	223	Zeugung . . .	293
Wäsche . . .	224	Zeugungstrieb . .	311
Weib . . .	227	Zunge	312
Wittwe . . .	254	Zwitter . . .	313

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Bö

Anthr. 206 r

Eros.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eros oder Wörterbuch über die Physiologie und über die Natur- und Cultur-Geschichte des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität

Bd.: 2

Berlin 1823

Anthr. 206 r-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255724-6